

Psychologisches Institut
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i.Br.

Robert Heiß
Allgemeine Psychologie

Vorlesung im Sommersemester 1937 an der Universität Köln

Biographische Daten von Robert Heiß

Schriftenverzeichnis

Vorwort von Jochen Fahrenberg

1990

Vorwort

In dieser Vorlesung gibt Robert Heiß eine Einführung in die Psychologie. Der philosophisch geprägte Ansatz seines psychologischen Denkens wird hier in der Darstellung des Leib-Seele-Problems, bei Themen wie Wahrnehmung und Vorstellung, Erlebnisstrom und Ichqualität deutlich. Es sind überdauernde Fragen nach den Prinzipien der Psychologie - auch wenn sich die Begrifflichkeiten ändern und die Literatur mit empirischen Beiträgen inzwischen zu einer Flut anwuchs. Auch als psychologiegeschichtliches Dokument bleibt diese Vorlesung aus dem Sommersemester 1937 an der Universität Köln interessant.

Die Datierung des im Nachlaß gefundenen Manuskripts ist gut gesichert. Die einzelnen Vorlesungen sind handschriftlich von 1 bis 42 nummeriert, und das erste Manuskript trägt die Jahreszahl 1937. Folgt man dem Personal- und Vorlesungsverzeichnis der Universität Köln, so hat Heiß für das Sommersemester 1937 eine Vorlesung "Allgemeine Psychologie 4 St. Mo Di Do Fr 11-12" angekündigt. Es gibt weitere Hinweise, die eine spätere Datierung des Manuskripts unwahrscheinlich machen: In den Vorlesungen ist kein jüngerer Buch als die 1936 erschienene "Charakterologie" von Helwig zitiert. Die 8. Vorlesung ist in ein Blatt eingelegt, dessen Rückseite einen Briefentwurf vom 10.4.1937 enthält, ebenso die 25. Vorlesung mit dem Datum 19.5.1937. Die Anzahl von 42 Vorlesungen spricht bei vier Terminen in der Woche für ein Sommersemester. Die 42. Vorlesung ist der letzte Text dieser Serie, doch er endet ohne den ausdrücklichen Schluß einer Vorlesung, so daß vielleicht noch folgende Texte verloren gingen.

Als Lehrveranstaltungen im Fach Psychologie - neben denen im Fach Philosophie - hat Heiß seit dem SS 1931 etwa jährlich eine Vorlesung oder Übung zur Charakterologie angekündigt. Nach der Ernennung zum nichtbeamteten a.o. Professor mit dem auf "Psychologie und Charakterforschung" erweiterten Lehrauftrag (20.8.1936) und der Ernennung zum kommissarischen Leiter des Psychologischen Instituts (SS 1938) bzw. Leiter des "Instituts für experimentelle Psychologie" (WS 38/39) rückte die Psychologie in den Vordergrund. Im SS 1937 hält er die erste große Vorlesung - der vorliegende Text - mit dem Titel "Allgemeine Psychologie" 4 St.; im WS 1937/38 folgen "Ausgewählte Kapitel aus der Charakterkunde" 1 St.; im SS 1938 "Normales und Anormales im Seelenleben des Menschen" 2 St.; "Übungen über neuere psychologische Arbeiten" 2 St. und "Übungen zur Graphologie" 2 St. Im WS 1938/39: "Psychologie" 2 St., "Übungen über die Methoden der Charakterologie" 2 St. und "Übungen zur Graphologie II" 2 St.; im

SS 1939: "Entwicklungspsychologie" 2 St., "Neuere psychologische Literatur" 2 St., "Psychologisches Praktikum II" 2 St.

Erwähnenswert sind die philosophischen Themen, mit denen sich Heiß in jenen Jahren - von allgemeinen Einführungsveranstaltungen abgesehen - befaßte: Einführung in das Erkenntnisproblem, Übungen zur Phänomenologie (WS 30/31); Kants Vernunftkritik, Descartes (SS 31); Übungen zur Methode der Philosophie (WS 31/32); Hegel und Marx (SS 32); Leib und Seele, Kant (WS 32/33); Erkenntnistheorie, Logik (SS 33); Naturphilosophie, Erkenntnistheorie (WS 33/34); Logik (WS 34/35); Kant, Geschichtsphilosophie, Vorsokratiker (SS 35); Hegels Logik (SS 36); Theorie der Geschichte (WS 36/37); Die geschichtliche Herkunft der Philosophie, Dilthey (WS 36/37); Hegel (SS 38); Entstehung und Werdegang des neuzeitlichen philosophischen Bewußtseins (WS 38/39); Existenzphilosophie (SS 39).

Mehrere Themen der Vorlesung "Allgemeine Psychologie" von 1937, insbesondere die Auseinandersetzung mit den Typologien, finden sich in einer deutlich weiter ausgearbeiteten Fassung in dem 1936 erschienen Buch "Die Lehre vom Charakter" (Vorwort mit Datum Juni 1936). Die Vorlesung behandelt darüber hinaus jedoch viele Kapitel der allgemeinen Psychologie, das Leib-Seele-Problem und andere Fragen. Der Text bewahrt den eigentümlichen Stil des mündlichen Vortrags, den viele aus den späteren Jahrzehnten in Erinnerung haben: rhetorisch eindringlich, die Gedanken für die Hörer im Vortrag neu entwickelnd, dialektisch bewegend und außerordentlich anregend, sich mit psychologischen Fragen zu beschäftigen.

Das Manuskript ist eigenhändig an der Schreibmaschine verfaßt worden und weist viele Fehler und Verbesserungen auf. Diese offensichtlichen Tippfehler, Auslassungen, versehentlichen Wiederholungen von Sätzen oder Satzteilen und andere Versehen wurden verbessert, im übrigen wurde jedoch der Text vollständig belassen.

Die für die biographischen Notizen verwendeten Daten stammen aus den Fakultäts- und Universitäts-Archiven, den Institutsakten sowie aus den Personal- und Vorlesungsverzeichnissen der Universität Köln. Der kurze eigenhändige Lebenslauf wurde im Nachlaß gefunden.

Frau cand.phil. Ines Klank sei für die gründliche Zusammenstellung der Bibliographie (gestützt auf die Teil-Bibliographien von Raschke & Michel und Hiltmann & Liebel), und die Hilfe bei der Vorbereitung des Manuskripts gedankt, ebenso Frau Gudrun Boch für die schwierige Abschrift.

Jochen Fahrenberg

Freiburg, im Juni 1990

Erste Vorlesung

Der Name Psychologie deckt heute ein sehr großes Feld wissenschaftlicher Bemühungen, das, was unter diesem Namen erscheint, ist sehr vielfältig und verschieden. Es ist sogar die Frage, ob wir noch von einer einheitlichen Wissenschaft der Psychologie sprechen können, ob in Wahrheit nicht statt einer Psychologie viele Psychologien vorhanden sind. Denn faktisch ist die Psychologie wie die Philosophie, aus der sie ja herausgewachsen ist, ein so verschiedenartiges Gebilde, daß man eher von Psychologien als von einer Psychologie reden könnte.

Die Gründe für diese Tatsache sind selbst sehr viele. Der Hauptgrund ist aber, daß die Psychologie einen Gegenstand hat, der in den verschiedenartigsten Formen und Auswirkungen erscheint. Je mehr die Forschung fortschreitet, desto mehr neue Zusammenhänge und Tatsachen zeigen sich, desto weiter wird das Feld der Psychologie.

Blickt man aber von dieser Entwicklung aus auf die Psychologie, dann ist sie doch nicht recht mit der Philosophie zu vergleichen. Denn in der Philosophie ist die Entwicklung eine andere. In der Psychologie ist die Entwicklung so vor sich gegangen, daß ein Forschungsgebiet sich verzweigt hat, während in der Philosophie immer wieder dieselbe Forschung gleichsam von neuem beginnt. Ganz einfach ausgedrückt, die Psychologie hat sich mehr und mehr zu einer Einzelwissenschaft entwickelt.

Um vielmehr die eigenartige Situation der heutigen Psychologie zu zeigen, müssen Sie an das Beispiel der Medizin denken. Auch die Medizin hat sich in Spezialfächer, wie etwa Chirurgie, Pathologie, Anatomie, innere Medizin, Psychiatrie aufgeteilt. So ist es heute mit der Psychologie. Aus einer ursprünglich einheitlichen Wissenschaft haben sich eine Reihe von Spezialwissenschaften entwickelt. Beispiel: so ist heute ein durchaus eigenes Forschungsgebiet die Psychotechnik geworden. Dazu gehören alle jenen aus psychologischen Untersuchungen hervorgewachsenen Erkenntnisse, die die psychische Eignung für bestimmte Tätigkeiten prüfen. Das moderne Leben mit seinen komplizierten Beruhsanforderungen ist heute durchaus schon auf diese Psychotechnik angewiesen. So kann, um nur ein paar Beispiele zu nennen, heute niemand Lokomotivführer werden, der nicht auf Farbenblindheit, auf Reaktionsgeschwindigkeit usw. geprüft worden ist. Oder wer etwa Flieger werden will, muß eine Reihe von psychotechnischen Prüfungen durchmachen, die letzten Endes alle darauf hinauslaufen, wie weit der Prüfling das Bewußtsein auch in den besonderen Situationen behält und wie weit er überhaupt den besonderen Anforderungen psychisch gewachsen ist, die dieser Beruf an ihn stellt.

Ebenso selbständig ist nun die medizinische Psychologie geworden, die speziell von den Aufgaben des Arztes aus die psychischen Zusammenhänge untersucht. Auch

hier hat sich allenthalben gezeigt, daß mit den körperlichen Veränderungen psychische Hand in Hand gehen, daß eine Reihe von Krankheiten nicht nur körperlich, sondern vor allem psychisch entstanden sind und zu behandeln sind. Ganz abgesehen von den Geisteskrankheiten, deren Gegenstand die erkrankte Seele ist.

Wieder ist eine eigene psychologische Wissenschaft die Lehre von der Verschiedenheit und der psychischen Artung der Persönlichkeit geworden. Denn auch hier hat die Psychologie gezeigt, daß man von den Hauptformen des psychischen Lebens aus verschiedene Formen und Arten der Persönlichkeit erkennen kann, daß man von dort aus Entwicklung und Verhalten des Menschen verstehen kann. Dieser Zweig der Psychologie, der heute unter dem Namen Charakterologie geht, ist auch weitgehend selbständig geworden.

Wenn Sie nur diese drei Beispiele nehmen, medizinische Psychologie, Psychotechnik, Charakterologie - dann sehen sie schon, daß jede dieser Psychologien das Seelische unter bestimmten Gesichtspunkten erforscht und behandelt. Nun hat jede dieser Wissenschaften auch wirklich eigene Methoden und eigene Problemstellungen entwickelt, so daß man wirklich sagen könnte, es sind verschiedene Psychologien, es gibt gar nicht die eine Psychologie, sondern verschiedene Psychologien.

Das ist nun zweifelsohne die heutige Situation der Psychologie, diese Schwierigkeit steht heute für den, der Psychologie lehrt oder lernen will, am Anfang. Darum mache ich von vornherein darauf aufmerksam. Dennoch aber wäre es zu weit gegangen, wenn man nun weiter sagen würde, daß man nur solch einen Teilzweig der Psychologie vortragen kann und es gar keinen Sinn mehr hat, von der Psychologie zu sprechen.

Dagegen spricht nämlich vor allem eins. Alle diese Wissenschaften und Wissenschaftszweige hängen nun doch ineinander zusammen, sie haben letzte gemeinsame Voraussetzungen und das ist eben die Psychologie. Hier hält nun der Vergleich zur Medizin nicht mehr ganz stand. Denn die Medizin hat in diesem Sinn keine solche gemeinsamen Voraussetzungen.

Wir müssen also beginnen zu fragen, worin das Gemeinsame aller psychologischen Arbeit liegt und worin die Einheit der Psychologie liegt. Dabei möchte ich nochmals betonen, daß die Psychologie heute zweifelsohne in einem Übergangsstadium ist. Es ist durchaus möglich, daß die kommende Entwicklung der Psychologie dazu führt, daß die praktischen Aufgaben der Psychologie, wie sie in der medizinischen Psychologie, in der Psychotechnik und in vielen anderen psychologischen Richtungen betrieben wird, allmählich die Psychologie so aufspaltet, daß der ganze Komplex der Psychologie aus einer Reihe von Wissenschaften besteht, die immer selbständiger werden. Es wäre durchaus denkbar, daß gegenüber dieser praktischen Psychologie die allgemeine Theorie des Psychischen, die heute noch stark im Mittelpunkt der Forschung steht, zurücktritt und eine Art Grundlegung wird, von der aber die einzelnen Zweige der Psychologie schon unabhängig sind. Man könnte sich also vorstellen, daß in einer späteren Zeit eigene psychologische Fakultäten existieren, die genau wie die medizinische Fakultät nur Medizin,

so nur Psychologie betreiben. Aber heute ist es nicht so weit und es ist in keiner Weise abzusehen, ob es so weit kommen wird. Das hängt letzten Endes davon ab, wie notwendig die Psychologie im Kulturganzen wird. Heute steht aber vielmehr noch die Frage nach dem Gemeinsamen im Mittelpunkt. Das heißt eben, daß wir noch in dem Stadium sind, wo bestimmte Grundfragen nicht restlos geklärt und erforscht sind.

Wenn wir uns so nun einen Überblick über die augenblickliche Lage der Psychologie verschafft haben, eigentlich nur die Andeutung des Überblicks, dann ist es nun an der Zeit, zu sagen, wie wir denn nun die Psychologie überhaupt bestimmen und definieren. Ganz allgemein gefragt, was ist also Psychologie? Auf diese Frage gibt es eine ganz einfache Antwort: Psychologie ist die Wissenschaft vom Psychischen. Psychologie untersucht - um nochmals den Vergleich der Medizin zu gebrauchen - das Gesamtgebiet des Seelischen ebenso wie die Medizin das Gesamtgebiet des Körperlichen untersucht. Aber diese einfache Antwort enthält eine Reihe von Fragen in sich, die alle auf die eine zurücklaufen: was ist eigentlich die Seele, was ist eigentlich das Seelische? Diese Frage aber ist durchaus nicht so einfach zu beantworten, wie etwa die Frage in der Medizin, was ist der Körper. Denn körperliche Erscheinungen sind sichtbar, sogar zum Teil meßbar, während man von der Seele und von den seelischen Erscheinungen von vornherein sagen muß, sie sind unsichtbar und weitgehend unmeßbar. Und wenn wir bis an den Anfang der neuzeitlichen Psychologie zurückgehen, nämlich bis zu Descartes, dann finden wir geradezu die zwei Definitionen: *res extensa* und *res cogitans*. Körperliche Substanz und denkende Substanz. Descartes sagt aber von der körperlichen Substanz, sie sei sichtbar, ausgedehnt und teilbar, während die Seele unkörperlich, einfach und unzerstörbar ist.

Nun diese Zweiteilung hat eine außerordentliche Bedeutung gewonnen. Und sie ist ausgezeichnet für den Anfang psychologischer Überlegungen geeignet, wemgleich wir sie heute nur in einem begrenzten Sinn halten können. Aber zunächst weist sie uns auf die grundsätzlichen Unterschiede hin. Das Körperliche ist ausgedehnt, sichtbar, teilbar, das Seelische ist nicht ausgedehnt, unsichtbar und unteilbar. An dieser Definition wird nämlich die ganze grundsätzliche Schwierigkeit klar, auf die die Psychologie nicht erst damals gestoßen ist und deren Überwindung eigentlich die größten Schwierigkeiten bereitet: wenn Sie nämlich sich diese Definition genauer betrachten, so steht darin nichts Positives über die Seele, sondern nur Negatives. Die Seele ist nicht sichtbar, sie ist nicht körperlich, sie ist nicht teilbar. Eigentlich bleibt die Frage offen, es wird nur gesagt, was die Seele nicht ist, nicht aber, was sie ist. Aber daß etwas da ist, was Seele ist, das bezweifelt Descartes natürlich nicht. Im Gegenteil, er setzt dieses andere als die zweite Substanz neben das Körperliche. Aber es gelingt ihm nicht zu sagen, was die Seele ist (abgesehen davon, daß es eben die zweite Substanz ist).

Sie können sich diesen Unterschied für alle psychologischen Überlegungen gar nicht grundsätzlich genug klar machen. Der Körper ist unmittelbar erfassbar, die Seele nicht unmittelbar. Und lassen Sie sich das einmal an ganz simplen Tatsachen vergegen-

wärtigen: wenn jemand den Arm hebt, dann sehe ich das, wenn jemand etwas denkt und es nicht sagt, so sehe ich es nicht, manchmal kann ich es erraten. Wenn jemand körperlich krank ist, so merkt er das an Schmerzen, an Fieber usw., wenn jemand seelisch krank ist, dann ist es durchaus nicht so einfach, jedenfalls nicht so früh erkennbar, es bedürfte also einer ganz anderen Entwicklung der Untersuchungstechnik, ehe man frühzeitig geistige Krankheiten bestimmen konnte und noch heute ist es so, daß wir sie eigentlich erst dann erkennen, wenn es zu spät ist. Wenn jemand sich körperlich verändert, können wir das unmittelbar beobachten, eine seelische Veränderung können wir nur indirekt erschließen. Wir können unmittelbar sehen, ob jemand groß oder klein ist, wie beschaffen seine Muskeln sind usw., wes Geistes Kind jemand ist, läßt sich durchaus nicht so unmittelbar erfassen. Um es mit einem Wort zu sagen, bei der Betrachtung des Körperlichen haben wir wenigstens immer den unmittelbaren Ausgangspunkt, in der Betrachtung des Seelischen haben wir keinen unmittelbaren Ausgangspunkt, die körperlichen Vorgänge können wir zum großen Teil sehen, die seelischen müssen wir erschließen. Die körperlichen Vorgänge sind da und lassen sich nicht leugnen, von den seelischen wissen wir unmittelbar gar nicht, ob die da sind, und es hat zu allen Zeiten Forscher gegeben, die sie geleugnet haben. Noch vor fünfzig Jahren hat eine neue Richtung der Psychologie, der sogenannte Behaviorismus, versucht, das Seelische auf Verhalten zurückzuführen. Gleichzeitig hat aber der Begründer dieser Psychologie kühl und freundlich gesagt, daß er nicht an die Seele glaube. Ich bringe Ihnen diese Sätze wörtlich, weil sie so außerordentlich instruktiv für diese Grundschwierigkeit der Psychologie sind. Watson sagte nämlich: "Mit Ausnahme des Behaviorismus ist alle Psychologie dualistisch, d.h. wir haben eine Seele und einen Körper. Man findet dieses Dogma in der Psychologie der ältesten Zeiten. Niemand hat je eine Seele berührt oder sie in einer Versuchsröhre gesehen, oder trat in irgend welche Beziehung zu ihr, wie zu anderen Objekten der täglichen Erfahrung. Zweifelt man aber an ihrer Existenz, gilt man als der größte Ketzler und riskierte einst sogar seinen Kopf. Selbst heute wagen Männer in öffentlichen Stellungen nicht, das Vorhandensein der Seele in Frage zu stellen". Nun, es läßt sich nicht leugnen, daß keiner noch eine Seele berührt hat und daß vor allem sie noch keiner in einer Versuchsröhre gesehen hat. Ja wir wissen sogar, daß sie auch keiner in einer Versuchsröhre sehen wird.

So steht am Ausgangspunkt aller Psychologie und stand vor allem die Frage, was ist denn eigentlich die Seele. Und immer wieder gab es Denker, die wie Watson sagten, es gibt sie nicht. Die Psychologie aber kam recht oft in die Situation, beweisen zu müssen, daß es eine Seele gibt, ja es gibt Zeiten, deren ganze Psychologie eigentlich in dem Versuch, die Seele zu beweisen, besteht. Das aber ist eine gefährliche Lage für eine Wissenschaft, sozusagen die gefährlichste, wenn sie damit beginnen muß, ihren Gegenstand zu beweisen. Ich möchte gleich sagen, daß ich das auch für einen ganz verfehlten Anfang der Psychologie halte. Ich werde also nicht etwa mit dem Beweis beginnen. Das Problem freilich muß man aufzeigen, einfach um die besondere Lage der

Psychologie zu zeigen. Im übrigen aber kann der Weg nicht der sein, nun etwa einen Beweis für das Vorhandensein der Seele zu geben, sondern man kann nur sich darauf einigen, was ist es, was das Seelische ausmacht.

Aber es ist ganz klar, daß eben diese Schwierigkeit, die Frage ob es überhaupt Seele gibt, es von vornherein auch schwierig macht, zu sagen, was ist Seelisches. Diese Schwierigkeit ist es wohl hauptsächlich, die die Psychologie so langsam vorankommen läßt. Und einen Blick auf die Bestimmungen dessen, was Seele ist in der Geschichte der Philosophie und Psychologie, ist durchaus nicht ermutigend. Ganz ursprünglich heißt Psyche im Griechischen wohl Lebenshauch und dieser Lebenshauch, der Atem, wurde als Kennzeichen des Lebens erkannt. So daß Seele im ursprünglichen griechischen Sinn eigentlich Lebensträger heißt. Die naive Auffassung ist also nicht nur die, daß es Seele gibt, sondern die, daß Seele das Wichtigste am Leben ist. Aber es ist ganz charakteristisch, daß mit dem Augenblick, wo die wissenschaftliche Forschung beginnt, schon in Griechenland, schon bei den Vorsokratikern, sofort die umgekehrte Tendenz einsetzt, die Seele aus Körperlichem abzuleiten, nicht mehr die Seele als Lebensträger, sondern das körperliche Leben ist als Seelenträger anzusehen. Dies aber ist ein Punkt, auf den wir noch öfter stoßen werden. Und von da ab wechseln nun eigentlich die Bestimmungen der Seele nach allen Richtungen. Ich greife ein paar heraus. Fechner, der Begründer der Psychophysik, von dem wir auch noch gelegentlich zu sprechen haben werden, sagt, Seele ist die Selbsterscheinung desselben Wesens, was als Körper äußerlich erscheint. Danach ist also Seele gleichsam das Innere des Körpers. Halten sie daran fest, daß Seele hier nicht mehr als Lebensprinzip aufgefaßt wird, sondern als die andere Seite des Körperlichen, das Leben erscheint als körperliches und als seelisches. Ein anderer Versuch, das Seelische zu bestimmen, geht nun vom seelischen Leben aus. Seele, so heißt es hier, ist Geschehen, Vorgang, Ablauf. Danach wird Seele - so bestimmt Wundt - als das Subjekt erklärt, dem wir die einzelnen Tatsachen des psychischen Lebens als Prädikate beilegen. Seele also gleich Träger des seelischen Lebens. Und nun läßt sich das immer bunter variieren: Seele als Lebenskraft, Seele als Vorgang, Seele als seelisches Leben, Seele als Kraft, Seele als Ausdruck, Seele als Verhalten, Seele als Bewußtsein, Seele als Unbewußtes - so geht das weiter - und meiner Meinung nach zeigen all diese Bestimmungen nur, daß der Versuch, das Seelische als etwas ganz Eigenes zu fassen, mißglückt ist. So gewiß, wie wir ohne den Begriff Seele nicht auskommen, so gewiß ist, daß das Seelische in hundertfachen Abwandlungen erscheint, bald so bald so sich äußernd. Und als Ergebnis dieser vielen Versuche, das Seelische zu bestimmen, muß man geradezu darauf verzichten, Seele in einem Begriff bestimmen zu wollen. Das ist keineswegs nun ein Verlust, sondern ein positives Ergebnis der Entwicklung.

Warum eigentlich ist es dann nicht gelungen, die Seele eindeutig zu definieren, so wie wir etwa eine Definition des Punktes in der Mathematik haben? Um das zu verstehen müssen Sie sich wiederum die Entwicklung vor Augen halten. Und zwar vor allem die neuere Entwicklung. Der großartigste Versuch ist ja immer wieder der von

Descartes. Der Versuch, nämlich Seele als das ganz andere, sozusagen als das Entgegengesetzte des Körpers zu bestimmen. Und woran ist dieser Versuch gescheitert? Daran, daß immer mehr sich gezeigt hat, daß das Seelische vom Körperlichen eben doch nicht ganz abzutrennen ist. Wir müssen heute vielmehr sagen, es gibt keinen Bezirk des Lebendigen, in dem wir nicht auch seelisches Leben finden. Von den einfachsten körperlichen Vorgängen bis zu den kompliziertesten herrscht seelisches Leben. Darum gerade müssen wir heute sagen, ebensosehr ist die ganze Persönlichkeit durch das Seelische bestimmt, wie etwa Stoffwechselprozeß, Art des Atems durch Seelisches bestimmt ist. Am überwältigendsten ist das in der Medizin klar geworden. Hier hat man ja ein Gebiet vor sich, in dem man weitgehend nur mit dem Körperlichen, mit der körperlichen Substanz zu rechnen brauchte. Der Chirurg, der den Blinddarm operiert, muß der sich um seelische Vorgänge kümmern? Unmittelbar nicht, aber es ist heute kein Zweifel mehr, daß das Gelingen oder Mißgelingen einer Operation, die langsame oder rasche Heilung, die Auswirkung einer Operation weitgehend vom Seelischen abhängig ist. Wie aber das Seelische in alle Gebiete des Körperlichen hineinstrahlt, so ist umgekehrt offenbar alles Seelische weitgehend vom Körperlichen bedingt. Und die ganze Entwicklung der Psychologie, insbesondere seit hundert Jahren, läßt sich so zusammenfassen: man erkannte, daß die Psychologie eine zentrale Wissenschaft ist, die überall dort einzusetzen hat, wo Leben ist und lebendige Prozesse ablaufen. Von dort nahm dann auch die sprunghafte Entwicklung der Psychologie ihren Ausgangspunkt. Als das erkannt wurde, da entstand statt der einen Psychologie von der Seele des Menschen, die das Gegenteil der körperlichen Substanz ist - so hatte es Descartes formuliert - die Wissenschaften vom seelischen Leben der Tiere, des Menschen, der Völker, also die Tierpsychologie, Persönlichkeitspsychologie und Völkerpsychologie. Da entstand neben der Psychologie, die nur von der Betrachtung des Menschen ausging, die allgemeine biologische Psychologie, da wurden psychologische Probleme nicht nur von den Erforschern des menschlichen Seelenlebens, sondern von Medizinern, Biologen, Völkerkundlern und Historikern betrieben und da stand dann mit einem Schlag eine Vielheit von Psychologien da.

Nun kann es sich für uns nicht darum handeln, die Gesamtheit dieser Forschungen auch nur annähernd wiederzugeben. Ich will es aber auch nicht so machen, daß ich nun nur ausgewählte Kapitel aus diesen Forschungen nebeneinander stelle und unverbunden stehen lasse. Das hat deswegen keinen Zweck, weil es keine Vorstellung von der ganzen Psychologie gibt. Der Weg, der in dieser Not gegangen wird, ist gewöhnlich der, daß nun die allgemeinen Probleme der Psychologie entwickelt werden. Dabei aber kommt wiederum die Vielfältigkeit des tatsächlich Geleisteten zu kurz.

Ich möchte weder den einen noch den anderen Weg gehen, sondern die Entwicklung der Psychologie zwar unter dem engeren Gesichtspunkt einer seelischen Lehre von der Persönlichkeit durchführen, gleichzeitig aber jeweils dabei die Ergebnisse der psychologischen Sonderdisziplinen wie medizinischer Psychologie, Psychotechnik, Tierpsychologie bringen.

Zweite Vorlesung

Ich möchte nun mit der Darstellung der Psychologie selbst beginnen. Die Grundfrage, die die besondere Lage der Psychologie bedingt, ihre Entwicklung beeinflusst hat und vor allem auch immer der Psychologie vorschwebte, ist die Frage, was denn nun eigentlich das Seelische ist? Wenn ich die Entwicklung und den heutigen Stand der Psychologie als Wissenschaft so zusammenfaßte, daß ich sagte, wir müssen annehmen, daß überall dort, wo Lebendiges ist, auch Seelisches sich findet, so ist damit freilich noch nicht das Seelische selbst bestimmt. Denn das heißt ja nicht, daß das Seelische mit dem Lebendigen identisch ist. Das gerade können wir in diesem Sinn nicht behaupten. Darin liegt der Unterschied zur Psychologie der Antike. Da hat Aristoteles ein für allemal klassisch der Auffassung Ausdruck gegeben, daß das Seelische der Lebensträger ist. Aristoteles bestimmt geradezu die Seele als ἐντελέχεια ἢ πρώτη ὄψιατος φυσικοῦ συνάμει ζωῆν ἔχοντος, die erste Entelechie eines natürlichen Körpers, der potentiell Leben besitzt. Entelechie aber ist geradezu Kraft und Prinzip des Körpers, wir können ruhig sagen: Lebensträger. Dieser Lebensträger tritt für Aristoteles in dreifacher Form auf, als vegetative Seele, als empfindende und als denkende Seele. Dieser Stufenfolge entsprechen dann im Reich des Lebens ebenfalls drei Stufen: Das pflanzliche, das tierische und das menschliche Leben. Die Pflanze besitzt also die vegetative Seele, in der Aristotelischen Terminologie τὸ ψβεπιτικόν, das Tier die empfindende Seele αἰσθητικόν. Zu dieser empfindenden Seele gehört auch schon die Vorstellungskraft φαντασία, denn die phantasia ist eine Nachwirkung der aisthesis. Und endlich gehört dazu die dianoetische Seele, die in doppelter Form als theoretische und praktische auftritt, d.h. die denkende Seele zerfällt selbst in zwei grundlegende Funktionen. Hier sehen Sie den Gedanken, daß die Seele Lebensträger ist, wirklich bis zum Ende durchgeführt. Die Seele ist Entelechie, Lebenskraft und -prinzip, als solche muß sie natürlich auch die wichtigsten Funktionen des Lebens bewirken. So bewirkt also die unterste Seele die Ernährung, die tierische Seele Empfindung, Vorstellung und Gedächtnis, weiterhin Bewegung und Begehren, die oberste Seelenform das Denken und im Zusammenhang damit das Wollen.

Wenn wir übrigens bedenken, welches Erfahrungsmaterial Aristoteles hatte, wie winzig das im Vergleich zu unserem ist, dann muß man vor der Kraft dieser Theorie staunen. Denn diese seelische Theorie ist in ihrem großen und ganzen Ansatz durchaus richtig. Sie ist wie ein Rahmen, in den noch das meiste, was später gefunden wurde, hineinpaßt. Und mit geringen Änderungen behält Aristoteles auch heute Recht. Dabei ist natürlich die erste Änderung die, daß wir nicht mehr sagen würden, die Seele ist die

Lebenskraft, also nicht die vegetative Seele ist die Lebenskraft der Pflanze, die empfindende Seele die des Tieres und die denkende die des Menschen, wohl aber können wir durchaus mit Aristoteles sagen, daß das seelische Leben, das wir bei der Pflanze annehmen, die Vorgänge der Ernährung leitet, daß er schon die wichtigsten Momente im seelischen Leben des Tieres erkannt und daß auch heute wieder angenommen werden muß, daß das Denken eine höchste Form des seelischen Lebens darstellt. Verglichen damit ist etwa Descartes' Auffassung, der den Tieren keine Seele zusprach, ein ungeheurer Rückschritt. Descartes war der schärfste Gegner der aristotelischen Theorie, übrigens gerade deswegen, weil nach seiner Meinung nicht die Seele den Körper bewegen kann. Jede Flamme lehre, so sagt er, daß es nicht die Seele ist, die dem Körper Bewegung und Wärme zuerteilt. Soweit war Aristoteles ja mit seiner Auffassung der Seele gegangen, daß von ihm der Leib das Leben empfängt. Aber Descartes sagt, nicht weil der Körper beseelt ist, ist er lebendig, sondern weil er lebt. Darum kann er beseelt sein. Der Körper stirbt auch nicht, weil die Seele sich von ihm trennt, sondern umgekehrt, weil er tot ist, verläßt ihn die Seele. Leben ist also nicht seelische Bewegung, sondern mechanische, und von dort aus ist es natürlich keine Paradoxie mehr zu sagen, das Tier hat keine Seele, es ist ein Automat.

Nun erscheinen in diesen beiden Auffassungen, der des Aristoteles und des Descartes, zwei antithetische Positionen, zwei entgegengesetzte Standpunkte auch in der Bestimmung des Seelischen. Bei Aristoteles Seele als Lebensträger, als Prinzip der Belebung, bei Descartes Seele als eigenes, vom Körper ganz scharf getrenntes Prinzip, bei Aristoteles daher das Seelische in einem weiten Sinn, bei Descartes in einem ganz engen Sinn. Denn selbstverständlich bleibt in der Konsequenz der Descartesschen Theorie das Denken und Bewußtsein als das eigentlich Seelische allein übrig, alles andere ist körperlich und körperliche Bewegung.

Nun sagte ich aber schon, daß unsere Auffassung der Aristotelischen wieder viel näher steht. Der grundlegende Unterschied aber ist der: Die heutige Psychologie ist zu ihren Auffassungen durch eine Fülle von Beobachtungen gekommen, während Aristoteles ebenso wie Descartes im wesentlichen aus theoretischen Überlegungen zu ihrer Auffassung gekommen sind, aus dem Gesamtaufbau ihres ganzen philosophischen Denkens.

Die Frage aber, die uns zur Gegenüberstellung der beiden geführt hat, war die, wie denn eigentlich Seelisches beschaffen ist. Es ist nun nicht die Meinung der heutigen Psychologie, daß das Seelische mit dem Lebendigen identisch ist, aber ebensowenig ist die Meinung, daß das Seelische vollkommen getrennt vom Körperlichen existiert. Dieses Letztere ist sogar in keiner Weise heute mehr anzunehmen. Aber damit ist noch gar nicht das Ganze gesagt. Wenn wir weder der Aristotelischen Meinung rückhaltlos und keinesfalls der Descartesschen zustimmen können, so nicht deswegen, weil etwa die Wahrheit in der Mitte liegt oder eine dritte Auffassung angenommen ist.

Das ist es gerade nicht. Und die Gegenüberstellung von Aristoteles und Descartes ist darin sehr lehrreich. Beide bestimmen das Seelische, ja eine Bestimmung des Seelischen steht a priori vor aller psychologischen Arbeit. Descartes beginnt damit, daß er die Seele als *res cogitans* bestimmt, nicht weniger aber ist für Aristoteles von vornherein die Seele *Entelechie*. Der Wandel zur modernen Auffassung und die Entwicklung, die dazu geführt hat, zu der Auffassung, die nur sagt, daß dort, wo Lebendiges ist, auch Seelisches ist, liegt einfach darin bei Aristoteles und Descartes Theorie, daß a-priorische Bestimmungen des Seelischen aufgestellt werden und später die Psychologie mehr und mehr mit Arbeitshypothesen auskommt. Der Satz: Seelisches findet sich dort, wo Lebendiges ist, hat durchaus den Charakter einer Arbeitshypothese und nicht mehr. Er ist eine Anweisung, ein Weg, das Seelische zu bestimmen, aber noch keine Bestimmung selbst.

Und um nun das Fazit aus dieser langen Entwicklung zu ziehen, die zwischen Aristoteles und Descartes liegt und die dann nach Descartes eingesetzt hat, so ist es ungefähr so. Die Theorie des Aristoteles sucht das Seelische überall im Lebendigen und Descartes sucht genau umgekehrt das Seelische ganz unabhängig vom Lebendigen zu bestimmen. Der Sache nach ist das, wie gesagt, ein absoluter Rückschritt. Trotzdem ist, in einem anderen Sinn, die Theorie des Descartes ein Fortschritt gewesen. Dieser Fortschritt liegt darin, für seine Auffassung vom Körper die Erfahrung der damaligen Naturwissenschaft zu verwenden, so vor allem die damalige Physiologie, z.B. die Entdeckung des Blutkreislaufes. Er tut damit im Prinzip das, was später die Medizin weiterführt, das Körperliche durch mechanische Methoden zu untersuchen. Der Fortschritt liegt in der Auffassung des Körperlichen. Descartes macht Ernst damit, daß der Körper mechanischen Gesetzen unterliegt, daß also mit anderen Worten der Blutkreislauf ein Vorgang ist, der durch die Pumparbeit des Herzens bedingt ist usw. Damit wird insofern die Psychologie gereinigt, als nun nicht mehr körperliche Vorgänge ohne weiteres dem Seelischen zugeschrieben werden können. Das Rätsel der körperlichen Funktionen kann nicht mehr durch das unbekanntes X Seele gelöst werden.

Durch diese scharfe Trennung von Seele und Leib, die Descartes durchführt, wird nun zwar der bestehende Zusammenhang zwischen Seele und Leib verkannt, das, was Aristoteles richtig gesehen hat, verloren, aber gleichzeitig wird eben dieses Problem, welches der Zusammenhang zwischen Seele und Leib ist, ob überhaupt einer besteht, zum Thema der Untersuchung gemacht.

Mit anderen Worten, es wird die Situation geschaffen, die prinzipiell auch noch die heutige ist. Und von hier aus können Sie nun in einem besonderen Sinn das Wort verstehen: Seelisches findet sich immer am Lebendigen. Die Feststellung des Aristoteles wird von Descartes an zur Frage: "Wie findet sich Seelisches am Lebendigen? Wobei Descartes selbst sagt: Das Seelische ist nicht das Lebendige".

So ist eigentlich nach Descartes das Thema in der Psychologie erst: Wie hängt Seelisches und Körperliches im lebendigen Organismus zusammen? Fast 2000 Jahre hat

die Psychologie gebraucht, um zu einer einigermaßen scharfen Grundfrage zu kommen. Und das liegt daran, daß ihr Gegenstand eben so wenig greifbar und so wenig sichtbar ist. Nochmals sei gesagt, Aristoteles hat es ganz richtig gesehen: Seelisches und Körperliches sind die lebendige Einheit. Descartes hat unrecht, wenn er sagt, das Lebendige, zunächst mechanisch, hat nichts mit der Seele zu tun. Er gibt als Beispiel dafür die Uhr. Wie die Uhr stehen bleibt, wenn das Prinzip der Bewegung, nämlich die Feder reißt, so tritt im menschlichen Leben der Tod ein, wenn das mechanische Prinzip der Bewegung aufhört. Trotzdem und gerade durch diesen Rückschritt in der wirklichen Erkenntnis verdanken wir Descartes die scharfe Formulierung des Problems: "Wie verhält sich Seelisches und Körperliches?"

Aber noch tritt damit die Psychologie nicht aus dem Stadium der Theorie heraus. Und fast die nächsten 300 Jahre der Psychologie sind nur der theoretischen Erledigung dieses Problems gewidmet. Wie hängt Leib und Seele zusammen?

Es ist das sogenannte Leib-Seele-Problem, das vor den Toren der modernen Psychologie steht und das der beste Zugang auch zur heutigen Psychologie ist. Aber da habe ich wieder vorauszuschicken etwas Ähnliches, wie das, was ich gestern entwickelt habe. Ich sagte Ihnen ja gestern schon, daß wir heute nicht mehr eine Gesamtdefinition der Seele geben können. Statt dessen können wir nur auf die Formen, Arten und Erscheinungen des Seelischen verweisen. Das heißt, wir haben keine allgemeine Theorie des Seelischen, vielleicht kommt sie in späteren Jahrzehnten einmal, vorläufig langt keine Theorie aus, um die Fülle der Erscheinungen wirklich zu fassen. Und ähnlich liegt es mit dem Leib-Seele-Problem. Wir haben auch keine Theorie vom Zusammenhang des Seelischen und Körperlichen, sondern die Entwicklung ist genau die gleiche: Wir können nur auf eine Fülle von Arten des Zusammenhangs und Zusammenwirkens verweisen, aber die allgemeinen Theorien geben uns keine Erkenntnis mehr.

Das möchte ich Ihnen zeigen, und zwar am Beispiel der Versuche, das Leib-Seele-Problem durch Theorien zu lösen. Und am Ende dieser Darstellung soll noch deutlicher das erscheinen, was ich gestern schon an der einen Frage durchführte. Genauso wie die Frage, was das Seelische ist, ein ständiger Antrieb der heutigen Psychologie ist, eine ständige Frage ist, die aber nicht mit einer einzigen Begriffsbestimmung gelöst werden kann, so ist andererseits die Frage: "Wie verhält sich Leib und Seele?" zu einem ständigen Problem der Psychologie geworden. Aber auch dieses Problem kann nicht mehr durch eine Theorie gelöst werden. Hier wie dort ist die Situation so, daß man diese Fragen aufstellen muß, heute, nicht allgemein beantworten kann, sondern nur von dort aus nun das Material zeigen kann, das vorliegt in seiner ganzen Fülle. Und das soll Ihnen ebenso wie das Gestrige zeigen, daß Psychologie heute heißt nicht Darstellung von Theorien, sondern Darstellung psychologischer Arbeit.

Nun also zu den Leib-Seele-Theorien. Nachdem Descartes die scharfe Trennung von *res cogitans* und *res extensa* durchgeführt hat, war der Ansatz gegeben. Wenn diese beiden Formen des Lebendigen so völlig getrennt sind, wie Descartes meinte, anderer-

seits aber, wie jeder lebendige Mensch zeigt, verbunden sind, dann ist natürlich die Frage: "Wie stehen sie zueinander, wie kommt es zur Verbindung?" Hier also das Seelische, dort das Leibliche, beide sind zusammen im menschlichen Körper. Die Descartessche Theorie selbst will ich gar nicht ausführlich behandeln. Von ihr kann man noch nicht einmal sagen, daß sie aus der Not eine Tugend gemacht hat, denn für Descartes kommt die Verbindung zustande, indem jeweils Gott selbst eingreift. Das war die Auffassung des sogenannten Okkasionalismus, der vor allem durch Descartes Schüler vertreten wurde. Das ist im Grunde keine wissenschaftliche Lösung mehr, es ist vielmehr das Zugeständnis, daß beide Substanzen so wenig miteinander zu tun haben, daß ihr jeweiliges Zusammenwirken ein Wunder ist, das Eingeständnis der Unerklärlichkeit. Daß sich damit eine spätere Zeit nicht zufrieden gab, ist klar. Die Frage war: "Wie kommen denn nun wirklich Leib und Seele zusammen?"

Es gibt also nun körperliche Geschehnisse und seelische. Nehmen wir einen Fall, wo sie beide Hand in Hand gehen und zwar einen ganz einfachen Fall, nämlich den Schreck. Stellen sie sich also vor, sie erfahren plötzlich einen großen Schreck. Die körperliche Erscheinung ist Erbleichen, Zittern, vielleicht Angstschweiß. Die Physiologie kann Ihnen genau sagen, was hier von der Seite des Körpers aus gesehen vor sich geht. Augenblicklich setzt nämlich eine verstärkte Arbeit des Herzens ein, die sich ja auch im Herzklopfen äußert. Herztätigkeit und Atemtätigkeit nehmen zu, das Blut strömt dem Herzen zu, dessen Ausdruck ist das Erbleichen. Das Ganze stellt sich biologisch als eine außerordentliche Anspannung des Körpers dar. Der Körper ist gleichsam auf dem Sprung. Er sammelt sich für große Anstrengungen. Mit einem Schlag tritt überhaupt eine Umstellung des Körpers ein, die sich nun auch durch vermehrten Stoffwechsel und größeren Verbrauch nachweisen läßt. Das ist ungefähr die körperliche Seite und das Wichtige daran ist, daß der ganze Ablauf ein zusammenhängender ist. Da greift eins ins andere über. Vom Zentralnervensystem aus wird offenbar sofort die Herztätigkeit energiert, d.h. beschleunigt, von dieser erhöhten Herztätigkeit aus beginnt ein beschleunigter Stoffwechsel. Der augenblickliche Zustrom des Blutes zum Herzen ist selbst auch schon wieder durch das vegetative Nervensystem bewirkt. Als Folge dieser ganzen Beschleunigung der körperlichen Vorgänge setzt erhöhtes Atembedürfnis ein und der normale Schluß ist, im Moment etwa, wo die Gefahr vorbei ist und damit die Anspannung nachläßt, Müdigkeit bis zur vollkommenen Erschöpfung. Das Ganze hat etwas von einer Maschine, die auf höchster Tourenzahl läuft.

Aber daneben verläuft ja offenbar ein seelischer Prozeß. Der Schreck wird selbst schon durch ein Erlebnis ausgelöst, beispielsweise durch eine Nachricht, durch das Sehen einer Gefahr. Um den seelischen Charakter recht deutlich zu zeigen, nehmen Sie an, daß der Schreck gar nicht auf eine Wahrnehmung zurückgeht, sondern versetzen Sie sich in die Situation, daß der Schreck erst durch das Nachdenken kommt. So z.B., jemand bekommt eine Nachricht, daß wirtschaftliche Umstellungen bevorstehen. Er erfaßt im ersten Moment die Tragweite dieser Nachricht gar nicht, erst indem er sie be-

denkt wird ihm klar, daß seine Existenz damit in Frage gestellt ist. Und nun läuft dieser Prozeß weiter. Jetzt kommt das Schreckerlebnis, und nun werden die Möglichkeiten durchdacht, nun gehen die Gefühle zwischen Angst und Hoffnung hin und her. Dabei arbeitet ständig das Bewußtsein mit der Frage, was zu tun ist, ob sich ein Ausweg findet. Und das Ganze ist ebenso ein geschlossener Prozeß von seelischen Abläufen, Denken, Erregung, Gefühle und Beschlüsse. Auch dieser Prozeß hat sein normales Ende, wenn etwa die Gefahr vorbeigeht. Das seelische Leben wendet sich dann von diesem Gegenstand ab.

Wie hängen nun die beiden Prozesse zusammen? Bedingt der seelische Prozeß den körperlichen oder umgekehrt der körperliche den seelischen? So müssen wir fragen, wenn wir annehmen, daß beide Vorgänge getrennt sind oder doch wenigstens zu trennen sind. Und so hat immer auch die Leib-Seele-Theorie gefragt. Und da ist die nächstliegende Antwort: Sie hängen zusammen, indem sie aufeinander wirken. Die sogenannte Wechselwirkungstheorie ist entstanden. Sie besagt, daß Seelisches auf Körperliches und Körperliches auf Seelisches wirkt. Das läßt sich nun gar nicht bestreiten. An dem Fall, den ich gebracht habe, ist deutlich, daß das Seelische einen körperlichen Prozeß anstößt und ganz deutlich auch, daß in dem Moment, wo wir durch Nachdenken eine Möglichkeit sehen, der Gefahr zu entrinnen, auch der körperliche Prozeß aufhört. Andere Fälle zeigen aber ebensosehr, daß vom Körperlichen der Anstoß ausgehen kann. So kann genau derselbe physiologische Prozeß, den ich eben schilderte, etwa aus einer momentanen Übelkeit kommen, Herzklopfen, erhöhte Atemtätigkeit, Erbleichen, und dann folgt ein seelischer Prozeß etwa des Erschreckens nach. Das alles scheint also für die Wechselwirkungstheorie zu sprechen.

Die Schwierigkeit liegt auch nicht in dem Erscheinungszusammenhang, wenigstens nicht in diesen Fällen, sondern in der Theorie. Und zwar sind es zwei Bedenken. Einmal nämlich: Die Substanzen sind prinzipiell voneinander unterschieden, wie sollen sie dann aufeinander einwirken? Diese erste Schwierigkeit ist freilich nicht sehr groß. Sie wäre vielleicht zu beheben, wenn man eben nicht so scharf trennen würde. Die zweite Schwierigkeit aber ist nicht zu überwinden. Sie rührt von unserer ganzen Vorstellung des Mechanischen, von der naturwissenschaftlichen Erkenntnis her. Diese sagt: Das Prinzip der sogenannten Naturkausalität läßt es nicht zu, daß ein körperlicher Prozeß nun etwa in einen seelischen übergeht und dann wieder in einen körperlichen, sondern der körperliche Prozeß hört nicht auf, auch wenn der seelische beginnt. Er läuft weiter und daneben läuft jetzt ein zweiter. Aber woher kommt die Energie dieses zweiten Prozesses? Entweder ist sie körperliche Energie und, dann hat es keinen Sinn zu sagen, daß hier ein seelischer Prozeß abläuft, sondern dann muß man die Konsequenz ziehen und sagen, der seelische Prozeß ist ein körperlicher und nichts anderes. Das hat die Theorie von James und Lange getan. Diese lehrte, das Erbleichen und Erröten, also der körperliche Vorgang, ist der seelische, es gibt daneben keinen seelischen. Das aber ist gerade wieder eine jener Psychologien, die das Vorhandensein des Psychischen

leugnen. Übrigens ganz bewußt leugnen, denn diese Theorie sagt, die seelischen Vorgänge sind sogenannte körperliche Empfindungen. Oder aber man sagt, die seelische Energie wird nicht von der körperlichen Seite her in Bewegung gesetzt, sondern von woanders aus. Und damit gibt man die Wechselwirkungstheorie auf.

Diese Bedenken waren faktisch so groß, daß man auch zu einer anderen Theorie übergegangen ist, der sogenannten parallelistischen.

Dritte Vorlesung

Die Absicht der letzten Stunde war, zu zeigen, wie die Psychologie in ihrer jüngsten Entwicklung allmählich aus dem Stadium der großen psychologischen Theorien übergetreten ist in das Stadium der forschenden Untersuchung. Das wollte ich Ihnen vor allem an der Entwicklung eines großen Problems zeigen, nämlich des Leib-Seele-Problems.

Um den Zusammenhang herzustellen: Dieses Problem wird in der aristotelischen Psychologie nicht so dringend. Wenn nämlich die Seele der Lebensträger ist, dann ist die Frage, wie Leib und Seele zusammenwirken, eigentlich keine Frage der Psychologie, sondern eine Frage der Biologie. Setzt man überdies von vornherein als Grundtatsache, daß überall, wo Lebendiges ist, auch Seelisches ist, dann kann es gar nicht erst zur Frage kommen, in welcher Weise das Seelische zum Leiblichen gehört: Leben als Einheit von Seele und Körper.

Anders aber, wenn man die Trennung von Descartes durchführt, hier körperliches Geschehen, dort seelisches. Ich zeigte Ihnen, wie nun die Wechselwirkungstheorie sich den Zusammenhang vorstellt und möchte Ihnen heute zunächst die Parallelismustheorie entwickeln, deren ersten Ansatz ich Ihnen schon gab. Sie behauptet, daß jedem psychischen Vorgang im Körper ein physischer gleichgeordnet ist. "Körperliches hängt mit Körperlichem, Seelisches mit Seelischem nach kausaler, Körperliches mit Seelischem aber nach parallelistischer Gesetzmäßigkeit ursprünglich und unerklärbar zusammen", sagt Becher. Der eigentliche Begründer des Parallelismus ist Fechner, aber der Parallelismus hat unter den großen Psychologen viele Anhänger gefunden. So ist z.B. Wundt, der Begründer der experimentellen Psychologie, ein Anhänger des Parallelismus.

Auf die Anfangsschwierigkeit des Parallelismus machte ich schon aufmerksam. Der Parallelismus sagt, seelischer Vorgang und körperlicher sind gleichgeschaltet koordiniert. Wir nehmen nun also an, daß bei A ein Lichtstrahl unser Auge trifft. Dieser Lichtstrahl, so lehrt uns die Physiologie, erzeugt über den Sehnerv hinweg einen Großhirnprozeß. Die nervöse Erregung wird also über die Sehbahn zum Großhirn geleitet. Bei C nehmen wir an, der Großhirnprozeß endet, tritt aus dem Großhirn aus und geht nun auf einer sogenannten zentrifugalen Nervenbahn zum Muskel. Jetzt wird der Muskel in Tätigkeit gesetzt, wiederum durch nervöse Erregungen, und nun setzt eine Handlung ein. Diese ist die Antwort auf den Wahrnehmungsvorgang. So können

wir uns also zunächst den Nervenprozeß vorstellen, der dazu führt, daß wir einen Gegenstand, den wir bemerkt haben, beispielsweise ergreifen.

A B C D

Großhirn

Leibliche Vorgänge

Daneben aber läuft nun ein zweiter Prozeß. Dieser beginnt in dem Moment, wo die Wahrnehmung beginnt, d.h. genau in dem Moment, wo der Lichtstrahl zum Großhirn gelangt ist. Das geht übrigens nebenbei bemerkt durchaus nicht so schnell vor sich. In den sensiblen Nerven pflanzt sich eine Erregung mit einer Geschwindigkeit von 30 - 90 m in der Sekunde fort. Die motorischen Nerven hingegen, diejenigen also, die eine Bewegung veranlassen, pflanzen die Erregungen nur mit einer Sekundengeschwindigkeit von 3 m fort. Die Lichtgeschwindigkeit aber ist 300 000 km in der Sekunde. Ist nun der Lichtstrahl mit einer Geschwindigkeit von 30 - 90 m zum Großhirn gelangt, dann setzt da nun ein seelischer Prozeß ein. Hier liegt der Kern der Parallelismustheorie. Es ist offenbar eine Tatsache, daß mit den Großhirnprozessen seelische Vorgänge verbunden sind. Das ist die stärkste Stütze des Parallelismus. Um das gleich an einem Beispiel zu zeigen. Am hinteren Teil der linken oberen Schläfenwindung liegt das akustische Zentrum. Nach seinem Entdecker heißt es das sogenannte Wernickesche Zentrum. Erkrankt dieses Zentrum, so tritt Worttaubheit ein. Das aber heißt, der betreffende Mensch hört zwar noch, er hört sogar Worte, aber er versteht sie nicht mehr. Also die eigentlich seelische Funktion setzt aus. Das zeigt ja sehr deutlich, daß hier ein seelischer Prozeß an einen körperlichen gebunden ist. Hier paßt durchaus das Bild der Gleichschaltung. Wird dieses Wernickesche Zentrum geschädigt, wird also der körperliche Prozeß unzulänglich und fehlerhaft, dann wird dies auch der seelische Prozeß.

Verfolgen wir aber die Parallelismustheorie zu Ende. Also im Punkt B des Ablaufes setzt ein zweiter Prozeß, dem ersten gleichläufig, ein. Das aber ist ein seelischer Prozeß. Er verläuft nun genau wie der Großhirnprozeß von B nach D als leiblicher, so als seelischer. Nun ist von dieser Auffassung zu sagen, daß eine Reihe von seelischen Erscheinungen nicht weniger unmittelbar für den Parallelismus sprechen wie andere, die ich gezeigt habe, für die Wechselwirkungstheorie, z.B. der Schmerz. Hier ist es ganz unmittelbar so, daß körperlichen Empfindungen seelische Gefühle zugeordnet sind. Aber abgesehen davon ist dann der Parallelismus wieder durch die Forschung, vor allem eben durch die Lokalisationsphänomene, begründet worden.

Darauf will ich für einen Moment eingehen, wegen des Tatsachenmaterials, das in diesem Zusammenhang gebracht wurde.

Wie gesagt also, gegen den Parallelismus spricht von den Erscheinungen her nichts. Genauso wie für die Wechselwirkung sprechen vielmehr eine Reihe von seelischen Erscheinungen auch für die Parallelismustheorie. Dennoch sind gegen den Parallelismus Einwände erhoben worden, die durchaus schwerwiegend sind, nicht weniger schwerwiegend als die gegen die Wechselwirkung. Und sie bekommen vor allem ihr Gewicht dadurch, daß es im Grunde dieselben Einwände sind, die auch gegen die Wechselwirkungstheorie erhoben wurden. Wenn Sie sich erinnern, gegen die Wechselwirkungstheorie spricht das Prinzip der geschlossenen Naturkausalität. Es ist nicht einzusehen, wieso noch ein seelisches Prinzip notwendig ist. Entweder ist der körperliche Prozeß auch der seelische, oder er ist ein anderer, dann aber ist die Wechselwirkung nicht haltbar. Nun, beim Parallelismus liegt es ganz ähnlich. Im Punkt B, so sagten wir, entsteht ein neuer Prozeß, der seelische. Wie ist das möglich? Zunächst so, daß in diesem Punkt B das Körperliche auf das Seelische wirkt. Das heißt, hier entsteht der seelische Prozeß aus dem körperlichen, hier ist eine körperliche Wirkung die Ursache des Seelischen. Nun verläuft dieser Prozeß und endet dann in einer Handlung. Das bedeutet, der seelische Prozeß endet, indem er nun wieder zurückwirkt auf Körperliches. Jetzt haben wir hier wieder eine Wirkung, nämlich die der Seele auf das Körperliche. Betrachten Sie das Ganze, dann sehen Sie, daß wir unvermutet wieder in die Wechselwirkungstheorie zurückgefallen sind. Wir erinnern uns wieder an die Einwände gegen die Wechselwirkungstheorie. Wo bleibt dann die geschlossene Naturkausalität? Was ist dann der seelische Prozeß? Doch wieder eine Abspaltung des Körperlichen. Und wieder kommt dieselbe Frage. Entweder ist der seelische Prozeß hier nur eine Umsetzung des körperlichen Prozesses, und dann muß man die Trennung zwischen Leib und Seele aufgeben, von der man ausgegangen ist. Dann muß man wiederum sagen, seelische Prozesse sind nur verwandelte körperliche Prozesse. Oder aber der seelische Prozeß ist ein eigener. Ist das aber der Fall, dann bleibt völlig rätselhaft, wie er entsteht. Das müssen Sie sich in aller Konsequenz vorstellen. Der seelische Prozeß ist in keiner Weise durch das Körperliche bedingt. Wir müssen annehmen, daß an dem Punkt B nun einfach der seelische Prozeß einsetzt, ohne Ursache, und daß er ebenso wieder aufhört im Punkt D, ohne Wirkung. Wir haben also hier gleichsam ein Zwischenspiel, einen zusammenhängenden Prozeß, der plötzlich da ist und plötzlich verschwindet. Und nun erinnern wir uns, daß die Parallelismustheorie ebenso wie die Wechselwirkungstheorie den Zusammenhang von Seelischem und Leiblichem erklären wollte und sehen, daß diese Erklärung keine ist. Denn sie sagt uns ja gar nicht, wie Seele und Leib zusammenhängen. Sie zeigt uns den Punktzusammenhang gar nicht, sondern gibt uns nur ein Bild. Dieses Bild aber hat erst einen Sinn, wenn wir den unerklärten Zusammenhang schon voraussetzen. Ja, die Parallelismustheorie sagt im Grunde noch weniger als die Wechselwirkungstheorie. Diese behauptet wenigstens einen Wirkungszusammenhang zwischen Seelischem und

Leiblichem. Der Parallelismus behauptet, daß keine Wirkung aufeinander vorliegt und doch eine gesetzmäßige Entsprechung vorhanden ist.

Und nun ziehen wir das Endergebnis für diese beiden Theorien, die lange Zeit die einzigen Möglichkeiten schienen, das Leib-Seele-Rätsel zu lösen. Wir vergegenwärtigen uns zu diesem Zweck noch einmal den Grundansatz. Der lautete, Leib und Seele sind getrennte Erscheinungsreihen, verschiedene Vorgänge, die doch im menschlichen Körper zusammen bestehen. Leib und Seele haben im Leben eine Daseinsgemeinschaft, die nicht hindert, daß sie in der Beobachtung zu trennen sind. Das ist also der reine Tatsachenbefund. Und dieser Tatsachenbefund gibt das Rätsel auf. Die Frage lautet, wie hängen sie dann zusammen? Die Wechselwirkungstheorie sagt, sie wirken aufeinander. Nun können wir im einzelnen Fall nicht leugnen, daß Seelisches auf Körperliches wirkt und umgekehrt. Das ist gar nicht die Frage, wohl aber ist die Frage, ob wir nach dem Prinzip der geschlossenen Naturkausalität noch das Seelische dann als Seelisches betrachten dürfen und in ihm nicht einfach eine Umlagerung der körperlichen Energie sehen müssen. Dem wollte die Parallelismustheorie entgehen, indem sie sagte, das Seelische ist durchaus ein eigener Prozeß, aber er ist mit dem Körperlichen verbunden. Und wiederum ist dieselbe Situation gegeben. Woher kommt dieser seelische Prozeß? Er soll ja keine Umlagerung körperlicher Energie sein, sondern ein eigener Prozeß. Dann bleibt nichts anderes übrig, als zu sagen, er entsteht auf vollkommen rätselhafter Weise aus dem körperlichen Prozeß, bleibt dann mit ihm verbunden und verschwindet auf ebenso rätselhafter Weise wieder. Sehen Sie sich dieses Ergebnis an. Das ist keine Lösung, sondern die Tatsache, von der wir ausgegangen sind. Wir sagten, Leib und Seele stehen in einer Daseinsgemeinschaft, die nicht hindert, daß jede für sich zu betrachten ist. Und eben das kommt als Ergebnis der Parallelismustheorie heraus. Und der ganze Weg dieser Theorien läßt sich jetzt nachträglich so darstellen. Man wollte das Verhältnis von Leib und Seele auf eine Formel bringen. Man ging von dem Wirkungszusammenhang aus. Dann erkannte man, daß dieser Wirkungszusammenhang die Sache nicht erklärt. Darauf setzte man den Zuordnungszusammenhang des Parallelismus ein. Und nun hatte man zwar ein besseres Bild, aber ebenso wenig eine Erklärung. Das Rätsel als solches, die Frage als solche, blieb bestehen. Es gibt keine allgemeine theoretische Antwort für den Zusammenhang von Leib und Seele, wie es ein allgemeines Gesetz für die Gravitation gibt. Wenigstens nach dem heutigen Stand der Forschung nicht.

Und dem ist die praktische Entwicklung der Forschungsarbeit gefolgt. Aus diesen Theorien sind Arbeitshypothesen geworden. Das habe ich Ihnen schon einmal an der Behauptung des Aristoteles gezeigt. Auch wir nehmen nicht mehr an, daß das Seelische der Lebensträger ist, aber die Arbeitshypothese aller Psychologie bleibt die Meinung, daß das Seelische sich im Lebendigen findet. So liegt es auch, betrachtet man folgende Behauptungen: Seelisches steht mit Körperlichem im Zusammenhang. Die Wirkung können wir als allgemeines Gesetz nicht mehr aufstellen, wohl als Arbeitshypothese. Wir können also sagen: es ist immer wieder nachzusehen, ob bei seelischen Vorgängen

nicht körperliche Ursachen mitwirken, und weiter ist zu prüfen, ob ein seelischer Vorgang nicht körperliche Auswirkungen und Folgen hat. Genau dasselbe ist mit der anderen Behauptung, Seelisches und Körperliches stehen in einer Zuordnung. Auch diese Behauptung ist aus einer Theorie zu einer Arbeitshypothese geworden. Wir müssen jeweils fragen, ob bestimmten seelischen Vorgängen nicht körperliche entsprechen und ob körperlichen Vorgängen nicht Seelenvorgänge entsprechen. Und da nun diese Arbeitshypothese vorsichtiger ist, wird in diesem Sinn heute der Parallelismus allgemein anerkannt. Wir nehmen durchaus an, daß jedem seelischen Vorgang ein körperlicher und umgekehrt entspricht. Wenn in manchen Fällen sich zeigt, daß das Entsprechen nicht nur ein Zusammenscheinen ist, wenn wir weiter feststellen können, daß eine gegenseitige Einwirkung vorliegt, ist das ein Ergebnis mehr. Aber solange wir das nicht beweisen können, bleiben wir dabei stehen, daß Seelischem ein Körperliches zugeordnet ist.

Erst von hier aus aber kann ich nun erklären, was ich damit meinte, wenn ich sagte, die Psychologie hat sich in den letzten hundert Jahren ihrer Entwicklung zunehmend von der Theorie zu den Erscheinungen gewandt. Am Anfang der Psychologie stehen Theorien, ähnlich wie der Anfang der Physik und Naturwissenschaft philosophische Theorien waren. Die Naturwissenschaft hat früher den Weg zu den Erscheinungen gefunden als die Psychologie. Wir stehen heute in der Psychologie durchaus dort, wo die Naturwissenschaft im 17. Jahrhundert stand. Aber der Weg ist derselbe zu den Erscheinungen.

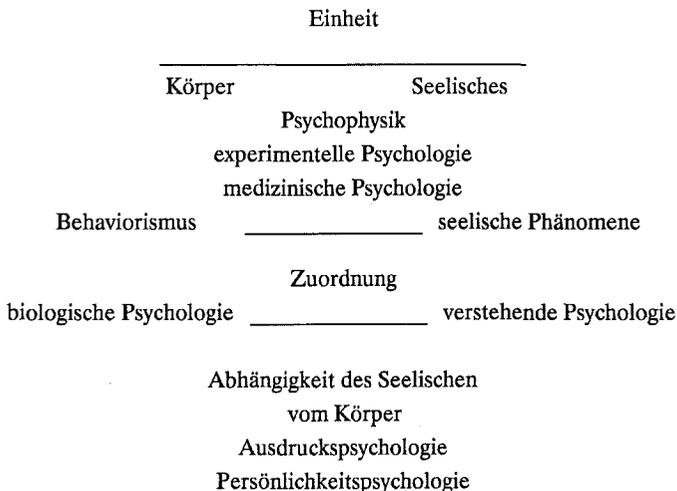
Und die Situation, von der wir heute ausgehen, ist daher so zu verstehen: Erst heute ist uns klar, daß die Fülle der Erscheinungen nicht ohne weiteres unter Theorien gebracht werden kann. Trotzdem war der Weg der Entwicklung über diese Theorien nicht unfruchtbar, im Gegenteil, ihm verdanken wir vieles. Ihm verdanken wir z.B. die eigentliche Forschungsrichtung. Ihm verdanken wir, wenn wir die Aufgabe der Psychologie heute so umschreiben können: Die Psychologie muß das Seelische in all seinen Erscheinungen aufspüren, darf sich aber weder durch das Vorurteil, daß das Seelische der Lebensträger ist (Aristoteles), noch durch das Vorurteil, daß das Seelische etwas ganz und gar Gesondertes ist (Descartes), beeinflussen lassen. Sie muß vielmehr unvoreingenommen daran festhalten, daß es Seelisches gibt und daß es in vielfältiger Form auftritt.

Die Psychologie muß sich weiter darüber klar sein, daß das Seelische in einem ganz besonderen Zusammenhang mit dem Körperlichen steht. Ja, ihre zweite große Aufgabe ist neben der ersten, das Seelische zu zeigen, immer wieder nachzuforschen, welches Körperliche dem Seelischen entspricht. Aber dabei darf sie sich in keiner Weise durch irgend ein Vorurteil beeinflussen lassen. Und jede Theorie, ob es nun die Wechselwirkungstheorie oder der Parallelismus ist, wäre ebenso ein Vorurteil. Nur das gilt, dem Seelischen entspricht ein Körperliches. Diese parallelistische Arbeitshypothese kann anerkannt werden, alles übrige ist Sache der Forschung. Die Theorie besagt sehr

wenig, alles besagt dagegen die Fülle der Erscheinungen, die diese Zusammenhänge in ihrer verschiedenen Art zeigen.

Und wenn ich nun die Vorlesung überhaupt damit begann, daß ich sagte, es gibt heute eigentlich nicht eine Psychologie, sondern mehrere Psychologien, so wird das nach diesen Überlegungen klar. Zeigen wir nämlich von hier aus die Grundsituation der Psychologie, so zeigt sich die Verschiedenheit der möglichen Ansätze.

Dieses Schema versinnbildlicht nun die verschiedenen psychologischen Richtungen und Wissenschaften und zeigt das gemeinsame Feld. Denn das gemeinsame Feld ist durchaus immer die Bestimmung des Seelischen und sein Verhältnis zum Körperlichen. Nur selten gibt es Psychologien, die sich fast völlig - nie ganz - der einen oder anderen Seite zuwenden. So z.B. der Behaviorismus, die biologische Psychologie und auf der anderen Seite die verstehenden Psychologien bzw. philosophische Psychologie, die sich nur mit dem philosophischen Begriff der Seele als Bewußtsein befaßt.



Zugleich aber soll dieses Schema nicht nur eine Art von Übersicht geben, sondern auch in aller Kürze die Entwicklung andeuten. Entsprungen also ist die Psychologie aus der philosophischen Psychologie. Philosophische Lösungen des psychologischen Problems geben Aristoteles und Descartes. Aber nicht nur Sie, sondern jeder große Philosoph zwischen diesen beiden. Dann setzt mit der Psychophysik zum ersten Mal eine Psychologie ein, die nun ganz bewußt sich der Betrachtung der psychischen Erscheinungen zuwendet und dabei das stärkste Gewicht auf die Abhängigkeit des Psychischen vom Physischen richtet. Gefordert war diese Psychologie freilich schon lange. 1860 erscheint die Psychophysik, aber schon das Herbartsche

Lehrbuch der Psychologie, das 1816 erschien, wollte eine mathematische Psychologie, d.h. eine strenge Psychologie, die mathematisch das Psychische untersucht.

Von der Psychophysik ab entwickelt sich sprunghaft der Differenzierungsprozeß. Und die Etappen dieses Prozesses wiederum spiegeln das wieder, was ich Ihnen an der Entwicklung vom Begriff des Seelischen und insbesondere an der Entwicklung der Theorien über das Leib-Seele-Problem gezeigt habe. Aus der Psychophysik wächst die experimentelle Psychologie. Sie ist dann die Grundlage für gewisse exakte Befunde und später die Grundlage für die Psychotechnik, d.h. für die Anwendung der Psychologie zur Feststellung psychischer Beschaffenheiten. Etwa 50 Jahre lang hat sie ausschließlich das Feld behauptet. 1879 hat Wundt in Leipzig das erste psychologische Laboratorium begründet, und bis gegen den Ausgang des vorigen Jahrhunderts war die experimentelle Psychologie beherrschend.

In der Reaktion gegen diese Psychologie, die von verschiedenen Seiten ausgeht, kommt es dann zur Differenzierung. Und zwar entstehen nun ziemlich gleichzeitig aus der Psychiatrie heraus die medizinische Psychologie (Janet L'Automatisme psychologique, 1889), daneben die Persönlichkeitspsychologie und Charakterologie (Dilthey (1894, Ideen), Bahnsen (1867, Beiträge zur Charakterologie)), dann die Ausdruckspsychologie (Klages Graphologie 1910, Charakterologie 1910).

Vierte Vorlesung

Wir beginnen nun also mit der Darstellung der heutigen Psychologie und ihrer Zweige. Das bedeutet aber, daß wir vor allem psychische Tatsachen, Zusammenhänge, Erscheinungen und Auswirkungen darstellen, daß wir uns vor allem immer wieder um die Ergebnisse der Psychologie und nicht so sehr um die Theorien bemühen. Und zunächst soll ein sehr spät entwickelter Zweig der Psychologie, die Persönlichkeitspsychologie, entwickelt werden. Der Hauptgrund, warum ich diesen Zweig nehme, ist der, daß sich hier am deutlichsten die Vorstellung von dem, was man von einer Psychologie erwartet, erfüllt. Denn es ist vor allem die Persönlichkeitspsychologie, die den Menschen als seelische Gestalt versteht und den ganzen Menschen von der Seele aus deutet.

Die Geschichte der Persönlichkeitspsychologie ist sehr alt. Theophrast, der Nachfolger des Aristoteles in der peripatetischen Schule, hat eine Schrift "Ethische Charaktere" geschrieben. Diese Charaktere sind 30 Darstellungen von Menschentypen nach ihrem Verhalten im Leben, z.B. den Abergläubischen, den Bauern usw. Die Schilderung ist meist etwas spöttisch, die Darstellung so, daß man begreifen kann, wenn uns überliefert ist, daß unter Theophrasts Leitung die aristotelische Schule eine Besucherzahl von 2000 Menschen gehabt haben soll. Mit einer unmittelbar und durch keinerlei Theorie getrübbten Darstellungskraft werden hier Bilder nach dem Leben gezeichnet. Das war nun das erste Mal, aber nicht das letzte Mal. Den Griechen lag es besonders nahe, hatten doch schon ihre Dramen, sowohl Tragödien wie Komödien, Charaktere auf die Bühne gebracht. Wir übergehen die ganze Literatur, die dann im Lauf der Jahrhunderte entstanden ist. Eigentlich hat diese Art von Literatur, ein seelisches Bilderbuch von Menschen und seinen Formen zu geben, nie aufgehört. Schon bei Theophrast aber tritt ganz scharf die Methode hervor. Später wurde sie die typologische genannt. Im wesentlichen besteht sie darin, daß von einer seelischen Gesamterscheinung die wesentlichen, eben die charakteristischen Züge genommen werden und zu einem Bild vereinigt werden. Das ergibt dann den Typ. Ohne uns hier auf die erkenntnistheoretischen Diskussionen und auf die methodologischen Erörterungen einzulassen, sei nur gesagt, daß der Typ natürlich immer nur die reine Form, z.B. des Abergläubischen oder des Bauern, nicht die Darstellung einer bestimmten Person beinhaltet. Er entsteht also durch eine vergleichende Betrachtung, die das Wesentliche zusammenfaßt. Das mag für den Augenblick genügen, später, bei der Besprechung methodischer Fragen, müssen wir darauf noch zurückkommen.

Jedenfalls handhabt nun schon Theophrast dieses Verfahren äußerst eindrucksvoll, und auch heute noch sind die Charaktere von ihm eine amüsante Lektüre. Grundsätzlich nun ist von der modernen Persönlichkeitspsychologie zu sagen, daß sie wieder einmal diesen schon oft begangenen Weg gegangen ist, Typen aufzusuchen, die eine Gesamtschilderung eines Charakters geben. Was sich nun aber dabei verändert, wird sich am besten in der Darstellung selbst zeigen.

Eine dieser ersten Typologien war die von dem Schweizer Jung zum ersten Mal in den "Psychologischen Typen" dargestellte.

Zur Darstellung der modernen Typenpsychologie möchte ich von der Arbeit Jungs ausgehen: "Psychologische Typen" (1921). Diese Typologie ist relativ spät erschienen, davor liegen schon eine Reihe anderer Typologien. Aber zu einer ersten Beschreibung ist gerade diese Typologie wegen ihrer Einfachheit besonders geeignet. Mit zwei Sätzen läßt sich eigentlich das Grundprinzip angeben. Jung selbst ist Mediziner, Psychiater und fand ein sehr einfaches Klassifikationsprinzip. Ein Teil der Menschen, so erkannte er, ist in ihrem Verhalten fast ausschließlich durch Objekte der Außenwelt geleitet, bei einem anderen Teil wird das Verhalten umgekehrt durch Erlebnisse ihrer eigenen Persönlichkeit bestimmt. Diese nannte er daher extravertierte oder auswärts gerichtete, die anderen introvertierte oder einwärts gerichtete Menschen.

Wir erinnern uns, daß es sich hier um Psychologie handelt und fragen, was ist daran Psychologie? An dieser Feststellung nämlich. Was wird hier an Psychischem festgestellt? Offenbar zwei Grundformen der Beziehung der Menschen zur Außenwelt. Die Extravertierten lassen sich von der Außenwelt leiten, ihr Verhalten wird von hier aus bestimmt. Die Introvertierten haben keine in diesem Sinn unmittelbare Beziehung zur Außenwelt, sondern sie erleben zunächst sich. Zwei Formen des Seelischen also. Beim Extravertierten ist das seelische Leben auf die Objekte gerichtet, bei Introvertierten ist das Seelische auf sich selbst gerichtet.

Nun kommt natürlich bei jedem Menschen nebeneinander das eine und das andere Verhalten vor. Jeder von uns wird sich in bestimmten Situationen vor allem auf das Außen richten. Denken sie nur etwa an eine Gruppe von Menschen, die ein Straßenunglück erleben. Sie werden alle zunächst von dem Geschehen ergriffen werden. Und ebenso hat jeder Zustände, in denen er mit seinem eigenen Ich beschäftigt ist. Der Kranke, der Schmerzen hat oder derjenige, der über sein Leben nachdenkt, muß sich mit seinem eigenen Ich beschäftigen.

Es handelt sich also nicht darum, daß die einen nur vom Außen und die andern nur vom Innen sich leiten lassen, sondern um verschiedene Einstellungen. Der Extravertierte fühlt sich dann in seinem Element, wenn er Kontakt hat, wenn etwas los ist, wenn er sich mit Dingen beschäftigen kann. Er beschäftigt sich ungern mit sich selbst, lieber flieht er vor sich zu anderen. Der Introvertierte fühlt sich im Betrieb nicht wohl, er sucht nicht den Kontakt, er ist lieber allein, er hängt seinen Gedanken und Stimmungen nach und wird immer vor dem Zuviel des Außen nach Innen flüchten.

Es handelt sich also darum, daß der Extravertierte sich in einer anderen Welt heimisch fühlt als der Introvertierte. Beide haben zwar eine gemeinsame Welt, sie können vielleicht genau unter denselben Umständen leben und doch ist die Einstellung zur Welt eine andere. In diesem Sinne sind es zwei verschiedene Grundformen des Seelischen, insofern die eine Seele nach außen strebt, die andere nach innen. Das zeigt sich nun beharrlich in den verschiedenen Regionen des Lebens. Dem Extravertierten werden die Dinge von außen her klar, dem Introvertierten von innen, der Extravertierte richtet sein Wollen nach außen, der Introvertierte nach innen. Die Erlebnisse des Extravertierten sind vor allem Erlebnisse des Außen, mit sich selbst langweilt er sich, das Leben des Introvertierten und sein Erleben ist ein innerliches, er langweilt sich gerade dort, wo der Extravertierte sich in seinem Element fühlt.

Was wird nun hier eigentlich an seelischen Tatsachen festgestellt? Grundsätzlich zunächst dies, daß die Persönlichkeit kraft ihres seelischen Lebens - sie sehen das Seelische als Ganzes genommen - in einer Beziehung zum Außen und zu sich selbst steht, daß für alles Seelische also die Berührung mit dem Außen und dem eigenen Wesen notwendige Faktoren sind. Geschieden wird also gleichsam Innen- und Außenraum des Seelischen. Die Seele hat eine Innenwelt und eine Außenwelt. Das ist der einfache Grundgedanke dieser Psychologie. Alles weitere ergibt sich aus dem Gedanken, daß nun ganz offensichtlich, wie die Beobachtungen lehren, ein gewisses Entweder - Oder besteht. Die Persönlichkeit neigt mehr zum Innenleben oder zum Außenleben. Beides sind seelische Haltungen. Aber die eine Seele lebt eben in sich, mit sich, fühlt sich behaglich in der Einsamkeit, kommt in schwierigen Situationen zu einem Entschluß nur, wenn sie mit sich allein ist, während die andere Seele in der Welt lebt, die sie vorfindet, sich aufbaut, in der Realität der Objekte, im Kontakt mit anderen, während ihr schwierige Entscheidungen im Gespräch mit anderen klar werden. Dies soll beispielhaft weiter ausgeführt werden. Am deutlichsten zeigt sich Introversion oder Extraversion natürlich in der Beziehung zu anderen. Der Introvertierte hat wenig Kontakt, er ist zu sehr mit sich beschäftigt, er verlangt ein starkes Eingehen auf sich. Der Extravertierte hat starken Kontakt, er ist es, der auf die anderen eingeht, sein natürliches Interesse gilt den anderen. Aber bei genauerer Beobachtung zeigt sich, daß Introversion und Extraversion auch überall anders erscheinen kann. So gibt es etwa den wissenschaftlichen Typ, der Anregung braucht, diskutierend fortschreitet und den einsamen Denker, der mit sich selbst ins Reine kommen muß. Es gibt im religiösen Leben den Menschen, dessen Religiosität in erster Linie sich nach außen wendet. Das braucht übrigens durchaus nicht äußerlich zu sein, wenngleich jene Menschen stark von äußeren Eindrücken gefaßt werden, aber z.B. ist eine Form dieser Religiosität die caritative. Es gibt den Menschen der religiösen Innerlichkeit. Überall im Berufsleben zeigt sich dann dieser Unterschied. Der eine muß vor Aufgaben gestellt werden, die er in der Abgeschlossenheit erledigen kann, der andere ist der geborene Verhandler und würde in der Einsamkeit eines Büros nicht viel leisten usw.

Der Klarheit halber sei gleich gesagt, daß es natürlich Zwischenfälle gibt. Und nebenbei sei hier gesagt, daß das der große Nachteil aller typologischen Methoden ist: die Zwischenfälle. Da hört nämlich der Erkenntniswert der typologischen Methode auf. Aber es gibt, wenn man einmal die Unterscheidung kennt, ganz extreme Typen. Es gibt also den scheuen in sich gekehrten Menschen, der nach jedem Kontakt mit der Umwelt sich wieder zurückzieht, sich erholen muß, dem das Zusammensein mit anderen ausgesprochen Mühe macht, der schwer zugänglich ist. Lernt man so jemanden nun wirklich einmal genauer kennen, dann erweist sich oft ein unendlich kompliziertes und reiches, oft schwieriges Innenleben. Und dann gibt es jenen anderen Typ, bei dem immer wieder erstaunlich ist, wie weit er sich von Eindrücken, Impulsen, Aufforderungen und Gelegenheiten leiten läßt. Oft so stark, daß man das Gefühl hat, diese Menschen haben keine kontinuierliche Linie, sie sind in der einen Umgebung so und in der anderen so. Mit den Situationen wechseln sie ihre Eindrücke und ihr Verhalten, ihre Meinungen sind schwankend, ihre Beweglichkeit, Lebhaftigkeit und Veränderlichkeit aber außerordentlich.

Das ist also der Grundunterschied, der als solcher ja unmittelbar einleuchtend ist. Die Jungsche Typologie wurde schon von ihm selbst, dann aber vor allem von van der Hoop, einem Holländer, weiter ausgebaut. Die Unterscheidung von Jung geht darauf, daß jedes seelische Leben mehr oder weniger der einen Richtung zuneigt. Van der Hoop hat das nun ausgedehnt, indem er das Wesen dieser Unterscheidung an einzelnen seelischen Funktionen untersuchte. Er unterscheidet vier seelische Funktionen: Instinkt, Intuition, Denken und Gefühl. Auch hier ist wiederum zu sagen, daß jede dieser Fähigkeiten in jeder Seele vorhanden ist, aber im seelischen Leben einer Person herrscht für gewöhnlich die eine oder die andere Funktion vor. Ehe ich nun auf die Unterscheidung eingehe, ein Wort zum Prinzip, das ihm zugrunde liegt.

Der Versuch, die seelischen Funktionen zu klassifizieren, ist sehr alt. Am bekanntesten ist die Unterscheidung: Denken, Fühlen und Wollen geworden, die sicher schon bei Aristoteles in der Dreiteilung des Seelischen angelegt ist. Hier ist nämlich deutlich: to *aisdutikon*, also die tierische Seele eine fühlende. Die menschliche Seele eine denkende, während die vegetative Seele eine "unbewußt wollende", würden wir heute sagen, ist. Nun hat freilich die spätere Unterscheidung von Denken, Fühlen und Wollen, wie sie sich bei Tetens etwa in den "Philosophischen Versuchen über die menschliche Natur und ihre Entwicklung" (1776) findet, dann vor allem auch bei Kant einen etwas anderen Sinn. Sie geht im engeren Sinn von der menschlichen, d.h. also der bewußten Seele aus. Denken, Fühlen und Wollen sind danach bestimmte Erlebnisklassen, die des Wollens ist das Erlebnis des Strebens, die des Fühlens ist das Erlebnis der eigenen Zuständlichkeit, die des Denkens das Erlebnis des Erfassens und Verknüpfens. Aber weiter möchte ich in diesem Zusammenhang auf die Klassifikation der seelischen Phänomene und Funktionen nicht eingehen, nur so viel sei gesagt, daß sie äußerst verschieden ist. Je nach dem Ziel der Psychologie wird anders klassifiziert.

Halten wir uns aber vorläufig an die Einteilung van der Hoops, so sehen Sie an ihr das Bestreben, sich nicht auf das bewußte seelische Leben zu beschränken. Zwei Funktionen, und zwar Fühlen und Denken, sind Erlebnisklassen mehr bewußter Art, Instinkt und Intuition aber sind durchaus nicht immer bewußte Vorgänge.

Zur Kennzeichnung der einzelnen Funktionen. Das Wort Instinkt ist bekannt, nicht minder das Phänomen, vor allem aus tierpsychologischen Untersuchungen und Beschreibungen. Was aber Instinkt ist, ist eigentlich eine offene Frage. Van der Hoop aber braucht keine Definition des Instinkts, sondern hält sich an die Erscheinungsform des Instinkts. Der Instinkt des Menschen ist auf das Konkrete eingestellt. Er wird meistens durch Einzelheiten geleitet. Bei Vorherrschen des Instinkts besteht eine große Fähigkeit zur Wahrnehmung von einzelem, ein gutes Abschätzungsvermögen für Brauchbarkeit und Nützlichkeit. Der Instinkt liebt keine Komplikationen, ist - wenn er überhaupt vorhanden ist - äußerst zielsicher. Er drängt nicht zum Bewußtsein, noch nicht einmal zum Gefühl, sondern eben zur Verfolgung der Instinktziele. Dies allgemein vorweg gesagt zum Instinkt. So unterscheidet nun van der Hoop gemäß der Grundunterscheidung von Extravertierten und Introvertierten einen extravertierten instinktiven Typus und einen introvertierten Instinkttypus. Beschreiben wir sie. Der extravertierte Instinkttyp wird in seinem seelischen Leben von außen bestimmt, das ist die Folge zunächst der Extraversion. Dazu kommt das Vorherrschen des Instinktes, d.h. aber eine Neigung zur unmittelbaren Aktivität, ein Ergreifen des Konkreten im einzelnen, eine Bereitschaft, natürlichen und selbstverständlichen Reaktionen zu folgen. Von jeher hat man erkannt, daß der Instinkt am stärksten im Dienste des Lebens steht, stärker als andere seelische Funktionen. So ist der instinktive extravertierte Typ ein Mensch, der vor allem lebt. Er wird beherrscht von der Welt der sinnlichen Wahrnehmung, aus der er seine Ziele nimmt. In dieser Welt fühlt er sich wohl, akzeptiert die Dinge, so wie sie sind, nimmt sich selbst, so wie er ist, ohne viel darüber nachzudenken, und paßt sich den Umständen an. Die Neigung des Extravertierten, in Harmonie mit seiner Umgebung zu leben, wird durch das Vorherrschen des Instinkts noch unterstützt. In allem erscheint dieser Typ Mensch daher als ein ursprünglicher und natürlicher Typ, der um so gewöhnlicher wird, je durchschnittlicher er in seinen Instinkten und Wollungen ist. Oft fällt er auf durch die Fähigkeit einer gewissen Lebenskunst. Die Ideale dieser Menschen sind fast ausschließlich auf die äußere Seite des Lebens gerichtet, und überhaupt sind die natürlichen Funktionen des Lebens, wie Essen, Trinken, Besitz, Stellung, ein starker Faktor in ihrem Leben. Immer wieder siegt über die Komplikationen, die vom Gefühlsleben oder vom Denken kommen, die natürliche instinktive Haltung, so daß Denken und Fühlen nun stark im Dienst des Instinkts stehen. Daher halten sich diese Menschen an Tatsachen, die sie freilich oft mit einer unglaublich feinen Witterung erkennen und durchschauen. Sie besitzen aber nicht den Blick für ein großes Ganzes, sondern ihr Instinkt zeigt ihnen das richtige für sie. So gehören durchaus die Erfolgreichen des praktischen Lebens in die Gruppe der

extravertierten Instinktmenschen. Ärzte, Ingenieure, Techniker, Geschäftsleute mit vorwiegend praktischer Richtung, das sind die deutlichsten Vertreter dieses Typus. Aber überhaupt hat dieser Typ Mensch ein großes Betätigungsfeld und viele Möglichkeiten. Instinkt und Extraversion sind beides Faktoren, die zur Betätigung und zur Praxis prädestinieren. So wird dieser Typ je nach seiner Begabung immer ein Mensch mit vielen Möglichkeiten sein.

Der introvertierte instinktive Typus ist wie die Introvertierten überhaupt nun vor allem durch Impulse und Emotionen geleitet. Das ist ja das Wesen des Introvertierten, daß er sich weniger nach den objektiven Erscheinungen und Tatsachen als nach seiner subjektiven Reaktion richtet. Einfach deswegen, weil diese für ihn die wichtigere ist. Wo aber in diesem Typ nun der Instinkt vorherrscht, da ist es die Innenseite der natürlichen Funktionen, die Triebregung, die vor allem hervortritt. Diesen Menschen fehlt die Tendenz des Extravertierten, sich auszudehnen, statt dessen haben sie die introvertierte Tendenz nach innen. Sie besitzen auch nicht die Beweglichkeit und Erfäßbarkeit des Extravertierten, der immer bereit ist, sich von einer Situation, einem Geschehen, einem Eindruck, mitnehmen zu lassen. Sondern dieser Typ Mensch ruht in sich selbst, in seinen Instinkten. Naturgemäß erscheinen nun hier aber andere Instinkte. Unter den Bauern findet sich mancher instinktiv Introvertierte. Verschlossen, eigenwillig, mißtrauisch, wortkarg, aber mit einer konservativen Zähigkeit und einem starken Beharrungsvermögen wendet er sich den Gegebenheiten seines Daseins zu. Haus, Hof, Familie, Ernte, das sind die Dinge, an denen er festhängt und um die sich sein ganzes, oft sehr reiches Innenleben konzentriert. Dabei ist die Beschränkung von der Instinktseite her gegeben. Er ist mißtrauisch gegen das Neue, gegen die Abwechslung. Er ist nicht kontemplativ, das liegt dem Instinktmenschen nicht, sondern durchaus auf die Tätigkeit eingestellt. Aber es ist eben nicht der Wechsel und die Sensation der Abwechslung, die sein Instinktleben sucht, sondern die Gleichförmigkeit und Beharrlichkeit ist der eigentliche Boden seiner Existenz. In einer anderen Form sehen Sie den instinktiven introvertierten Typ bei manchen Müttern. Da besonders tritt ganz deutlich hervor, wie sich hier Introversion und Vorherrschen des Instinkts miteinander verbinden. Das eigentliche Leben solcher Mütter spielt sich durchaus in der Familie ab. Sie sind ganz und gar auf das Haus, die Kinder und den Mann konzentriert. Hier entwickeln sie eine überraschende Instinktsicherheit, die man bei dem ersten Eindruck, wenn dieser Mensch scheu und zurückhaltend ist, nicht vermutet. Freilich kommt nun diese Instinktsicherheit nicht so sehr aus dem Übersehen der Situation, als eben aus dem instinktiven Erleben der Zusammenhänge. Auch der instinktive Introvertierte in all seinen Erscheinungen hat eine gesunde Basis. Er hat nicht so viele Möglichkeiten wie der Extravertierte, ihm fehlt eben seine Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit. Er ist ruhiger und passiver, aber auch beständiger und tiefer. Er ist seinen Aufgaben durch seine Instinktfähigkeit gewachsen, strebt aber immer danach, sich einen gewissen eigenen Bezirk zu schaffen, in dem er für sich ist. Er strebt nicht nach Betätigung und

breiter Auswirkung, sondern nach einem beschränkten aber sicheren Lebenskreis, wie überhaupt gerade bei dem introvertierten Instinktmenschen stark diese Seite des Instinkts, die Seite der Sicherung und Lebenserhaltung, hervortritt.

Fünfte Vorlesung

Der extravertierte Intuitive und der introvertierte Intuitive sind zwei weitere Typen, die von der Hoop aus der Jungschen Grundanschauung von Extraversion und Introversion entwickelt.

Zur Kennzeichnung der Intuition. Der Begriff Intuition besagt zunächst Anschauung, aber nicht unmittelbare sinnliche Anschauung, sondern im übertragenen Sinn geistige Anschauung. Kennzeichnen wir die Intuition. Alle Intuition hat etwas Augenblickliches und Einmaliges, sie erscheint spontan. Plötzlich begreifen wir etwas, in diesem Sinn ist Intuition, wenn wir eine Sache, deren Richtigkeit wir nicht anzweifeln, nun plötzlich aber verstehen. Oft wirkt Intuition wie ein Blitzlicht, plötzlich erkennen wir, so muß etwas gemacht werden.

Aber das Vermögen dieser Anschauung ist anders gerichtet als der Instinkt. Dieser vor allem ist auf das Praktische gerichtet, die Intuition ist zunächst ein Bedeutungswissen. Natürlich kann eine intuitive Erkenntnis dann praktisch verwandt werden. Das Eigentümliche solcher Erkenntnis ist weiterhin die spontane Gültigkeit, mit der sie auftritt. Intuition ist weiter immer Erkenntnis eines Ganzen, einer Struktur. Wir können in einer Situation instinktiv handeln, dazu brauchen wir keineswegs die ganze Situation zu überblicken, sondern dann tasten wir uns oft wie nachtwandlerisch Schritt für Schritt vor. Demgegenüber enthüllt uns die Intuition eine ganze Situation, wir sehen sie plötzlich in ihren Zusammenhängen

Das Richtige der von der Hoopschen Einsicht ist nun, daß ebenso wie manche Menschen weitgehend von ihrem Instinkt beherrscht werden, andere weitgehend von ihrer Intuition geleitet werden. Aber wenn Sie es so sehen wollen, so müssen Sie Intuition nicht nur als Erkenntnis nehmen, sondern als eine seelische Funktion, die das Handeln, Denken und Fühlen bestimmen kann. In diesem Sinn also ist der intuitive Extravertierte der Mensch, der sich nach außen wendet, in dieser Wendung zum Außen aber nicht im instinktiven handelnden Ergreifen der Dinge, sondern im intuitiven Erschauen von Ganzheiten sich ausweist. Wo dieser Typ Mensch erscheint, da hat er immer etwas, was ihn über den Durchschnitt hinausführt, was ihn von andern unterscheidet. Je stärker die Intuition, desto stärker die Fähigkeit, etwas im Ganzen zu sehen oder etwas originell zu erfassen. Zu diesem Typ gehören Erfinder und Entdecker. Aber der extravertierte Intuitive findet sich auf allen Gebieten und ist dort immer der, der Neues sieht, Möglichkeiten ergreift, die andere noch nicht ahnen. Freilich, die Gestaltungskraft der Intuition ist keine vorwiegend praktische. Es kennzeichnet den Intuitiven, daß er sehr oft die realen Mittel zur Durchführung nicht erkennt, ihm schwebt nur die Idee vor. Er hat das

große Bild, das vor der Verwirklichung steht. Nicht immer ist gesagt, daß er den Weg zur Wirklichkeit damit findet. Die Geschichte der Erfindung und insbesondere der Erfinder ist ein lehrreiches Beispiel dafür. In einem bestimmten Sinn ist der intuitive Extravertierte ein Ausdrucksmensch, d.h. ein Mensch, der etwas sieht und bildhaft ergreift, kraft seiner Extraversion aber sich nach außen wendet. Wandeln wir diese Fähigkeit nach der Seite der Introversion ab, so erscheint nun diese Kraft zu schauen und originell zu erfassen als Sicht auf die inneren Gestalten und Formen des Daseins, ein Erfassen des Prinzipiellen. Unmittelbar bietet sich für den Typ des introvertierten Intuitiven der Künstler an, aber in einem weiteren Sinn gehören zu diesem Typ jene Menschen, deren inneres Leben von inneren intuitiv geschauten Gestalten beherrscht wird. Immer wieder haben solche Gestalten in der Geschichte mächtig gewirkt. Denken Sie an Religiöse, an Dichter, Denker, an all jene, die die Menschen gelehrt haben, das Innere zu sehen. Gerade in dieser Verbindung von Intuition und Introversion findet die Tendenz des Introvertierten zu sich und weg von der Welt ihre größten Gestaltungen. Ja, hier wird jene ganz andere Fähigkeit der Introversion ein Stück klarer. In der Extraversion zeigt sich das Seelische als eine Möglichkeit, die uns umgebende Welt zu ergreifen, sich in ihr zu orientieren. In der Introversion erweist sich das Seelische als Fähigkeit der Gestaltung einer inneren Welt. Gerade in dieser Verbindung erweist sich die Intuition als eine Quelle der Gewißheit, die für die Geschichte der Menschheit von außerordentlicher Bedeutung war.

Wir gehen zu den beiden letzten Typen über, den Denktypen und Fühltypen. Charakterisieren wir vorerst allgemein das Denken, so zeigt sich hier genauer als vielleicht bisher das Wesen der psychischen Funktion. Instinkt und Intuition sind nicht sehr scharfe Begriffe. Das Denken ist ein heute sehr scharf umrissener Begriff. Dazu hat vor allem die Psychologie mit ihren vielen Untersuchungen zum Denken beigetragen. Denken können wir als jenen seelischen Vorgang bezeichnen, der Beziehungen erfäßt und setzt in der Weise des Wahrnehmens, Vorstellens, Erinnerens. Alles Denken verläuft zwischen Analyse und Synthese, d.h. aber, es ist darauf angewiesen, das Ganze in Elemente zu teilen. Und aus diesen Elementen wieder ein Ganzes zu bilden. Das Denken geht als Prozeß in der Weise vor sich, daß es Beziehungen setzt und trennt, Assoziationen bildet und neue Elemente herausgliedert. Deutlich erscheint das Denken in zwei Richtungen, als Fähigkeit der reinen Form, Beziehungs- und Elementererfassung, das theoretische Denken, und als Fähigkeit der Beziehungs- und Formanwendung, das Denken, das wir gewöhnlich mit Intelligenz bezeichnen. Wo nun diese Fähigkeit des seelischen Lebens beherrschend wird, da entsteht der Typ des Denkers, den die Jungsche Schule wieder in doppelter Form kennt, als extravertierten und introvertierten Denktyp. Charakteristisch also ist für Haltung, Einstellung und Handeln dieser Menschen das Denken. Sie versuchen, das Leben vor allem durch das Denken zu bewältigen. Wo aber diese seelische Linie vorherrscht, da drängt sie, gemäß der Eigenart des Denkens, vor allem zum Beziehungserfassen, zur systematischen Ordnung und zur Objektivität des

Wissens. Im extravertierten Denktypen erscheinen nun Menschen, die ihr Leben nach solchen Ordnungen ausrichten, leicht in solche Ordnungen eindringen und von ihnen abhängig werden. Ein Typ, der gar nicht so selten ist, vor allem auch sehr oft in einer etwas flachen Form als Prinzipienmensch erscheint. Immer hängt ihm etwas von Pedanterie und Rationalität an, immer strebt er nach dem Schema und ist glücklich, wenn er nach dem Schema handeln kann. Vor allem der extravertierte intuitive Mensch hat etwas Sprunghaftes, dagegen der extravertierte Denktyp etwas Starres und Schematisches. Sehr oft tritt im Alter dieser Typ plötzlich heraus. Alte Menschen haben gelegentlich das an sich, daß ihr ganzes Denken und Leben wie in einem einmal festgelegten Kreis verläuft. Denn das denkende Erfassen ist ja nicht jenes blitzhafte und augenblickliche Sehen, das der Intuitive kennt, sondern das langsame, systematische und ordnende des Einsehens. Unter diesem Typ finden sich Beamte, Organisatoren und Wissenschaftler. Nicht abzusprechen ist diesem Typ eine gewisse Fähigkeit zum Praktischen. Die extravertierte Haltung drängt ja zur Welt, aber das Praktische wird durch das Theoretische beherrscht und gemeistert.

Der introvertierte Denktyp nimmt auch seine systematisierte Erfahrung zur Richtschnur. Aber bei ihm fällt das ganze Gewicht des Denkens auf die innere Seite. Stärker finden wir daher bei ihnen die Ausprägung des eigenen Denkens. Der extravertierte Denktyp richtet sich vor allem nach anerkannten Normen und Ordnungen, der introvertierte Denktyp sucht sich eine Welt eigener Normen und Ordnungen aufzubauen. Das nach innen Gewandte des Introvertierten zeigt sich bei diesem Typ als eigensinnige, pedantische Entschiedenheit. Das sind jene Menschen, die alles in der Welt gleichsam nur begreifen, wenn sie es auf den Nenner ihres eigenen Systems gebracht haben, die sich starr und ablehnend gegen Dinge und Menschen verhalten, die nicht in dieses System passen. Aber merkwürdig kontrastiert bei ihnen oft die Sicherheit von der Überzeugung ihres Systems mit dem Gefühl der Unsicherheit, was die Durchführung angeht. So erscheint hier vor allem der reine, aber unpraktische Idealist. Ein strenger und konsequenter Vertreter dieses Typs ist Kant. In seinem persönlichen Leben ist überall diese pedantische und etwas unheimliche Ordnung. Unendlich viele Züge dieser Art sind von ihm bekannt. So hatte er die Theorie, daß die Wanzen ihr Gedeihen dem Sonnenlicht verdanken, daher verbot er in seinem Schlafzimmer die Fenster zu öffnen, damit kein Tageslicht und keine Sonne hereinkäme, ja sogar die Läden sollten dauernd zu bleiben. Er selbst ist von einer außerordentlichen Pünktlichkeit. Als er nun einmal mit seinem Freund Green verabredet war und sich zwei Minuten verspätete, da trifft er Green 50 Meter von dessen Wohnung entfernt, wie er im Wagen an ihm vorbeifährt. Green läßt nicht halten, denn Kant hat sich verspätet, und Kant selbst findet das völlig in der Ordnung, denn er hatte die einmal gesetzte Regel durchbrochen. Aber dann sehen Sie wieder das Großartige dieser Haltung in einer anderen Überlieferung. Der alte Kant wird von seinem Arzt besucht. Er ist vor dem Erlöschen, dennoch setzt er sich nicht und bleibt stehen. Schließlich setzt sich der Arzt und da setzt

sich auch Kant mit den Worten: "Noch hat mich das Gefühl für Humanität nicht verlassen". Selbst in diesem Stadium äußerster Erschöpfung erlaubt er sich nicht, die Regel der Höflichkeit zu durchbrechen. Er darf sich erst setzen, nachdem der Besuch sich gesetzt hat. Was sich hier zeigt, finden wir bei dem introvertierten Denktyp oft: seine stärkste Willenskonzentration und ganz regelhafte Aktivität, die sich nach innen richtet. Im Fall Kants ist eine weltgeschichtliche Leistung das Ergebnis, aber nicht selten verspinnt und vergräbt sich der introvertierte Denktyp in Abstraktionen und Grübeleien, in ein Netz von schrulligen Gedanken.

Gehen wir zu der letzten Gruppe über, das sind die extravertierten und introvertierten Gefühlstypen. Wiederum handelt es sich zunächst um eine Charakteristik des Gefühls. Die psychische Funktion des Fühlens läßt sich am besten durch Gefühle wie Lust, Unlust, Stimmung, Zorn charakterisieren. Das deutsche Wort Gefühl hat sprachlich in sich eine gewisse Ungenauigkeit, indem es sich nicht genau von Empfindung unterscheidet. Für psychologische Zwecke muß das aber geschehen. Empfindung im engeren Sinn ist ein unmittelbarer Reaktionsvorgang, z.B. die Schmerzempfindung oder die Tastempfindung. Die Empfindung setzt aus, wenn der Reiz aussetzt, sie kann noch einige Zeit nachklingen, verschwindet dann aber. Das Gefühl ist demgegenüber eine Zuständigkeit, die wohl durch einen Reiz ausgelöst werden kann. So kann uns ein trüber Spätnachmittag melancholisch stimmen. Aber es ist etwas anderes, ob wir die Melancholie eines solchen Nachmittags nur einen Augenblick empfinden - hier sagen wir im Deutschen dann auch gelegentlich fühlen -, oder ob wir selbst nun melancholisch fühlen, d.h. aber, wenn wir es scharf ausdrücken, gleichsam melancholisch funktionieren. Fühlen und Gefühl, in diesem engeren Sinn, ist also eine seelische Linie, die eine eigentümliche positive oder negative Färbung, Tönung und Stimmung hat. Wie wir den Instinkt vom Verhalten her definiert haben, die Intuition vom Erschauen, das Denken von Beziehungssetzen, so müssen wir das Fühlen von den eigentümlich verschiedenen Färbungen des Erlebens aus definieren.

Der extravertierte Fühltyp ist kraft seiner Extraversion dem Erleben, das sich nach außen richtet, zugewandt. Es ist jener Typ, der ganz auf den Gefühlskontakt mit anderen Menschen und Dingen eingestellt ist. Das Streben nach Gefühlsbeziehungen kann geradezu für das ganze Leben beherrschend werden. Es ist merkwürdig, wie diese Menschen in einer Unterhaltung, die sich um sachliche, theoretische oder praktische Dinge dreht, nichts zu sagen und plötzlich lebendig werden, wenn Anknüpfungspunkte zur Welt des Fühlens erscheinen. Und wie in der Unterhaltung, so ist es mit diesen Menschen im Leben. In einer kühlen, sachlichen oder rein praktischen Umgebung verkümmern sie. Die Welt, in der sie leben, ist die Vielheit und Eigenart der menschlichen Beziehungen. Der instinktive Mensch lebt, folgt den Gelegenheiten und wehrt sich, der intuitive existiert in seinen Intuitionen und im Erschauen der Dinge, der Denktyp sieht Probleme, Systeme, Fragen und Lösungen, Ordnungen und Widersprüche, der Fühltyp erlebt vor allem. Für den instinktiven Menschen ist die Welt eigentlich sehr einfach, für

den intuitiven enthält sie einen Reichtum an Gestalten, der Denktyp sucht sie zu klären und auf Formeln zu bringen, der Fühltyp erlebt den Reichtum an Färbungen, Tönungen und Stimmungen, dadurch wird er der Welt inne. So gestaltet sich für ihn die Welt in einem ganz bestimmten Sinn. Er kann die verschiedensten Abstufungen und Tönungen erleben, oft auch zum Ausdruck bringen. Oft gehören große Redner, Schauspieler zu diesem Typ, aber dann finden Sie diesen Typ auch bei Frauen. Dort zeigt er sich in einer eigentümlichen Fähigkeit, Kontakt zu schaffen. Immer drängt der extravertierte Fühltyp zum Ausdruck, aber dieser Ausdruck kann bloße Darstellung sein wie etwa bei Schauspielern, und er kann die täglichen Verhältnisse prägen. Überall dort, wo die Voraussetzung etwa eine gewisse Fähigkeit zur Liebe, zum Aufspüren seelischer Nuancen ist, findet sich der extravertierte Fühltyp ein. So bei caritativen Berufen. Sehr oft ist es die stille Welt der Fürsorge, Betreuung, des liebevollen Mitgehens, in der sich der extravertierte Fühltyp entfaltet. Die großen Pädagogen wie Pestalozzi gehören ihm an. Freilich wird dieser Typ nun stark von dem Verlangen nach Fühlen und Gefühl beherrscht und da er wie kein anderer auf die Beziehungen zu den Menschen angewiesen ist, so erscheint er nun in einer negativen Form dort, wo ihm diese Welt genommen wird oder wo diese seine Einstellung nicht genügend Erfüllung findet. Viele Hysteriker sind Menschen dieses Typs. Hier ist er entartet, hier produziert er, da er seine Erfüllung nicht gefunden hat, Gefühle und Gefühle. Eine andere negative Abart ist der Sentimentale, der am unrechten Ort und bei jeder Gelegenheit Anlaß findet, um Gefühle zu entwickeln. Das Leben der extravertierten Gefühlsmenschen ist starken Schwankungen unterworfen. Es ist oft dramatisch. Das Hin und Her zwischen dem himmelhoch jauchzend und zu Tode betrübt ist für sie charakteristisch.

Sie sehen beim extravertierten Gefühlstyp nun besonders schön wieder das Eigentümliche der Extraversion. Und das gibt mir Gelegenheit, auf ein Mißverständnis hinzuweisen. Man fällt immer wieder in den Fehler, die Extraversion einfach als die Wendung nach außen zu nehmen. Entsprechend dann Introversion als bloße Richtung nach innen. Dann aber, bei dieser Auffassung, wird das Ganze sehr trivial und was schlimmer ist, oberflächlich und unrichtig. Beim extravertierten Fühltyp sehen Sie: Er ist nach außen gewandt, seine Seele ist vor allem den Gefühlseindrücken hingegeben und geöffnet, aber das besagt nicht, daß er äußerlich ist. Im Gegenteil, er lebt in einem Reichtum an Innerlichkeit, aber dieser Reichtum wird erst lebendig im Kontakt mit anderen. Das seelische Leben des Extravertierten entfaltet sich im Kontakt, in der Gemeinschaft, in der Welt.

Und ebenso deutlich sehen Sie nun nochmals das Eigentümliche der Introversion beim introvertierten Gefühlstyp. Hier ist dieselbe Kraft des Fühlens beherrschend, aber hier drängt die seelische Tendenz nicht nach außen, nicht zur Entladung, hier vollzieht sich das Leben nicht im Zusammenhang und im Miteinandersein, sondern im Sichselbstgenugensein und Aufsichbezogensein. Das ist nun der Typ des Menschen, der in der Jugend sanft, träumerisch und zurückgezogen ist, von außen gesehen oft indolent und

unbeweglich. Aber das liegt nicht an der Gefühlsarmut, sondern an der mangelnden Extraversion, an der Unfähigkeit, im Kontakt sich zu zeigen. So behält dieser Mensch sein Fühlen bei sich, ja oft verbirgt er es. Aber in all seinem Fühlen ist auch stärker die Seite des Sich-Selbst-Fühlens. Der extravertierte Gefühlstyp kann, wenn er in eine trübe Stimmung verfällt, die Situation wechseln und so der trüben Stimmung entrinnen. Der introvertierte Gefühlstyp muß seine Stimmungen mit sich selbst abmachen oder aber er kann sie nur mit einem völlig Gleichgestimmten erleben und allenfalls überwinden.

So ist der junge Hölderlin gewesen, tief, verhalten, scheu, verschlossen, bei einem unendlichen Reichtum an Gefühlstönungen. Nicht immer aber findet das so seinen Ausdruck wie bei Hölderlin, in einer Welt der Dichtung, oft bleibt es unentdeckt. Diese Menschen werden gerne verkannt. Sie selbst sind nicht unschuldig daran, zu leicht konzentrieren sich ihre Gefühle auf die eigene Person, zu sehr sind sie ihren Stimmungen ausgeliefert, zu wenig können sie sich mitteilen. Andererseits sind gerade diese Menschen in einer harmonischen Umgebung mit einigen Wenigen eines stillen, aber großen Glücks fähig. Charakteristisch für diesen Typ ist weiterhin das Schwanken zwischen Minderwertigkeitsgefühl und dann wieder stillem Hochmut. Der introvertierte Fühltyp ist nicht selten, aber es ist kein Typ, der in der Öffentlichkeit auffällt. Viele Dichter gehören ihm an, aber es ist naturgemäß eine kleine Auslese, die gerade hier sich zeigen und erweisen kann. Sieht man aber genauer zu, so entdeckt man diesen Typ dort, wo er seine Domäne hat. In festliegenden, harmonischen Verhältnissen, im Familienleben, überall dort, wo das Leben in einer gewissen Abgeschlossenheit, gleichzeitig aber einem Reichtum an Gefühlstönungen abläuft. Da kann er dann eine starke Wirksamkeit entfalten.

Damit möchte ich nun die Darstellung dieser Typen abschließen. Wenn ich jetzt im folgenden nun kritisch das Ganze überprüfe, dann möchte ich damit keineswegs den Wert dieser und anderer Typologien bezweifeln. Sie werden es selbst gesehen haben, da wird in diesen Typen etwas gezeigt, da wird manches klar und verständlich, was man zwar ohnedies auch kennt, aber nicht erkennt. Vor allem hoffe ich, daß Ihnen das Grundlegende der Einteilung überhaupt, die grundsätzliche Erkenntnis von Extraversion und Introversion klar geworden ist. Dies, wie gesagt, möchte ich nun nicht wieder zerstören. Aber dann muß doch gleich gesagt werden, daß den Vorzügen große Fehler und Nachteile gegenüber stehen. Und was hierzu zu sagen ist, läuft im wesentlichen auf eine Kritik der typologischen Methode hinaus, die zwar unentbehrlich ist, aber außerordentliche Gefahren hat.

Vergegenwärtigen wir uns zu diesem Zweck noch einmal das Wesen des typologischen Verfahrens. So sagte ich: Der Typ stellt keine wirkliche einmalige Person dar, sondern er gibt die reine Form. In dem Fall der Psychologie also die reine Form eines seelischen Lebens. Er entsteht durch eine vergleichende Betrachtung, die das Wesentliche zusammenfaßt. Wiederum auf den Fall der Psychologie angewandt. Der Typ hebt bestimmte Funktionen heraus, er sieht sie, aber nicht so sehr im einzelnen als im

ganzen. Es werden also nicht Extraversion oder Introversion als seelische Funktionen, die in jedem Menschen vorkommen, untersucht, sondern sie werden am seelischen Ganzen gezeigt. Als beherrschende Funktionen, die das Ganze eines Seelenlebens prägen. Das heißt aber, daß die typologische Methode an einem bestimmten Einzelnen dann doch ein Ganzes sehen will. Aber das Ganze wird nur an diesem Bestimmten sichtbar. In unserem Fall also wird der Mensch von der Extraversion beziehungsweise von der Introversion aus gesehen. Dann kompliziert sich diese Einteilung noch durch die Verteilung von Instinkt, Denken, Fühlen und Intuition.

Das bedeutet aber nun eine starke Vereinfachung. Die Sicht auf das Ganze wird durch Vereinfachung erkaufte.

Sechste Vorlesung

Zur Kritik der typologischen Methode

Ich sagte zunächst ganz allgemein, die typologische Methode vereinfacht das seelische Leben und läßt es erstarren. Weil sie das Ganze sehen will, ist sie zunächst bemüht, ein Einheitliches zu sehen. Das eben ist der Typ. Nun ist das seelische Leben sehr oft aber nicht einheitlich, sondern äußerst kompliziert. Weil sie weiter das Ganze sehen will, versucht sie, auch die Wandlungen und Veränderungen des Seelischen von diesem Einheitlichen her zu sehen. Das heißt aber, daß sie die Entwicklung des seelischen Lebens überhaupt vernachlässigt.

Das ist vor allem eine Gefahr, die nämlich, daß wir beim Gebrauch dieser Methode ins Schematisieren und Rubrizieren geraten. Es scheint so leicht, den Unterschied von Extraversion und Introversion zu begreifen, wenn man einmal das Prinzip begriffen hat. Will man nun alle Welt unter diesen Nenner bringen, betrachtet man das als einen Schlüssel, mit dem man alle Geheimnisse des seelischen Lebens aufschließt, dann zeigt sich sofort das Verflachende und Triviale der typologischen Methode. Gewaltsam wird alles eingeteilt, entweder oder heißt die Lösung. Dann übersieht man völlig, daß es sich beim Typ immer nur um eine Idealform handelt, die vollständig nicht erreicht wird, daß auch der ausgesprochenste Typ noch andere Seiten hat, die von dieser Typologie her nicht sichtbar werden. Man übersieht weiter die Zwischenfälle. Denn es gibt nun einmal Menschen, die selbst wieder zwischen introvertierter und extravertierter Haltung schwanken, sei es in Perioden ihres Lebens, sei es überhaupt. Ein Beispiel dafür mag gerade Kant sein. Kant hat eine Periode seines Lebens, in der er eleganter Magister heißt, ein Weltmann ist, der immerzu in Gesellschaft ist, ein blendender Unterhalter. Das ist die Zeit, in der er fast jeden Mittag und Abend außer Hause zubringt, und da schreibt Hamann von ihm, daß Kant eine Menge größerer und kleinerer Arbeiten im Kopf trägt, die er aber in dem Strudel der gesellschaftlichen Zerstreuungen wohl kaum jemals vollenden werde. Zu dieser Zeit hätte man also Kant als den Typ des Extravertierten bezeichnen müssen. Und nun weiter, ich selbst habe Ihnen gesagt, Kant wäre der Typ des introvertierten Denkers. Aber auch der ältere Kant hat sich zu Tisch immer Menschen eingeladen, war berühmt durch seine Unterhaltung und die Tischgespräche waren durchaus auf alle Dinge gerichtet, mit nichts konnte man Kant mehr Freude machen, als wenn man ihm von neuen Dingen erzählte. Da sehen Sie dieselbe Problematik. In Kant ist durchaus etwas, was zur Extraversion neigt. So rein im Ganzen genommen dieser Mensch als introvertierter Denker gelten kann, so sehr ist auch bei

diesem Fall manches, was nicht hineinpaßt. Jene Periode, in der Kant von Hamann das schon zitierte Zegnis bekommt, wirkt auch in späteren Jahren noch nach.

Nun, wenn Sie schon bei einer so ausgesprochenen Erscheinung auf Schwierigkeiten stoßen, dann ist das bei weniger ausgesprochenen Menschen noch mehr der Fall. Da gibt es Menschen, die sind im Kreis ihrer Familie verschlossen und zurückhaltend, in sich gekehrt machen sie den Eindruck des Introvertierten. Derselbe Mensch ist dann vielleicht, wenn er mit seinen Freunden zusammen ist, heiter, umgänglich, witzig, sucht und hat mit jedem eine Verbindung. Ist er nun introvertiert oder extravertiert oder ist er beides? Warum zeigt er sich einmal so und dann wieder so? In jedem Fall wird es kein ganz ausgesprochener Typ sein, vielleicht ist er stärker extravertiert, aber die stete Gleichförmigkeit zu Hause ermüdet ihn, er verschließt sich, verbirgt sein Innenleben, weil es hier sich nicht entfalten kann. Aber es kann auch so sein, daß dieser Mensch introvertiert ist und nur im bestimmten Kreis und auch nur gelegentlich Kontakt sucht.

Nichts ist so leicht anzuwenden wie die typologische Methode und nichts muß vorsichtiger gebraucht werden als sie.

Die typologische Methode hat eine Voraussetzung. Sie muß die Hypothese machen, daß es im seelischen Leben etwas gibt, was in der Zeit konstant bleibt, d.h. durch alle Entwicklungsphasen hindurch zu verfolgen ist, und daß eben dieses konstante Moment auch das Ganze des Seelischen prägt. Nun werden auch, wenn man etwa biographisch ein Leben überblickt, solche Züge der Ganzheit und Konstanz sichtbar.

Nun hat die typologische Methode aber noch eine zweite Voraussetzung. Sie bildet ein Grundschema aus, das nun möglichst allen seelischen Gestalten gerecht wird. Aber hier liegt eine Grenze jeder bestimmten typologischen Methode. Am Beispiel von extravertiert und introvertiert: Es gibt eben Menschen, die weder in die eine Kategorie noch in die andere deutlich passen, ausgesprochene Zwischenfälle. Und bei diesen versagt der Erkenntniswert einer Typologie.

Damit hängt dieses Faktum zusammen, daß wir gewöhnlich viel leichter andere in Typen einreihen können als uns selbst. Wir sehen bei uns alle Möglichkeiten. Wer einen anderen betrachtet, sieht zunächst die charakteristischen Verhaltensweisen. Wir bei uns selbst sehen die Komplikationen, wir sehen auch die Möglichkeiten, die nicht zur Entfaltung kommen. Von außen betrachtet erscheint im Ausdruck, Verhalten, Sprechen, Leistung usw. eine gewisse Gleichförmigkeit. Aber diese Gleichförmigkeit kann der Überbau auf einem komplizierten und durchaus nicht eindeutigen Grund sein

Die typologische Methode, so einfach sie zu handhaben ist, muß aufs vorsichtigste gebraucht werden. Denn gerade weil sie so einfach ist, verführt sie zum Mißbrauch. Im Fall der Typologie Jungs müssen wir gegenüber den Schwierigkeiten, die wir gezeigt haben, noch einmal auf das Recht dieser Methode verweisen. Es handelt sich also bei der Feststellung, ob introvertiert oder extravertiert, durchaus immer nur um das Überwiegen des einen oder anderen. Jemand kann wie Kant in Perioden seines Lebens ausgesprochen extravertiert sein und dennoch im Grundzug seines Wesens introvertiert.

Aber da sehen Sie die Grenze der typologischen Methode. Sie geht vom seelischen Gesamtbild aus, wie es sich bietet. In einem solchen Fall nun wird es kaum gelingen, festzustellen, daß der Betreffende eigentlich introvertiert ist. Ebenso handelt es sich natürlich um ein Überwiegen, wenn gelegentlich neben einem extravertierten Verhalten ein introvertiertes erscheint. Aber selbstverständlich ist, daß in solchen Fällen die Feststellung oft recht schwierig ist.

Das hat seinen tieferen Grund darin, daß die Typologie ja keine Theorie seelischer Grundkräfte gibt. Sie erklärt nicht. Sie sagt im Fall der Jungschen Typologie: Es gibt Extravertierte und Introvertierte. Es gibt Denk-, Fühl-, Intuitions- und Instinktypen. Sie gibt ein Einteilungs-, ein Ordnungsprinzip und nicht mehr. Sie ist und alle Typologien sind, genau wie das Linnésche Pflanzensystem, klassifikatorischbeschreibende Systeme. Das bitte halten Sie sich bei der Anwendung der Typologie vor Augen.

Freilich sind die modernen Typologien nun ein Stück weiter als die alten. Schon Theophrasts Charaktere, so sagte ich, sind aus dieser typologischen Methode gewachsen, schon er nimmt eine wirkliche oder vermeintliche Charaktereigenschaft an, und er bildet aus ihr durch Ausmalung ihrer Folgen für das Gesamtverhalten den Typus. So heißt es etwa vom Knauser: Wenn seine Frau einen Obolus verloren hat, so ist er imstande, sämtliche Hausgeräte, Betten und Schränke wegzurücken und alle Decken auszuschütteln, oder vom Prahler: Kann er unterwegs einen Reisegefährten erwischen, so weiß er diesem zu erzählen, daß er mit König Alexander zu Feld gezogen ist und wie gut er mit ihm gestanden ist und von den vielen mit Edelsteinen besetzten Pokalen, die er heimgebracht hat. Dabei behauptet er dann kühn, die asiatischen Kunstarbeiter seien den hellenischen doch um vieles überlegen, und das alles sagt er, ohne je aus seiner Vaterstadt herausgekommen zu sein. Hier sehen Sie schon die typologische Methode eigentlich ganz vollendet, die Ausmalung einer seelischen Gestalt an der Verhaltenserscheinung.

Und im Grunde nehmen auch die modernen Typologien ein Gesamtbild von der Verhaltenserscheinung. Wenn aber nun Jung zwischen extravertiert und introvertiert unterscheidet, das als Typen nimmt, so ist nun doch der Ansatz ein anderer. Worin? Das müssen wir uns klarmachen, um zu sehen, auf welchen Voraussetzungen diese Typologie ruht, etwa im Gegensatz zu der Theophrastschen. Nun, bei Jung und allen modernen Typologien liegt der Ansatz tiefer. Theophrasts Charaktere sind Verhaltenserscheinungen, abgenommen aus dem Alltagsleben, gleichsam Momentaufnahmen des großen Zirkus Menschheit, der da in Stadt und Land sich abspielt.

Jung dagegen sucht im Typ doch etwas Prinzipielleres. Denn wenn Sie jetzt nach der Darstellung sich nochmals das Ganze überlegen und sich dabei fragen, wie sieht danach das Seelische aus, so sehen Sie zunächst, daß einmal die naive Ansicht, Seele ist drinnen, gleichsam binnen des Körpers und draußen ist die Welt, die Umgebung, überwunden ist. Wenn wir es schematisch klarmachen, hier ist die Welt der Objekte, dort das Ich, der Mensch, dann erscheint das Seelische als ein Mittleres zwischen Objekt und Subjekt.

Aber dieses Mittlere ist Prozeß, Vorgang, Verhalten, Bezogensein. Und die Haltung des Extravertierten geht zur Welt, und von der Welt aus wird nun das seelische Leben bewegt. Die Haltung des Introvertierten berührt die Welt nur, um über sie hinauszukommen und wieder sich zu finden. Der Introvertierte hat als Prinzip seines Verhaltens die stärkere Ichbezogenheit. Nun, ich will hier nicht noch einmal das Ordnungsschema wiederholen. Es geht hier nur um das Prinzipielle, daß das Seelische hier als ein Strom, der von sich wegstrebt oder immer zu sich strebt, aufgefaßt wird.

Begnügen wir uns aber vorläufig mit dem, was bei Jung faktisch gesehen ist, halten wir daran fest, daß es ausgesprochene Typen des Extravertierten und Intravertierten gibt, neben vielen Mischtypen.

Und dann zeigen schon Jung und van der Hoop, daß dieser Unterschied nicht ein Unterschied der Fähigkeiten ist. Also, obwohl der Instinkt, obwohl die Intuition, das Fühlen und das Denken, Bemächtigungsfunktionen sind, die die Welt ergreifen, so kann sich doch bei ihnen auch der introvertierte Typ ausprägen. Man kann also nicht etwa sagen, der Denktyp ist ein extravertierter, der Fühltyp ein introvertierter, sondern beide Formen können erscheinen.

Begnügen wir uns nun vorläufig mit dem, was bei Jung faktisch gesehen ist, halten wir daran fest, daß es ausgesprochene Typen gibt, neben vielen Mischtypen, dann entsteht doch eine neue Frage. Gerade dann nämlich, wenn wir, wie eben, etwas mehr ins Theoretische hineingehen.

Es lautet aber diese Frage etwa so: "Warum verhält sich denn das Seelische einmal introvertiert, einmal extravertiert?" Sind es bestimmte Kräfte, die einmal das gesamtseelische Verhalten so und ein andermal so formen? Es kann ja nicht das Überwiegen etwa des Denkens, Fühlens, der Intuition oder des Instinkts sein. Denn jede dieser Fähigkeiten wird durch die introvertierte oder extravertierte Haltung geprägt. Es muß ein Allgemeineres sein.

In der Beantwortung dieser Frage stoßen wir auf eine sehr alte Bemühung, die traditionell den Namen der Temperamentslehre erhalten hat. Ich gebe keine Definition des Temperaments vorweg, sondern gehe wieder von den Phänomenen aus. Da ist nun zu sagen, daß man von altersher vier Temperamentstypen unterschieden hat, den Choliker, Sanguiniker, Melancholiker und Phlegmatiker. Ich nehme an, daß Ihnen diese Typen ja bekannt sind. Ihre Hauptausprägung verdanken diese Typen der Galenischen Psychologie. Galen war Arzt, er lebte im 2. Jahrhundert nach Christus. Berühmt ist er im ganzen Mittelalter als Autorität in der Logik. Von ihm stammt, nebenbei gesagt, die vierte Schlußfigur. Beinahe noch wichtiger aber ist seine Temperamentslehre geworden.

Und um dies gleich vorwegzusagen: Galen hat prinzipiell erkannt, daß das menschliche Seelenleben weitgehend durch allgemeine Bewegungsgesetze beherrscht wird. Diese Bewegungsgesetze führte er auf körperliche Funktionen zurück. Davon sind überhaupt die Namen genommen. Es ist nämlich der Phlegmatiker der Schleimmensch, wörtlich, nämlich von Schleim, der Sanguiniker der Blutmensch, der Choliker der gallige Mensch, der Melancholiker der Mensch der schwarzen Galle. Auf diese alte Säftelehre gehen wir nicht ein. Es sei überhaupt nur im vorübergehen auf diese allererste medizinische Psychologie hingewiesen. Erhalten nun hat sich aber nicht so sehr dieser physiologische Teil der Lehre, der im Gegenteil völlig überholt ist, sondern die psychologische Charakteristik. Und dabei fällt, wenn wir sie von der modernen Psychologie aus betrachten, sofort auf, daß das Zentrum dieser uralten Typologie die Erkenntnis von seelischen Bewegungsgesetzen sind. Nämlich, Melancholiker und Phlegmatiker sind Typen eines langsamen innerseelischen Ablaufs, Sanguiniker und Choliker Typen eines raschen innerseelischen Ablaufs. Melancholiker und Phlegmatiker sind innengewandte Typen, Choliker und Sanguiniker außengewandte Typen. Leicht also kann man die erste Gruppe unter die Introvertierten, die zweite unter die Extravertierten nehmen. Freilich ist das nicht ganz zulänglich, das wird sich gleich zeigen.

Ich beschreibe die Typen ganz kurz, eigentlich nur, um Ihnen Altbekanntes ins Gedächtnis zurückzurufen. Da ist also der Sanguiniker, ein leichter und heiterer Mensch, der seine Heiterkeit auf andere überträgt. Schwierigkeiten und Schmerzen schnell vergißt, seine bewegliche Seele lebt im Schwung der Ereignisse. Er strahlt Fröhlichkeit aus, ist ein beliebter Kamerad. Eine gewisse Unbekümmertheit und ein Optimismus kennzeichnen ihn. Aber leicht bleibt auch alles im Oberflächlichen.

Der Melancholiker ist der gedrückte, stille, der schwernehmende Mensch. Er haßt das Laute und Fröhliche, er fühlt sich leicht erdrückt von den Dingen, aber es berühren ihn auch alle Erlebnisse tief und nachhaltig. Er lebt in starken inneren Spannungen. Und im wesentlichen ist er immer durch eine tiefe seelische Lage gekennzeichnet, aber auch dort noch ist er erschütterungsfähig. Er erwartet vom Leben nichts Gutes, und auch das Gute hüllt sich ihm in eine wehmütige und gedrückte Stimmung.

Dieselbe langsame und bedächtige Haltung, die beim Melancholiker mit einer tiefen Stimmungslage verbunden ist, kehrt beim Phlegmatiker wieder. Aber dort ist es nicht so sehr die Tiefe und Schwere des Fühlens, die ihm sein Gepräge gibt, sondern die Langsamkeit seines seelischen Ablaufs. Der Melancholiker ruht in sich und seinen traurigen Stimmungen, der Phlegmatiker ruht auch in sich, aber in seiner Unerschütterlichkeit und Unbeweglichkeit.

Und dagegen nun wieder der Choliker, der dem Phlegmatiker und Melancholiker im ganzen Bewegungstempo entgegengesetzt ist. Zunächst verstehen wir unter Choliker den rasch aufbrausenden, reizbaren Menschen, der jäh ausbricht, sich im Moment des Ausbruchs völlig verwandelt, dann als wild erregter Mensch vor uns steht. Der Sturm kann so rasch vergehen, wie er gekommen ist, und dann ist der Choliker

eigentlich wieder ein anderer Mensch. Gutmütig, freundlich, zwar immer beweglich, oft etwas nervös, bis zum nächsten Punkt, wo sein Zorn sich wieder entlädt.

Nun, das sind diese Typen, die man selbstverständlich noch viel breiter ausmalen könnte. Uns interessiert aber an diesen Typen hier nun wirklich nur das Theoretische. Wenn wir nämlich diese Typen auf ein Schema bringen, dann sieht es so aus. Gebildet sind diese Typen ja offenbar so: Typen, die vor allem durch Stimmung gekennzeichnet sind, sind Melancholiker und Sanguiniker. Typen, die durch Reizbarkeit gekennzeichnet sind, sind Phlegmatiker und Choliker.

Also

| | |
|-----------------|-----------------------|
| S t i m m u n g | R e i z b a r k e i t |
| + Sanguiniker | + Choliker |
| - Melancholiker | - Phlegmatiker |
| + | - |
| Bewegungsablauf | |

Es sind eigentlich nur diese drei Momente, die wir brauchen: Stimmung, Reizbarkeit oder Affektivität und seelisches Bewegungstempo. Das ist nun eine ganz andere Klassifikation als die von Denken, Fühlen und Wollen oder die von Intuition, Fühlen, Denken und Instinkt. Man hat dann für diese Dreierheit den Namen Temperament gefunden, und von hier aus können wir sagen, das Temperament eines Menschen ist durch Stimmung, Affektivität und seelisches Tempo bestimmt.

Vergleichen wir das aber noch einmal mit Jung und erinnern wir uns, daß wir gesagt haben, von der Jungschen Klassifikation aus wären Sanguiniker und Choliker extravertierte Phlegmatiker und Melancholiker als introvertierte Typen zu bezeichnen. Nehmen wir ergänzend hinzu, was uns aus dieser alten Temperamentslehre entgegenkommt. Dann ist es zum Teil schon eine Antwort auf unsere Frage. Wodurch nämlich wird dieser Unterschied von Extraversion und Introversion bestimmt? Vielleicht durch Stimmung, seelisches Tempo und Affektivität? Das würde ohne weiteres einleuchten, denn jedes dieser Momente ist ein seelisches Richtungsmoment, von dem aus ein bestimmter Kontakt mit der Umwelt hergestellt wird oder nicht. Ein schwer beweglicher Mensch wird schwer Kontakt mit seiner Umwelt finden, ein gedrückter Mensch ist unmittelbar nicht anziehend, ein reizbarer Mensch wiederum lebt offenbar in einem ganz bestimmt gearteten Kontakt mit seiner Welt.

Nun meine Damen und Herren, das war ungefähr die Situation, die bestand, als wiederum, wie zu Zeiten Galens, ein Mediziner diese Dinge untersuchte. Genauso wie bei Galen fand sich bei diesem Mediziner, Kretschmer, eine natürliche Verbindung von psychologischem Wissen und Instinkt mit mehr medizinischem und körperlichem Wissen.

Kretschmer erkannte, ohne sich übrigens von dieser älteren Temperamentslehre auch nur leiten zu lassen, dasselbe: Es muß ein innerseelisches Zentrum geben, das den

seelischen Gesamtablauf bestimmt. Dieses Zentrum nannte er Temperament, darin dem überkommenen Begriff folgend. Aber der Gedankengang und die Tatsachen, von denen aus er seine Darstellung entwickelt, sind durchaus neu. Dies wäre ohne die außerordentlichen Fortschritte, die seit Galens Zeiten die Medizin gemacht hat, nicht denkbar.

Siebte Vorlesung

Ich habe begonnen, die Kretschmersche Typologie darzustellen und zunächst die Klassifikation gegeben, von der Kretschmer ausgeht. Durch Bleuler und Kräpelin war eine Einteilung der Geisteskrankheiten erfolgt, die zwei große Gruppen von Geisteskrankheiten unterschied: die Schizophrenie und das circuläre Irresein. Und ich sagte schon, daß in dieser Einteilung stark psychologische Gesichtspunkte hervortreten. Ich hob das heraus, was die Verbindung mit dem Vorhergehenden gibt: schizophren ist ein Ordnungsbegriff, der diese Gruppe der Geisteskrankheiten nach dem Gesichtspunkt zusammenfaßt, daß hier ganz offenbar zwei Verhaltensweisen im Vordergrund stehen: das überreizte, affektgeladene Verhalten wie es etwa bei dem Tobsüchtigen erscheint. Diese jäh aufflackernde Wildheit eines Ausbruchs, wegen deren wir im alltäglichen Sprachgebrauch ja sagen: "Der Mensch ist verrückt". Hochgradige Erregungszustände also, dahin gehören sinnloses Toben, nichteinfühlbare Affekte, plötzliche Ausbrüche kennzeichnen ja auch für die laienhafte Vorstellung das Irresein. Nun aber beobachtet der Psychiater eine zweite Zuständlichkeit, die sich bei den gleichen Kranken findet. Wie der Choliker, wenn er sich entladen hat, friedlich und abgekühlt ist, so folgt beim Irren auf den Ausbruch sehr oft nicht nur die Ruhe, sondern die Stumpfheit bis zur völligen Gefühllosigkeit und Starre. Der Psychiater bezeichnet diese Zustände mit dem Namen Katatonie. Die Kranken sind von einer apathischen und schlaffen Bewegungslosigkeit. Es ist ihnen ganz gleichgültig, was mit ihnen geschieht. Ihre Glieder lassen sich wie Wachs in jede beliebige Stellung bringen. Sie verharren in irgend einer Stellung als ob sie versteinert wären, der eine sitzt in solcher Weise stundenlang auf dem Fensterbrett, der andere steht in der Ecke.

Nun, diese Erscheinungen, die unter verschiedenen Namen, eben der Tobsucht, der Katatonie, der Katalepsie usw. bekannt waren, faßte diese Auffassung zusammen. Mit Recht zusammen, denn es hatte sich oft erwiesen, daß im Lauf desselben Krankheitsprozesses verschiedene dieser Erscheinungen auftreten. So werden Kranke, die unter hochgradigen Erregungszuständen leiden, nach der Erregung stumpf oder aber im Lauf eines über viele Jahre dauernden Krankheitsprozesses setzt eine totale Abstumpfung und Verblödung ein. Wir für unsere Zwecke halten fest, bei dieser Gruppe von Krankheiten, die man als schizophren bezeichnet, besteht offenbar ein Zusammenhang zwischen Affektüberreiztheit und Affektstumpfheit. Dabei interessiert uns weniger vorläufig, daß mit diesen Krankheiten auch das eigentümlich Wahnhafte verbunden ist. Hier kommen richtige Wahnsysteme vor. Hier erweist sich der Mensch gleichsam

gespalten in einen wahnhaften und relativ vernünftigen Teil seines Lebens. Davon kommt der Name Schizophrenie, wörtlich: gespaltener Geist.

Dieselbe Zweipoligkeit, die beim Schizophrenen nun als affektüberreizt und affektlahm auftritt, zeigt sich in anderer Form bei den zirkulären Kranken. Das ist nun nicht jener Typ Krankheit, der das vor allem Unverständliche, nicht Einfühlbare an sich hat. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch sprechen wir ja auch von Gemütskranken. Darunter verstehen wir seelische Zustände, die uns zwar unmotiviert erscheinen, aber doch irgendwie einfühlbar sind. Wenn wir also jemanden unter übertriebenen Selbstvorwürfen, unter Versündigungsideen sonderbarer Art leiden sehen, wenn wir sehen, wie daraus eine tiefe, alles überschattende Traurigkeit kommt, so ist uns das wohl einfühlbar, wenn auch nicht ganz verständlich. Das nun in der Form der Krankheit als reine Depression genommen, ist ein völliges Versacken in solchen Zuständen. Aber auch da zeigt sich nun merkwürdig ein Gegenpol. Dieser abgrundtiefen Traurigkeit entspricht ein ebenso unmotiviertes Freudegefühl, ein grenzen- und sinnloser Optimismus. Das ist der Typ des manisch Erkrankten, der in seinem wirklich krankhaften Zustand dann von einem äußersten Bewegungstrieb, einer strahlenden, aber merkwürdig verzerrten und fiebrigen Heiterkeit, einer ungeheuren Verschnellerung des Gedankenablaufs bis zur Ideenflucht, einem Betätigungsbetrieb, der bald dies, bald das beginnt und immer wieder liegen läßt, beherrscht wird. Die Gruppe dieser Krankheiten bezeichnet man nun als manisch-depressive. Das ist nur ein anderer Ausdruck für zirkulär. Und auch hier gehören ganz offensichtlich zwei Zustände zusammen, wovon der eine das gegenteilige Spiegelbild des anderen ist.

Nun ist der geniale und doch wieder einfache Griff von Kretschmer eigentlich dieser. Er sagte: Zirkuläres Irresein und Schizophrenie sind Geisteskrankheiten, also Entartungen. Und da wird nun im einen Fall das ganze Seelenleben vom Hin und Her zwischen stumpfen und übererregbaren Affekten beherrscht, im anderen Fall von einer alles andere verschüttenden Traurigkeit oder Fröhlichkeit. Erscheinen hier beim Kranken nicht einfache innere seelische Formen, die auch der Normale hat, in einer Reinkultur? Können wir an diesen nicht normalen seelischen Vorgängen vielleicht etwas Normales ablesen? Tritt hier vielleicht in völliger Reinheit etwas auf, was sich auch beim Normalen, dort aber mit anderem zusammenhängend, findet? Beachten Sie den neuen Gebrauch der typologischen Methode. Der Typus wird hier zunächst am Kranken abgelesen. Wir können - Gott sei Dank - mit den Menschen ja nur begrenzt experimentieren. Im Fall der Geisteskrankheit aber zeigt uns die Natur gleichsam, wie in einem Experiment, reine Fälle. Denn beim Schizophrenen und beim Manisch-Depressiven sind seelische Funktionen deswegen so rein geworden, weil sie allbeherrschend geworden sind, weil sich im Kranken nichts mehr findet außer einem bestimmten seelischen Mechanismus. Dieser Mechanismus ist natürlich auch beim gesunden Seelenleben da, aber dort ist er in das Ganze des seelischen Lebens eingebettet.

Das mögen ungefähr die Überzeugungen gewesen sein, die Kretschmer zu seinem Ansatz brachten. Lassen Sie uns diese Überlegungen noch etwas fortführen und in Zusammenhang mit den alten Temperamenteinsichten bringen. Der Choleriker ist der reizbare, der Phlegmatiker der Stumpfe. Sind das nicht die beiden Pole, die im Schizophrenen hervortreten? Sicherlich, beim Choleriker tritt mehr die Reizbarkeit, beim Phlegmatiker mehr die Stumpfheit auf. Das eine Temperament ist mehr auf die Labilität, das andere mehr auf die Unerschütterlichkeit gestimmt. Aber auch bei den schizophren Erkrankten zeigen sich neben den Tobsüchtigen die Katatoniker.

Nun ging Kretschmer diesen Weg weiter, indem er vom extremen, krankhaften Typ her die Übergänge zwischen krank und gesund und endlich die gesunden Typen bestimmte. Daß dieser Weg nicht ungefährlich ist, liegt auf der Hand. Das sei hier schon gesagt, immerhin muß man dazu sagen, daß Kretschmer die Gefahren dieses Weges nach Kräften vermieden hat. Immerhin, stellen Sie es sich nur einmal vor, für gewöhnlich betrachten wir doch den Kranken als eine Entartung des Gesunden, hier, bei diesem Verfahren, kommt notwendigerweise der Gesunde als eine Abart des Kranken heraus.

Aber verfolgen wir zunächst die Typologie weiter. Der nächste Schritt ist die Darstellung der Übergangstypen, die terminologisch als die Schizoiden und Zykliden bezeichnet werden, und dann die Gesunden, die als Schizothyme und Zyklithyme bezeichnet werden.

Wir stehen in einer Temperamentsforschung, d.h. aber, wir suchen die Auswirkung eines inneren Bewegungsgesetzes der Psyche, dessen Grundfunktionen wir schon in der alten Temperamentslehre als Stimmung, Affektivität und seelisches Bewegungstempo bezeichnet haben, zu erforschen.

Nun sind zwei Unterschiede gefunden. Vom Kranken aus betrachtet sehen sie so aus: Der Schizophrene hat eine springende, zwischen stumpf und übererregbar schwankende Linie, der Zirkuläre hat eine schwingende, zwischen bedrückt und gehoben schwankende seelische Lage. Der Schizophrene hat vor allem ein eigentümliches reaktives, affektives Seelenleben, der Zirkuläre ein besonderes auf- und abgehendes, stimmungsmäßig gefärbtes, aber auch in den Stimmungen ruhendes Seelenleben.

Kretschmer hat mit einem Material von 400 Fällen gearbeitet. Vor vier Jahren waren etwa 10 000 Fälle untersucht. Heute werden es noch viel mehr sein, denn die Typologie Kretschmers hat sich in der Psychiatrie der ganzen Welt durchgesetzt oder ist zum mindesten diskutiert worden.

Charakterisieren wir zunächst einmal die Übergangstypen des Schizoiden und des Zykliden. Die schizoiden Typen bewegen sich zwischen zäh und sprunghaft, ihre Temperamentskurve ist, wie schon gesagt, eine springende. Die Grundlage dieser Temperamente liegt zwischen gehoben, heiter und traurig, gedrückt, die Grundlage der schizoiden Temperamente zwischen reizbar und stumpf. Steht also beim Zykliden die Stimmungslage im Vordergrund des seelischen Lebens, so beim Schizoiden die Reaktionsweisen und Affektivitätsäußerungen. Der Zyklide hat ein gut ansprechbares Ge-

mütsleben. Er ist traurig oder heiter oder beides im Wechsel, er hat eine natürliche Wärme und Weichheit, er hat Gutherzigkeit und Menschenfreundlichkeit. Dagegen hat der Schizoide eine Oberfläche und eine Tiefe, dem entspricht ein jähes, gereiztes, plötzlich aufflackerndes Anspringen, das abgelöst wird von Lahmheit, Stumpfheit und Öde. Der Zykoide ist schlicht, unkompliziert, natürlich, oft geradezu kindlich, lenksam und gutmütig. Der Schizoide ist verdeckt, zweischichtig, kompliziert. Er lebt in einer seltsamen Diskrepanz oft zwischen innen und außen. Das ist für den Zykliden gar kein Problem. Er ist im wesentlichen so, wie er sich innerlich fühlt, auch nach außen. Er ist traurig oder vergnügt oder beides im Wechsel. Der Schizoide hat eine Oberfläche und eine Tiefe, d.h. er kann höflich, liebenswürdig sein, und das Ganze ist nur eine Gewohnheitsmaske, sie sagt nichts darüber, wie er sich fühlt. Der Zykoide hat Humor. Der Schizoide Reserve. Der Zykoide kann plump, ausfallend und dann wieder gedrückt sein. Der Schizoide hat einen scharfen, schneidenden Witz. Er kann aggressiv und dann wieder eisig sein. Der Zykoide nimmt die Welt durch die Stimmung und das Gefühl, der Schizoide durch Überlegungen und Affekte wahr.

Weiter sehen Sie hier nun Dinge wiederkehren, die Jung in seiner Typologie rein beschreibend gefaßt hat. Denn der Zykoide ist kraft seiner Natürlichkeit und Warmherzigkeit, kraft seines Stimmungslebens auf die Gemeinschaft geradezu angewiesen. Er lebt im Kontakt und sucht ihn, also das, was wir als extravertiert bezeichneten. Der Schizoide ist abseitig, oft seltsam und eigenbrötlerisch. Fließend und natürlich ist der Zykoide, jäh und sprunghaft der Schizoide. So charakterisiert nun von diesen Grunderkenntnissen aus Kretschmer eine Reihe von Einzeltypen: Die flott Hypomanischen, die Stillvergnügten, die Schwerblütigen stehen auf der Seite des Zykliden, die empfindsam Affektlahmen, die feinsinnig Kühlen und pathetischen Idealisten, die Kalten und Stumpfen, Despoten, jähzornig Stumpfe, die zerfahrenen Bummel stehen auf der Seite der Schioziden.

Dabei bedenken Sie, daß diese Typen, die zwischen gesund und krank sind, noch nicht die normalen Typen sind.

Nun sagte ich schon mehrmals, daß Kretschmers Temperamentslehre auf der Erkenntnis von zwei Grundgesetzen des seelischen Lebens ruht. Kretschmer, der Fremdworte liebt, kennzeichnet also das zykoide Temperament durch das Wort diathetische Proportion und das schizoide Temperament durch das Wort psychästhetische Proportion.

Dann findet er für die diathetische Proportion die 3 Gruppen von Eigenschaften:

1. Gesellig, gutherzig, freundlich und gemütlich. Sie sehen, das sind die Eigenschaften, die der gehobenen Stimmung entsprechen.
2. Heiter, humoristisch, lebhaft, hitzig, hier haben Sie noch gesteigerter dieselben Eigenschaften und dann
3. Still, ruhig, schwernehmend, weich. Das sind die Eigenschaften, die nach der anderen Seite gehen.

Auf der anderen Seite die Eigenschaften der psychästhetischen Proportion.

Das ist die 1. Gruppe: Ungeellig, zurückhaltend, ernsthaft bis zur Humorlosigkeit, Sonderling. Die Gruppe der Eigenschaften, die Schizothyme nach der Seite des Reservierten kennzeichnen.

2. Schüchtern, scheu, feinfühlig, empfindlich, nervös, aufgeregt, Natur- und Bücherfreund. Die Gruppe der Eigenschaften, die den Menschen nach der Feinfühligkeit stärker nach der Seite des Nervösen bestimmen und endlich

3. lenksam, gutmütig, brav, gleichmütig, stumpf, dumm. Hier haben Sie den Typus vollends in seiner Affektlahmheit.

Hier wie bei den Eigenschaften der zykliden Gruppe gilt, daß die erste Gruppe, also ungeellig, still, zurückhaltend, ernsthaft, humorlos, Sonderling, sich wie ein roter Faden durch das schizoide Gesamttemperament zieht. Es sind die weitaus häufigsten Eigenschaften, die charakteristischsten, und ebenso sind die Eigenschaften gesellig, gutherzig, freundlich und gemütlich die Haupteigenschaften des zykliden Temperaments.

Aber der Reichtum dieser Typologie ist damit nicht erschöpft. Kretschmer läßt vielmehr das einmal gefundene Grundprinzip nach allen Seiten hin spielen. Haben wir nun schon bis jetzt Schattierungen aller Arten gesehen, so wird vollends beim Übergang zu den Gesunden das Material noch reicher. Immer aber bleibt es dasselbe Prinzip: Das ruhige, schwingende auf- und niedergehende Temperament, das scharfe, harte, springende, undurchsichtige Temperament. Von dem ersten her entwickelt Kretschmer weiter, nun unter den Gesunden, den Typ des geschwätzig Heiteren, des ruhigen Humoristen, des stillen Gemütsmenschen, des bequemen Genießers und endlich des tatkräftigen Praktikers. Auf der Seite des schizothymen Temperaments dagegen die vornehm Feinsinnigen, die weltfremden Idealisten, die kühlen Herrennaturen und Egoisten und dann die Trocken und Lahmen.

Ich verzichte nun darauf, die Typen zu zeichnen, aber ich muß Ihnen doch gegenüber der Fülle der rein theoretischen Kennzeichnungen ein gewisses Anschauungsmaterial geben. Kretschmer selbst hat schon in Körperbau und Charakter, dann weiter in seinem Buch "Geniale Menschen" (1929) seine Erkenntnisse vor allem an überragenden Persönlichkeiten exemplifiziert. Und da ist es nun wirklich erstaunlich, wie hier bei ganz großen und weltgeschichtlich entscheidenden Figuren plötzlich das eine oder andere Temperament hervortritt, ja wie hier von einem allerdings der Wirkung und Begabung nach ins riesengroße wachsenden Temperament eine beherrschende Linie durch die Zeiten geht.

Hier sehen wir nach einer anderen Seite dann diese Temperamente hervortreten. Bei den Geisteskranken erscheinen sie absonderlich, krankhaft, von der Gemeinschaft ausgeschlossen, unfähig, selbst zu leben, so daß die anderen vor ihnen und sie vor sich bewahrt werden müssen. Bei den übernormalen Persönlichkeiten erscheinen diese Temperamente als die gewaltigen inneren Kräfte, die sich auf eine zeitliche Situation stürzen, sie ergreifen und dann für die Jahrhunderte formen.

Da ist der schizothyme Geniale, dessen Wirkung auf seine Zeit in der schroffen alternativen Art ihrer Meinungen und Gefühle beruht. Der Mensch, der in entweder lebt, der keinen Übergang von gut und schlecht, sondern nur schwarz und weiß sieht. Das sind die Menschen, die dann eine Linie durch die Realität legen, querdurch gleichsam. Dies sieht einfach aus. Sie prägen die heißen und kalten Schlagworte, die wenigen starken Parolen, die dann einem Zeitalter wie die Trompete vom jüngsten Gericht im Ohr tönt. Dahin gehört Rousseau, aber dahin gehört auch Robespierre, Savanola und Calvin. Vor allem bei Robespierre tritt in einer wunderbaren Deutlichkeit dieses Temperament hervor. Einerseits der empfindsame Schwärmer, ein blasses und tugendhaftes Gespenst, der sorgfältig gekleidet, kühl und still, mit unbestechlicher Gerechtigkeit erscheint. Derselbe Robespierre, der Gedichte macht und Tränen der Rührung vergießt, wenn er redet. Ein Mann von einem hochgespannten sittlichen Idealismus zeigt nun die andere Seite seines Wesens in der Öffentlichkeit. Da ist er von einer Rücksichtslosigkeit, die tausende aufs Schaffot schickt, da zeigt sich die Kälte und Stumpfheit. Er selbst kann kein Blut sehen, aber er kann das Blut von Tausenden vergießen. Und warum? Des Prinzips halber. Es gibt nur Staatsverbrecher oder Staatsanhänger. Die einen müssen geköpft werden, die anderen müssen bewacht werden. Aus jedem Satz von Robespierre spricht die eiserne Denkklogik, die irgendwo fern von der Wirklichkeit lebt, aber mit ihrem Fanatismus die Wirklichkeit beherrscht. Und immer finden wir diese Trias von Fanatismus, Idealismus und Despotismus zusammen. Bei Robespierre zeigt es sich in der furchbarsten Mischung: Seine Gefühlskälte, die nicht mehr menschlich ist, neben sentimentaler Überspannung. Da wimmeln die Reden von Robespierre von sentimental Phrasen, eine fanatische Zähigkeit, eine maßlose Brutalität neben idyllischer Schwärmerei.

Wenn Sie dann etwa auf Calvin blicken, so sehen Sie hier nun dasselbe Temperament, aber nun nicht in dieser Sinnlosigkeit. Auch Calvin hat innerhalb vier Jahren aus theologischen Gründen über 50 Personen hinrichten lassen. Auch er ging seinen Weg unerbittlich zu Ende. Auch bei ihm dieselbe Strenge, die Organisationskraft.

Nun freilich ist das eine furchtbare Abart dieses Typs, ich besorge, daß sie nun daraus sich das Bild des Schizothymen überhaupt formen. Wohl sind die weltgeschichtlich bedeutenden Schizothymen immer die Helden für die großen Umwälzungszeitalter, für Zeitalter, wo das Unmögliche noch die einzige Möglichkeit ist. Aber das muß nicht immer in dieser Form vor sich gehen. So sehen Sie an Friedrich dem Großen verhältnismäßig rein das schizothyme Temperament. Auch hier die Charakterstärke, die den Schizothymen kennzeichnet. Aber hier erscheint alles nicht nur ins Große, sondern ins menschlich Bedeutende angewandelt. Das unbedingte Pflicht- und Gerechtigkeitsgefühl, die absolute Härte, aber nicht nur den anderen, sondern vor allem sich selbst gegenüber, das eiserne Aushalten in den schlimmsten Zeiten, Adel, Größe der Gesinnung und Heroismus, das ist hier die Trias, die beherrschend ist. Aber bei all dem tritt nun das schizothyme Temperament auch in all seinen anderen Seiten hervor, in diesem jähen und

sprunghaften Wechsel, dem Zurückgezogenen, Abweisenden, der Oberfläche und der Innerlichkeit. Etwas Unheimliches geht von diesen Menschen aus. Das Schwergewicht ihrer Wirkung ruht nicht in der Gewalt ihrer Gefühle, sondern in der Größe ihrer Pläne, in der Härte ihres Charakters und der seelischen Unbedingtheit ihrer Existenz. Ihre Kompromißlosigkeit, ihr absolutes Festhalten an einmal für wahr Erkanntem, das zeichnet sie aus. Und die kritische Situation, die in der Stunde der äußersten Gefahr einen solchen Menschen findet, ist meist gerettet.

Es ist nun wie eine Illustration der Typologie Kretschmers, daß Robespierre gerade in der Revolution ein durchaus zyklothymer Gegenspieler gegenübersteht: Mirabeau. Und das ist der Herr der ersten Revolutionsjahre. Die Reden von Mirabeau haben jenes ganz andere Moment des Zyklotymen, die Einfühlungsfähigkeit, nicht das kalte und logische Pathos von Robespierre. Der rednerische Schwung, den er besitzt, der kommt irgendwo aus dem Gemüt, nicht aus dem Verstand. Bei aller persönlichen Wagemutigkeit, bei allem Draufgängertum hat er dann wieder die Vorsicht und Geschicklichkeit des geborenen Vermittlers. Vergleichen Sie damit die persönliche Ängstlichkeit von Robespierre, seine Scheu vor der Öffentlichkeit. Mirabeau hat Humor, selbst noch in seiner Todesstunde. Als Robespierre stirbt, da ist nur mehr noch die Ängstlichkeit. Mirabeau ist nicht moralisch im Sinn von Robespierre, dazu ist er viel zu skrupellos, aber dafür ist er großzügig, besitzt nichts von jenem tugendhaften Moralismus von Robespierre. Mirabeau rechnet nicht, er lebt den Moment und hat seine eigentlichen genialen Einfälle aus dem Moment. Jede Rede von Robespierre wird sorgfältig aufgesetzt, am Schreibtisch vorbereitet. Seine Aktionen haben auch dies an sich, das lang Vorbereitete, das gleichsam Durchgerechnete. Das Planhafte, die Vernunft ist das, worauf Robespierre sich verläßt. Mirabeau traut dem Moment, der Wahrheit des Augenblicks, der Überraschung. Er weiß, daß das Schicksal auch gegen ihn entscheiden kann. Als Robespierre ein Plan zum ersten Mal mißglückt, als das Rechnen versagt, da kommt der völlige Zusammenbruch. Ja, die entscheidenden Stunden verliert er mit pedantischen Geschäftsordnungsfragen. So paradox es klingt, Robespierre ist tatenscheu.

Ganz anders Mirabeau. Das ist der Mann der Tat, der den Elan des wagemutigen Draufgängers hat. Ein Mann, der in einem Schwung des zyklotymen Temperaments lebt. Er ist der überlegene Beherrscher der ersten Stürme der Französischen Revolution. Ein Mann, der bei allem revolutionären Elan gutmütig wie ein Kind ist, der eben von dort aus mit aller Welt gut steht, bis ihm in Robespierre der große kalte Widersacher entgegentritt. Niemals hätte Robespierre die Französische Revolution einleiten können. Dazu bedurfte es eines Temperaments wie das von Mirabeau, feurig, mitreißend, von einem Pathos und von einem Überschwang des Gefühls, das die Massen bezauberte. Aber Mirabeau war kein Mann der Prinzipien. Er war durch und durch ein Sanguiniker. Sein Prinzip war leben und leben lassen. Seine Vergangenheit war äußerst zweifelhaft, ein Schwelger, Spieler und Schuldenmacher. Die Zeitgenossen rühmten seinen Witz, seine Schlagfertigkeit. Was ihn in die Arme der Revolution führte, war nicht zum wenig-

sten dieses Temperament mit all seiner Kraft. Skrupel hatte Robespierre nicht. Entscheidungen waren für ihn Augenblicks- und Temperamentssache. Ganz anders Robespierre, der von äußerst skrupulöser Natur war.

Achte Vorlesung

Ich habe zuletzt versucht, Ihnen die Typen des Schizothymen und Zykllothymen an zwei weltgeschichtlichen Figuren zu zeigen. Nun besorge ich freilich, daß gerade an dieser Exemplifizierung Ihnen wohl das Eigenartige dieser Typen aber durchaus eben in einer seltsamen, doch wieder vom Normalen abweichenden Art aufgegangen ist. Das ist nun freilich nicht zufällig. Immer sind Menschen, die einen Typus rein verkörpern, extraordinäre, außergewöhnliche Erscheinungen, sei es nach der Seite des Seltsamen, sei es nach der Seite des Hochbedeutenden oder nur nach der Seite des Krankhaften hin. Bei Mirabeau und Robespierre sind es nun gerade zwei Erscheinungen, die noch dazu die furchtbaren Erscheinungen einer erschütterten Zeit sind.

Aber überhaupt sind die Genialen, Übernormalen und Anormalen das Anschauungsmaterial, das Kretschmer mit Vorliebe wählt. Und um auch Ihnen nach dieser Seite hin noch das Anschauungsmaterial zu ergänzen, möchte ich einige Namen noch herausgreifen, die relativ reine Typen sind. Da ist ein rein Schizothymen Calvin, dessen Kirchenverfassung mit ihrer Unerbittlichkeit und Härte, mit ihrer straffen, kalten Durchführung, ihrer fanatischen Überzeugungskraft geradezu ein Denkmal des schizothymen Geistes ist. Da sehen Sie dann bei Friedrich dem Großen den Schizothymen in einer anderen Form. Hier erscheint das Schizothymen in seiner eigentümlichen Geschlossenheit, in all seinen schönen und menschlich bedeutenden Eigenschaften. Die Charakterstärke, die absolute Härte, aber nicht nur gegen andere, sondern vor allem gegen sich, das eiserne Durchhalten auch in den schwierigsten Zeiten, die Größe der Gesinnung und dieser zähe, unerbittliche Heroismus. Aber bei all dem, das die weltgeschichtliche Größe dieses Mannes ausmacht, sind dann auch die anderen schizothymen Eigenschaften vorhanden. Irgendwo schlummert in der Seele von Friedrich dem Großen die Weichheit und Empfindsamkeit, die sich in einem Leben, das nur mehr noch Arbeit und Disziplin ist, dann in einigen wenigen Dingen, so in der Liebe zu seinen Hunden, äußert. Da ist weiter ein ausgesprochener Typ des Schizothymen Hölderlin, der später ja auch an einer Schizophrenie erkrankt. Zu den Zykllothymen gehören, um nur einige Beispiele weiter zu nennen, Luther, dieser freilich kein ganz reiner Typ, dessen Wirkung nicht zuletzt gerade in seiner Natürlichkeit, seiner kräftigen und direkten Art, der gemüthafte Stärke seines Schreibens und Sprechens liegt. Und wenn Sie Luthers Politik etwa im Bauernkrieg verfolgen, dann sehen Sie hier nicht das Kalte, Planmäßige und Vorausberechnende der Schizothymen, sondern vor allem das stark Gemüthafte und Stimmungsmäßige. Ursprünglich steht er zu den Bauern und dann, als nun Ausschreitungen

vorkommen, wendet er sich entsetzt ab. Dasselbe Motiv der Stimmung, des Mitleids, das ihn erst die Sache unterstützen läßt, treibt ihn heraus, als es nun zu Bluttaten kommt. Übrigens litt Luther zweifellos an Gemütsschwankungen. Unter den Dichtern ist etwa Gottfried Keller ein ausgesprochener Zyklotimer. In all seinen Schriften finden Sie unendlich zart und fein getönt das Stimmungsmäßige ausgedrückt, diese tiefen und schwingenden Erzählungen, die zugleich den Humor des Zyklotimen haben, zeigen keine Ähnlichkeit etwa mit den schweren, verschlossenen, hintergründigen, mit einer eigentümlichen Logik aufgebauten Versen Hölderlins.

Und damit genug. Das ganze Material kann ich sowieso nicht darstellen, es muß bei Andeutungen bleiben und wie gesagt, wer von Ihnen sich genauer orientieren will, der möge zu Kretschmers "Körperbau und Charakter" oder zu den "Genialen Menschen" greifen.

Wenn ich nun aber die psychologische Analyse der Typen von Kretschmer dargestellt habe, so habe ich erst die eine Hälfte seiner Arbeit gezeigt. Denn diese Entdeckung hat noch eine zweite Seite, und die gibt ihr nun ein ganz anderes Gesicht und eine andere Bedeutung. Um es in ein paar Worten vorweg zu sagen: Kretschmer selbst hat nicht etwa nur diese psychologischen Typen gesehen, geschildert und dargestellt. Er ist wohl ursprünglich vom Psychologischen ausgegangen. Aber die Erkenntnis, um die sich nun in zweiter Linie die ganze Arbeit dreht, ist diese, daß diesen seelischen Typen körperliche Typen entsprechen. Mit anderen Worten: Kretschmer fand und behauptet eine Abhängigkeit von Temperament, von seelischem Typus, von Bewegungsgrundgesetz der Seele eines Menschen, von seiner körperlichen Beschaffenheit. Hand in Hand gehen nach seiner Meinung Körpertypus und seelischer Typus. Und durch diese neue Seite gewinnt die Arbeit von Kretschmer ein ganz anderes Schwergewicht als die Jungsche.

Zunächst aus einem ganz äußerlichen Grund. Der Körpertyp ist in einer ganz anderen Weise kontrollierbar als der seelische. Er ist meßbar, sichtbar, hier kann man viel schwerer streiten, ob ein Mensch zum einen oder zum anderen gehört, hier entscheidet einfach der Augenschein.

Aber dies zeigt sich ganz von selbst, wenn ich Ihnen diese Typen darstelle. Dabei will ich zur allgemeinen und prinzipiellen Orientierung das grundsätzliche vorweg geben. Kretschmer unterscheidet aufgrund von Messungen und Beobachtungen drei Körpertypen. Den leptosomen (früher nannte er diesen Typ asthenisch) Körperbau, darunter versteht er den zarten, feingliedrigen, schmalen, mehr zum Höhen- als Dickenwachstum neigenden Körper. Als zweiten den pyknischen Typ, sagen wir zunächst ganz oberflächlich den Dicken, d.h. den mehr zum Dicken- als zum Höhenwachstum neigenden Typ und als dritten den athletischen Typ.

Ein paar Worte zur Körpertypenforschung überhaupt. Im Sprachgebrauch haben wir eine ganz selbstverständliche, vorwissenschaftliche Typologie dieser Unterschiede, wir sagen etwa der kleine Dicke oder der große Schlanke, die Wissenschaft hat sich rela-

tiv selten damit beschäftigt. Anhand von rassischen Typen hat natürlich die Anthropologie Überlegungen angestellt. Sie hat versucht, durch Messungen und Bestimmungen die zunächst äußerlichen Unterschiede der Rassen festzustellen, die nach Hautfarbe, Körperform, Schädelform sehr in die Augen springen. Dann selbstverständlich hat die Descendenztheorie der Veränderung der menschlichen Körperformen nachgeforscht.

Was nun aber die Körpertypen Kretschmers angeht, so ist der an sich ganz naheliegende, aber immerhin von Kretschmer erstmals durchgeführte Gedanke, daß Körperbau und seelische Form im Zusammenhang miteinander stünden. So selbstverständlich dieser Gedanke ist, er ist, wie gesagt, kaum jemals ernsthaft untersucht worden. Gewiß lagen ja der Psychophysik ähnliche Gedankengänge nahe. Von ihrem Ansatz aus, das Zusammengehen und Zusammenhängen von Körperlichem und Seelischem zu untersuchen, mußte sie auch auf die Beziehung zwischen Körper und Seele aufmerksam werden. Vieles ist hier auch tatsächlich geleistet worden, insbesondere in den Fragen der körperlichen Lokalisation seelischer Vorgänge. Aber im wesentlichen hat man sich hier auf das Lokalisiertsein seelischer Vorgänge im Gehirn beschränkt. Später werden wir darauf zurückkommen. Demgegenüber sei nur nochmals auf diesen neuen Ansatz von Kretschmer hingewiesen, der das Verhältnis des ganzen Körpers, nach seiner ganzen Erscheinung, im Zusammenhang mit dem Seelischen, wiederum nach seiner ganzen Erscheinung, untersucht. Ganz sicher liegt hier nun überhaupt noch ein Forschungsfeld, das erst zum kleinsten Teil in Angriff genommen wurde. Bei dem neu erwachten Interesse, insbesondere auch an der Rassenforschung, werden wir in der nächsten Entwicklung hier noch Vieles zu erwarten haben.

Bei Kretschmer aber handelt es sich also um den Zusammenhang der äußeren Körperform mit der seelischen Körperform und zwar der schon beschriebenen Temperamentstypologie.

Im einzelnen nun die Typen: Der Leptosome ist, wie schon gesagt, als Gesamteindruck ein Typ, der bei einem verminderten Dickenwachstum zu einem verstärkten Höhenwachstum neigt. Dieses Generalkennzeichen, das nun selbstverständlich nicht schematisch angewandt werden darf - es gibt auch kleine Leptosome, wird durch andere ergänzt. Der Leptosome hat eine etwas blutarme Haut, er hat schmale Arme, überhaupt schmale Gliedmaßen. Wenn der Dichter von schwellenden Gliedern spricht, kann er keinen Leptosomen gemeint haben. Charakteristisch ist insbesondere dann das Verhältnis von Schultergürtel und Hüftumfang. Ein langer, schmaler, flacher Brustkorb, an dem man meist die Rippen zählen kann, ein dünner, fettloser Bauch, später dann im Alter ein Hängebauch, der mit einem Fettbauch nicht verwechselt werden darf. Meist sind diese Menschen schwächlich und zart, schon als Kinder. Sie schießen schnell auf, aber es ist, als ob die Natur es bei ihnen auf das Sparen angelegt hätte. Sie entwickeln keine Muskeln, kein Fett. Auch wenn diese Menschen etwa als Bauern oder Arbeiter schwere Arbeit tun, zeigt sich bei ihnen kein ordentlicher Muskelansatz. Gewiß gibt es auch kräftige Typen unter ihnen, die aber sind dann hager, sehnig. Im Gebirge finden Sie, beson-

ders habe ich in den Bergdörfern über 1800 Metern und höher solche Menschen häufig gesehen, mager, um nicht zu sagen dürr, knochig hagere Gestalten, die dann dennoch außerordentlich kräftig und vor allem von einer unglaublichen Zähigkeit sind. Dann allerdings ist es erstaunlich, was diese Menschen essen können, ohne daß sich der geringste Erfolg zeigt. Bei Frauen zeigt sich dieser Typ übrigens sehr oft auch kleinwüchsig.

Charakteristisch für den leptosomen Typ sind einige andere Merkmale. Die Kopfform dieser Menschen entspricht dem übrigen, also schmal, hager, dünn und glatt spannt sich oft die Haut über das Gesicht. Der leptosome Schädel ist durchschnittlich kurz, nieder und mittelbreit. Das Gesicht erscheint im optischen Frontaleindruck länglich, schmal, blaß, dabei meist scharf geschnitten. Hervorstechend immer wieder ein Mißverhältnis zwischen gesteigerter Nasenlänge und Hypoplasie des Unterkiefers. Dabei entsteht das sogenannte Winkelprofil.

Dann neigen die Astheniker zu einer starken Behaarung, wobei das Haar manchmal geradezu pelzmützenartig in die Stirn hereinwächst. Das Haar ist drahtig, stark, erinnert etwas an Pferdehaar.

Der pyknische Typ. Gesamteindruck: Vermehrtes Dickenwachstum bei durchschnittlichem Höhenwachstum. Gedrungener Körper, massiver Hals, tiefer, gewölbter Brustkorb und später sehr oft ein stattlicher Fettbauch. Dabei sind die Gliedmaßen weichlich und rund, wenig Muskel und Knochenrelief. Besonders die Extremitäten, also Hand, Fuß, sind grazil, schlank und zart. Der Pykniker hat keine starken Knochen. Die Schulterbreite ist mäßig, dagegen der Brustumfang groß, sehr oft entsteht dann in vorgeschrittenem Alter diese Figur.

Der Fettansatz sammelt sich um die Mitte des Leibes. Arme und Beine können bei Pyknikern oft erstaunlich dünn sein. Charakteristisch vor allem aber ist die Haut des Pyknikers: weich, glänzend, gut durchblutet hat sie in der Jugend etwas Frisches, im Alter etwas Wohlgenährtes. Die Kopfform der Pykniker wiederholt diese Grundtendenz des Körpers, diese Köpfe und Gesichter machen einen großen, runden, breiten Eindruck, es wiegt die flache Fünfeckform vor. Diese Gesichter haben Flächen. Die Profile sind meist schwach gebogen, nicht eben hoch, die Stirn oft schön entwickelt, breit gewölbt. Das ganze Gesicht ist nicht scharf und kantig wie das der Leptosomen, dafür aber plastisch. Die Gesichtsfarbe der Pykniker ist vorwiegend gerötet, während die der Leptosomen blaß ist. Die Behaarung der Pykniker ist weich, nicht sehr stark. Oft entwickeln männliche Pykniker im Alter Glatzen, früh setzt oft schon der Haarausfall ein. Das Haar steht nicht wie beim Leptosomen hart und borstig, etwas widerspenstig ab, sondern ist weich und wellig, an Schläfen entstehen gern die Geheimratswinkel.

Und endlich der athletische Typ. Der Gesamteindruck: mittelhochgewachsene Menschen mit besonders breiten, ausladenden Schultern, starken Knochen, noch stärkerem Muskelrelief, straffer Bauch- und Rumpfform, die sich nach unten zu eher verjüngt. Sehr große Extremitäten, große Hände und Füße. Sie finden z.B. bei ausgeprägten

Typen dieser Art manchmal einen Handumfang von 25 cm. Die Körpergröße liegt über dem Durchschnitt. Morphologisch verändert sich dieser Typ in seiner Lebensentwicklung genau wie der Leptosome wenig. Wie der Leptosome mager und schlank bleibt, auch im Alter nicht dick wird, so verändert sich der Athletiker in seiner Entwicklung nicht entscheidend. Er wird mächtiger, etwas umfänglicher und gewaltiger. Selbstverständlich gibt es nun den athletischen Typ auch in klein. Entscheidend dafür ist eigentlich immer das Verhältnis von Brust und Schultergürtel zur Hüfte. Auch bei kleinen Figuren also der relativ mächtige Brustumfang und Schultergürtel zur schmalen Hüftgegend. Am undeutlichsten sind beim Athletiker Gesichtsform und Schädelbau. Während sie beim Leptosomen immer wieder das charakteristische Langnasenprofil haben, das ist überhaupt eines der stärksten Merkmale des Leptosomen und damit verbunden die Eiform des Gesichtes, oft verkürzte Eiform, während für die Pykniker das breite, flache und fünfeckige Gesicht kennzeichnet ist, finden Sie beim Athletiker die steile Eiform. Charakteristisch dabei manchmal, aber leider nicht durchgängig, die niedere Stirn, die etwas zurückflieht. Denken Sie an Boxergesichter, da ist es oft sehr schön zu sehen. Sehr oft fehlt der Hinterkopf, diese Schädel sind dann wie abgehackt, aber das kommt auch bei Pyknikern vor. Dann gelegentlich die auffallend plumpen Backenknochen. Überhaupt hat der Athletiker starke Knochen. Völlig uncharakteristisch ist die Behaarung.

Das also sind die reinen Typen. Und nun müssen wir hier schon wieder auf das ewige Leid aller Typenforschung verweisen: es gibt Mischtypen. Sie finden also alle Kombinationen, beispielsweise athletischen Körperbau und leptosome Schädelform, seltener schon, aber immer mal wieder, auch pyknische Körperform und leptosomen Schädel. Häufiger dann wieder nicht leptosome Schädel verbunden mit leptosomem Körperbau im allgemeinen. Stärker sind die Mischungen zwischen athletischem und leptosomem Körperbau, selten, sogar relativ sehr selten, die Mischung von leptosom und pyknisch. Aber dann wieder häufiger eine Mischung von athletisch und pyknisch. Fast niemals habe ich die Mischung von pyknischem Gesicht und leptosomem Körperbau beobachtet, das ist ein ungewöhnlich seltener Spezialfall. Wie überhaupt die Mischung zwischen leptosom und pyknisch die seltenste ist. So ist also ein dicker Pykniker mit dem Vogelprofil des Leptosomen eine Seltenheit, eine noch größere, wie schon gesagt, die leptosome zarte Figur mit dem breiten Gesicht und dem mächtigen Schädel des Pyknikers. Noch sei auf eine Schwierigkeit der Beobachtung hingewiesen: der jugendliche Pykniker ist nicht so leicht zu erkennen, einfach deswegen, weil hier das stärkste Merkmal, das Dickenwachstum, noch nicht entwickelt ist. Eine andere Schwierigkeit, die der heutigen Mode zuzuschreiben ist: die Schulterbreite des bekleideten männlichen Körpers pflegt im allgemeinen heute Sache des Schneiders zu sein, der prinzipiell mit Watte ersetzt, was der Körper etwa nicht besitzt.

Zum Schluß zeige ich Ihnen noch eine Tabelle, in der Sie die Durchschnittszahlen ausgerechnet finden. Wesentlich Neues steht nicht drin, nur sind, wie gesagt, auf Grund von exakten Messungen die Dinge, die sich aus jeder Beobachtung ergeben, fest-

gelegt. Also: Verhältnis von Brustumfang und Hüftumfang, Durchschnittsmaße von Händen und Füßen usw.

Die Konfrontierung von Körperbau und seelischer Form ergibt nun das erstaunliche Resultat: Athletischer Typ und leptosomer Typ neigen zum schizothymen bzw. schizoiden oder schizophrener Seelenkreis, pyknischer Typ zum zylothymen, zykliden oder manisch-depressiven Seelenkreis. Einige Zahlen: Die erste Untersuchung von Kretschmer ergab, daß von 85 Manisch-Depressiven, er ging also von seelisch Kranken aus, 58 vollkommen reine Pykniker und 14 Mischfälle mit Hervortreten der pyknischen Merkmale waren. Das sind also insgesamt von 85 Fällen 72 und von 175 Schizophrenen 81 Leptosome und 31 Athletiker. Das sind also 112 reine Fälle. Dann: 11 Fälle waren athletisch-leptosom gemischt, im ganzen also jetzt 123. Dazu kommen ausgesprochen dysplastische und verwaschene Typen 47, das sind nun 170, der Rest waren Pykniker bzw. pyknische Mischformen. Das heißt: von 175 Fällen schizophrener Erkrankung waren nur 5 Pykniker, während von 85 Fällen zirkulärer Erkrankung 9 Athletiker und Astheniker bzw. Mischformen beider waren. Dieses Ergebnis, das sich später nur noch bestätigt hat, ist natürlich durchschlagend. Wie man es auch nimmt, es ist ein Beweis für den Zusammenhang von Körperbau und seelischer Grundbewegungsform.

Neunte Vorlesung

Ich beginne nochmals mit dem Ergebnis der Kretschmerschen Untersuchungen. Der psychische Typ des Schizothymen und seine Abwandlungen des Schizoiden, Schizophrenen ist ganz offensichtlich dem körperlichen Typ des Leptosomen zugeordnet und ebenso ist der psychische Typ des Zyklotymen, Zykloiden und Zirkulären dem körperlichen Typ des Pyknikers zugeordnet. An diesem Zusammenhang ist heute nach den Ergebnissen eines international gesammelten Materials kein Zweifel mehr. Und auch wenn man in der vorsichtigsten Form diesen Zusammenhang formulieren will, muß man noch sagen, daß im Bereich der Geisteskrankheiten mindestens 75 % der zirkulär Erkrankten pyknisch und mindestens 75 % der Schizophrenen leptosom und athletisch sind.

Nun freilich behauptet Kretschmer den Zusammenhang von Körpertyp und seelischem Typ nicht nur bei Kranken, sondern auch bei den Übergangerscheinungen zwischen gesund und krank und bei den Gesunden. Werfen wir hier zunächst einen Blick auf die Ergebnisse. Nach allen Seiten hin wurden von der Kretschmerschen Typologie aus Untersuchungen angestellt. Interessant ist hier eine durch van der Horst und Kibler angestellte Untersuchung über Selbstdiagnose, die so verlief, daß die Hauptmerkmale der zyklotymen und schizothymen Persönlichkeit in Listen zusammengestellt wurden und die Versuchspersonen gefragt wurden, zu welcher Gruppe sie sich rechneten. Das Ergebnis: von 36 Pyknikern haben sich 94,4 % als zyklotym, 2,8 % als gemischt und unbestimmt, ebenso 2,8 % als schizotym diagnostiziert. Von 41 Leptosomen haben sich 70,7 % als schizotym, 17,1 % als gemischt und unbestimmt und 12,2 % als zyklotym bezeichnet. Dieser Versuch ist deswegen so interessant, weil er ein Selbstdiagnoseversuch ist, der dann durch die Kontrolluntersuchung durchaus bestätigt wurde.

Nun wurden eine Reihe von experimentalpsychologischen Versuchen durchgeführt, die weitergehend die gesunden Typen untersuchten. Diese Untersuchungen erstreckten sich auf:

| | | |
|-------------------------|---|---|
| Persönliches Tempo | langsam | rasch |
| Arbeitsweise | ungleichmäßig | gleichmäßig |
| Form - Farbe | Farbbeobachter | Formbeobachter |
| Auffassungsumfang | relativ groß | relativ klein |
| Aufmerksamkeitsleistung | quantitativ gut, qualitativ schlecht, synthetisch, leicht ablenkbar, mehr auf das Ganze konzentriert | quantitativ schlecht, qualitativ gut, analytisch, schwer ablenkbar, mehr auf das Einzelne konzentriert |
| Aufmerksamkeitsleistung | | |
| Vorstellungsverlauf | assoziativ | perseverierend |
| Umstellbarkeit | leicht | schwer |
| Verhalten | | |
| zu Gegenständen | rasche Objektion mit schwacher Nachwirkung, schwache Anfangser- regung | lange Objektion mit starker Nachwirkung, starker Anfangser- regung |
| in neuen Situationen | kurze Nachwirkung | lange Nachwirkung, nervös |
| in Erregung | explosiv | beherrscht |
| zu Aufgaben | mit der leichteren beginnend | mit der schwereren beginnend |
| Ermüdung | allmählich | plötzlich |

Nicht in jeder Hinsicht sind diese experimentalpsychologischen Untersuchungen eine Ergänzung zu den Kretschmerschen Arbeiten. Denn sie untersuchen vor allem das Verhältnis nach außen, das nach außen gerichtete Verhalten. Ganz gewiß ist das charakteristisch; denn der Schizothyme hat die Tendenz, sich vor der Außenwelt zu schützen oder gegen sie zu stellen. Daher sind ja bei den Schizothymen einerseits die großen Willensnaturen: Friedrich der Große z.B., andererseits aber auch die verschlossenen, in sich hineinlebenden, z.B. Hölderlin. Eins schließt im übrigen ja das andere nicht unbedingt aus. Auch die Schizothymen, die in der Weltgeschichte durch ihre Energie und Willenskraft bedeutend wurden, haben eine andere, verschlossene, in sich gekehrte Seite. Und ebenso ist für den Zyklthymen charakteristisch, daß er von seinen Stimmungen getragen wird, daß er diese Stimmungen in die Welt hineinlebt, daß er durch sie den Kontakt mit der Welt gewinnt. So sehr nun also auch das Temperament das Verhältnis nach außen und zur Welt in all seinen Formen: Arbeit, Haltung, Kontakt usw. bestimmt, so ist doch eine andere Seite mindestens ebenso wichtig. Das Selbstbewußt-

sein, das Persönlichkeitsgefühl ist bei Schizothymen und Zyklotyphen anders. Also nicht das Verhältnis zum außen, sondern zu sich selbst unterscheidet sich. Der Schizothyme hat, auch wenn er noch so im öffentlichen Leben steht, die Tendenz, in sich hineinzulieben. Das ist es ja, was Jung als introvertiert bezeichnet hat, der Zyklotyme hat die Tendenz, sich und die Welt zu erleben.

Man darf nie vergessen, daß die Forschungen Kretschmers in erster Linie Temperamentsforschungen sind. Die Typen, die er aufstellt, sind Temperamentstypen. Das aber heißt, diese Typen sind Typen verschiedener seelischer Bewegungsgesetze. Nun bestimmt aber zweifelsohne nicht allein das Temperament das Verhalten, sondern auch andere Faktoren.

Betrachten wir nun das Ergebnis von Kretschmer nach einer anderen Seite hin. Dieses Gesamtergebnis lautet ja: Seele und Körper stehen in einem Verhältnis. Sie werden sich auf die einleitenden Stunden dieser Vorlesung zurückbesinnen, wo ich Ihnen die Leib-Seele-Theorien entwickelte. Das Kretschmersche Ergebnis greift unmittelbar in diese Frage ein. Hier ist das Zusammengehen von Leib und Seele unter Beweis gestellt. Wie paßt es zu diesen Theorien, wie passen diese Theorien zu ihm? Ist dieses Zusammengehen parallelistisch oder wechselwirkungsmäßig zu verstehen?

Kretschmer gewinnt ja als Ergebnis, daß Leibform und seelische Form einander entsprechen. Das möchte man zunächst parallelistisch auffassen. Jeweils einer bestimmten Körperform ist eine seelische Form koordiniert, sie geht mit ihr parallel. Nicht unbedingt freilich; denn immerhin finden sich Ausnahmefälle, es kommt vor, daß eine eindeutige Schizophrenie auf einem pyknischen Körper aufsitzt. Wie ist das zu verstehen? Wir gehen von diesen Ausnahmefällen jetzt aus, besprechen einen solchen genauer, weil wir von hier aus hoffen, zu erkennen, wie stark die gegenseitige Abhängigkeit von Körper und Seele ist.

Vaters Bruder
extrem gewissenhaft
pedantisch

Vater
körperl.: Germanengestalt
groß, kräftig, grobknochig,
auffallend große Hände
und Füße
psychisch: ernsthaft,
sehr gewissenhaft,
pünktlich, peinlich
in Äußerlichkeiten,
korrekt, sehr gutherzig

Mutter
körperl.: weiches, rundes,
blühendes Gesicht,
später ausgesprochen korpulent
psychisch: heiter,
gesellig, fröhlich,
freundlich, gemütlich,
sehr gutherzig

I. ♂

Groß, früher korpulent, jetzt mager, sehr große Hände und Füße, gleicht dem Vater.

Psychisch: Sonderling, unverheiratet sehr abgeschlossen, ernsthaft, eigen, gewissenhaft, war bis in die 30 Jahre gesellig und heiter.

III. ♂

Körperlich sehr korpulent.

Psychisch immer lustig, lebhaft, humoristisch, gesellig, sehr gemütlich.

II. ♂

zirkuläre Depression, körperlich leptosom, psychisch ernsthaft, sehr gewissenhaft, etwas pedantisch. Pflichtmensch, dabei sehr gutherzig, freundlich und gesellig.

IV. ♀

Schizophrenie mit 45 Jahren. Körperlich typisch asthenisch, langwüchsig, neuerdings stark abgemagert, Psychisch: früher mehr heiter, zunehmend ernsthaft.

Also: Da ist der erste Bruder ein ziemlich reiner Typ, desgleichen Bruder III. Aber der zweite Bruder ist eine komplizierte Mischung offenbar von schizothymen und zykllothymen Bestandteilen. Als er krank wird, setzt sich die zirkuläre Depression durch, während er körperlich vollends leptosom wird.

Nun, uns kommt es eigentlich nur auf eine Sache dabei an: Körperbau und Seele stehen offenbar nicht in einem direkten kausalen Verhältnis, sonst wäre das nicht möglich. Weder kann also der Körperbau eindeutig die seelische Form bestimmen, noch die seelische Form eindeutig die körperliche; denn dann müßten unweigerlich, wenn hier ein kausales Verhältnis vorläge, auf eine bestimmte Körperform eine bestimmte seelische Form folgen. Ja, wir können noch nicht einmal von einer unbedingten Zuordnung sprechen.

Die Untersuchung solcher Fälle hat Kretschmer Anlaß gegeben, das Leib-Seele-Verhältnis von einem anderen Gesichtspunkt aus zu untersuchen. Er zog zunächst eine theoretische Schlußfolgerung, die nämlich, daß Leib und Seele, Körperfunktion und seelische Funktion Auswirkungen eines tiefer liegenden Agens sind, nämlich der Konstitution. Die aber ist erblich bedingt.

Von hier aus können wir das aufgezeichnete Beispiel verstehen. Hier sind ganz offenbar ein ausgesprochen schizothymen athletischer Typ mit einem pyknisch-zykllothymen Typ zusammengekommen. Der Bruder 1 zeigt nun diese Mischung in der Entwicklung. Bis zu seinem 30. Lebensjahr wiegt die pyknisch-zykllothyme Richtung vor, dann setzt ein konstitutioneller Umschwung ein, der nun Körperbau und seelische Form verändert. Jetzt wird aus einem pyknisch-zykllothymen Typ ein athletisch-schizothymen Typ. Der 2. Bruder ist ebenso eine Legierung. Der eine Bruder allein ist eindeutig, die

Schwester endlich ist eine komplizierte Mischung. Früher war offenbar eine zyklotyme Komponente vorhanden, die dann in der Entwicklung verschwand.

Betrachtet man diese und andere Mischungsverhältnisse, so bleibt einem in den theoretischen Folgerungen nur die äußerste Vorsicht übrig. Es bleibt als Ergebnis das regelhafte Zusammengehen von Körper und Seele, aber über die Abhängigkeit voneinander ist nach dem heutigen Stand der Forschung von diesem Punkt aus nicht viel zu sagen.

Betrachtet man von dem Gedanken der Konstitution aus diesen Fall, dann löst sich das Rätsel der Legierung, Überkreuzung und Überschneidung zum Teil wenigstens auf. Und zwar ist die Elterngeneration eben der Schlüssel. Denn hier ist ganz offenbar die Mischung vorhanden und in der Descendenz ist sie unentschieden geblieben. Aber so einleuchtend das zunächst ist, so ist bei genauerer Überlegung doch festzustellen, daß diese Lösung nicht sehr weit reicht.

Nehmen wir also an, der Faktor der Konstitution, die erblich bestimmt ist, bestimmt nun seinerseits Seele und Körper. Nehmen wir weiter an, für den Regelfall setzt sich ein Typ durch, der nach der körperlichen und seelischen Seite hin ausschlägt, also z.B. pyknisch-zyklotym, leptosom-schizothym. Auch dann bleiben diese Fälle, die Ausnahme sind, noch merkwürdig genug. Denn hier, so müssen wir wohl annehmen, ist die Konstitution gemischt und kein Faktor setzt sich einheitlich nach der seelischen und körperlichen Seite durch. Sondern hier erscheint ein körperlicher Typ und der entgegengesetzte seelische Typ zusammen oder im Wechsel der Entwicklung. Hier gehen also Seele und Körper weder Hand in Hand, sie sind nicht parallel und auch nicht im Wirkungsverhältnis direkter Art. Also gerade hier ergibt sich eine Perspektive, die in den Leib-Seele-Theorien noch gar nicht berücksichtigt ist. Die Gegensätzlichkeit von Leiblichem und Seelischem, die relativ getrennte und unabhängige Entwicklung der einen wie der anderen Seite.

Noch ein weiterer Ausblick, gleichfalls eine Ergänzung zum Problem des Leib-Seele-Zusammenhangs. Man hat vor allem in der medizinischen Forschung öfter gefunden, daß zwischen leiblichem und seelischem Geschehen eine Abhängigkeit besteht, die nicht die ist, die vor allem die Psychophysik im Auge hat, nämlich die Abhängigkeit des Seelischen vom Großhirnprozeß. Also es ist, um gleich Beispiele zu nennen, sehr früh beobachtet worden, daß als Folgeerscheinung gewisser Drüsenoperationen Melancholie eintritt, z.B. Entfernung der Keimdrüsen. Es ist weiter beobachtet worden, daß die Schilddrüsen offenbar direkten Einfluß auf die Affektivität und die Intelligenz haben. Also bei mangelhafter Funktion der Schilddrüse findet man verlangsamtes Empfinden, Auffassen und Reagieren, Gedankenmangel, Teilnahmslosigkeit, Gefühlslosigkeit, Schläfrigkeit und Schlafsucht. Bei übersteigerter Funktion die gegenteiligen Erscheinungen, rasches Empfinden, Auffassen und Reagieren, Gedankenjagd bis zur Gedankenflucht, Aufgeregtheit bis zu Affektpsychosen, Schlaflosigkeit, Schlaf mit schreckhaften Träumen. Wie eng und unbedingt hier der Zusammenhang ist, das zeigt die einfache

Tatsache, daß man hier mit körperlichem Eingriff direkt psychische Wirkungen erzeugen kann. Einnahme von Tabletten, die die Schilddrüsenstoffe enthalten, kann die Wirkungen nach der einen Seite, operative Entfernung des Kropfes kann die Wirkungen nach der anderen Seite hin aufheben.

Da ist nun also ein Punkt, wo wir wieder einmal einen direkten Kausalzusammenhang feststellen können. Und es liegt eine theoretische Verallgemeinerung sehr nahe. Die nämlich, daß man annimmt, die Temperamente wären durch die innere Sekretion bedingt. Unter dem Ausdruck innerer Sekretion faßt man heute das Zusammenwirken der inneren Drüsen, nämlich Geschlechtsdrüsen, Gehirnanhang (Hypophyse), Schilddrüse, Bauchspeicheldrüse und Nebennieren zusammen. Und folgen wir nun dieser ja sehr verlockenden Vereinfachung der Problematik für einen Moment, dann sieht es so aus, als ob doch das Seelische eine Folge bestimmter körperlicher Funktionen ist. Nicht zwar des Gehirns, sondern des Gesamtkörpers, d.h. also vor allem der Drüsen. Wie man anders sagen würde, nicht das cerebrale Nervensystem, sondern das sympathisch-vegetative Nervensystem, das von den Drüsen direkt beeinflußt wird, bestimmt das seelische Leben.

Das ist in bestimmten Fällen und Bezirken des seelischen Lebens auch durchaus der Fall. Nun sind aber Nerven und Drüsen wiederum erblich bedingt, und wir könnten also weiter sagen, daß von der Konstitution ausgehend Drüsensystem, Nervensystem und endlich Seelisches bedingt sind. Gleichfalls aber sind von der Konstitution ausgehend wiederum Körperbau und Körperfunktion bestimmt. So bekämen wir im Ganzen also folgendes Bild:

| Konstitution (erblich bedingt) | |
|--------------------------------|-------------------|
| Drüsen | Nerven |
| Aufbau des Körpers | Seelischer Aufbau |
| Körpertyp | seelischer Typ |

Dieses Schema sieht sich im groben recht einheitlich an. Es ist im groben auch wohl richtig. Aber nur im groben. Wenden Sie nämlich nun auf dieses Schema die Ausnahmefälle an, deren wir eben einen besprochen haben, dann wird die ganze Sache wieder sehr problematisch.

Nicht wahr, dieses Schema würde ja sagen, daß von der Konstitution ausgehend ein einheitlicher Aufbau des Seelischen und des Körperlichen erfolgt, bis zu einem bestimmten seelischen Typ, der dann Hand in Hand mit dem körperlichen Typ geht. Das ist in vielen Fällen, vielleicht in der Mehrzahl der Fälle, sogar richtig. Aber eben nicht in allen Fällen. Jeder Ausnahmefall zeigt etwas anderes. Er erweist nämlich, daß doch jene Unabhängigkeit des seelischen Geschehens vom Körperlichen besteht bis zu dem Punkt, daß sich die Konstitution in zwei verschiedene Seiten auseinanderlegen kann. Und das wiederum bedeutet, daß der Konstitutionstyp nur für gewöhnlich die spätere Entwick-

lung bestimmt, aber nicht unbedingt. Und wenn dieses der Fall ist, wenn die Konstitution sich in zwei Seiten auseinanderlegt, die einander nicht mehr gemäß der Regelmäßigkeit entsprechen, dann wiederum wird die Frage nach dem Zusammenhang von Seelischem und Körperlichem vollkommen neuartig. Um es ganz scharf auszudrücken: dann ist eigentlich keine Parallelschaltung mehr vorhanden, sondern eher das Gegenteil: eine Kontrastschaltung.

Schließen wir nun diese Überlegungen ab und fassen wir zusammen, dann können wir sagen: Die Forschung nach Konstitutionstypen hat ergeben, daß im Regelfall die parallelistische Theorie als Arbeitshypothese in einer besonderen Form bestätigt wird. Sie zeigt nämlich, daß Leib und Seele in einem Parallelverhältnis stehen, demzufolge dem körperlichen Typ ein seelischer und umgekehrt besteht. Aber wie gesagt, das gilt nur für den Regelfall, es kann in keiner Weise etwa zum Gesetz erhoben werden. Und gerade die Ausnahmefälle zeigen weiter, daß hier offenbar ein sehr kompliziertes Ineinander von körperlichen und seelischen Vorgängen herrscht, das wir auch noch nicht annähernd durchschauen. Hier und dort erwischen wir einen Zipfel, aber nicht mehr. Die Erblichkeitsforschung wird diese ganzen Dinge sicher ein gut Stück Weg weiter bringen, von dort haben wir die nächsten Aufschlüsse zu erwarten. Wiederum freilich gleich mit einer Einschränkung: Soweit es Erblichkeit im Psychischen gibt, ist sie sehr viel komplizierter als die körperliche.

Und nun möchte ich diesen Exkurs zum Leib-Seele-Problem abschließen. Wir werden immer wieder auf diese Dinge zurückkommen und in einem späteren Kapitel dann systematisch das ganze vorliegende Tatsachenmaterial behandeln. Für den Augenblick aber genügt das, was aus den Untersuchungen Kretschmers herauspringt. Da können wir nur sagen, um es auf zwei Formeln zu bringen:

1. Das Temperament ist sicher weitgehend blutchemisch, durch die Drüsenfunktion bestimmt. Das innere Bewegungsgesetz der Person steht in einem für die Regel klaren Abhängigkeitsverhältnis vom körperlichen. Aber das ist nur die eine Seite der Sache.

2. Der seelische Typ ist nicht körperlich bestimmt, der körperliche nicht seelisch, geht aber für gewöhnlich Hand in Hand. Eher ist anzunehmen, daß körperlicher und seelischer Typ von der Konstitution her bestimmt sind. Dann aber wieder ist zu sagen, daß, wenn in der Regel auch der Konstitutionstyp ein zusammengehöriges Paar von Körper- und Seelentyp bestimmt, doch in Ausnahmefällen heterogene Typen zusammenkommen. Die können wir uns freilich wiederum an der Überkreuzung von Erbmassen klar machen. Doch endet hier die Aufgabe des Psychologen und die des Biologen setzt ein. Für die weitere Zukunft hängt alles von einer gedeihlichen Zusammenarbeit von Biologie und Psychologie ab.

Und nun kehren wir von dieser Problemfülle zurück zu den Kretschmerschen Typen. Da gilt es noch einen kritischen Punkt herauszuarbeiten. Es ist Ihnen sicher aufgefallen, daß zur Schilderung der reinen Typen, sowohl der seelischen wie der körperlichen, einerseits

Geisteskranke, andererseits Geniale gewählt werden. Und die Normalen? Wie steht es mit ihnen? Da verweise ich erstens noch einmal auf das Untersuchungsergebnis von Horst und Kibler zurück, das ja doch eine eindeutige Bestimmtheit auch der Normalen zu dem einen oder anderen Typ behauptet. Und dennoch traue ich persönlich diesem Ergebnis nicht so ganz. Soweit meine Kontrolle geht, ist das Mischungsverhältnis stärker als es aus den hier behaupteten Zahlen hervorspringt. Gerade beim Normalen findet sich für meinen Begriff gewiß in den meisten Fällen ein Überwiegen des Schizothymen oder Zykllothymen und der entsprechenden körperlichen Beschaffenheit. Aber: beim Normalen gibt es nicht viele eindeutige Typen. Sondern hier finden sich immer auch stark, wenn also das schizothyem Element überwiegt, zykllothyme Züge und umgekehrt.

Das ist also eine kritische Schlußbemerkung, die ich machen möchte. Die Typen Kretschmers haben durchaus ihre Richtigkeit, sie existieren, mehr als das, sie geben auch einen Schlüssel zum Verständnis und zur Klassifikation des Psychischen überhaupt. Aber Kretschmer ist nun einmal von Geisteskranken ausgegangen. Daher findet er die wirklich reinen Typen auch bei den Geisteskranken und den Genialen. Die Typologie erweist sich dort als besonders fruchtbar und aufschlußreich. Was aber die Gesunden angeht, so scheint mir hier zu gelten, daß die Typen nicht in dieser Reinheit auftreten. Man könnte es fast so formulieren: Je reiner ein Typ, desto mehr geht er ins Anormale oder Übernormale. Es ist das ewige Leid aller Typenforschung: Es gibt Mischtypen. Und im besonderen hier ist es so, daß der Typ eben die ganze Persönlichkeit, vor allem in Ausnahmefällen erfaßt, nicht aber in Normalfällen. Das alles ist damit gesagt, daß wir die Kretschmersche Forschung einschränken. Sie hat Typen des Temperaments geschaffen. Aber der Mensch besteht in den selteneren Fällen nur aus Temperament.

Zehnte Vorlesung

Ich habe nun noch aus der Typenforschung zwei Typologien herauszugreifen. Von diesen möchte ich vorweg sagen, daß keine von ihnen die Augenscheinlichkeit und die Unmittelbarkeit der Kretschmerschen Typologie erreicht. Trotzdem weisen sie gegenüber dem, was wir bisher von seelischen Typen wissen, einiges Neue auf, und sie geben daher Ergänzungen und Vervollständigungen. Aber ich werde nun diese beiden Typologien, es sind die von Jaensch und Pfahler, kürzer behandeln.

Zunächst will ich die Typologie von Jaensch darstellen. Sie hat einen großen Vorzug: Jaensch wollte von vornherein kein abgeschlossenes System von Typen geben, sondern, wie er es nennt, ein offenes System. Darunter versteht er ein Typensystem, das durch Differenzierung beliebig zu erweitern ist.

Auch Jaensch geht oder ging wie Kretschmer zuerst von pathologischen Fällen aus. Der Grund, über dem er seine Typologie erbaut hat, ist äußerst schmal. Eigentlich ist es eine einzige, allerdings verblüffende Tatsache. Die sogenannte Fähigkeit des eidetischen Sehens. Eidetisch, wörtlich wohlsehend, nannte man eine Fähigkeit, die bestimmten Personen eigentümlich ist, und die darin besteht, daß diese Menschen Figuren, Bilder, die sie kurze Zeit gesehen haben, regelrecht wiedersehen können. Der Vorgang ist dieser: Der Eidetiker sieht ein Bild, nun blickt er auf eine leere Fläche, und da sieht er das Bild vollkommen deutlich wieder. Aber wohlgemerkt, er stellt es sich nicht vor, es ist nicht so, daß er sich an das gesehene Bild erinnert, sondern er glaubt, dieses Bild wirklich zu sehen. Er sieht also buchstäblich etwas, wie wir im Traum etwas sehen, aber das, was er sieht, ist nicht vorhanden, genau so wenig wie das, was wir im Traum sehen, nicht vorhanden ist. In Wirklichkeit sieht er ein Nachbild, dies aber mit vollkommener Deutlichkeit. Es gibt nicht nur optische, sondern auch akustische, taktile usw. Eidetiker.

Nun ist uns dieser Zustand ja als krankhafter bekannt. Wir sprechen dann von Halluzination. Der Fiebernde etwa oder der Geistesranke sieht Dinge, die nicht wirklich vorhanden sind. Das Wichtige bei dem Nachweis von Jaensch war, daß er zeigte, daß etwas Ähnliches auch im normalen Seelenleben vorkommen kann. Denn eben der eidetische Typus sieht auch etwas, was nicht vorhanden ist. In diesem Fall ist es deutlich ein Anschauungsbild einer eben gesehenen Sache, für den Eidetiker aber erscheint es wirklich. Übrigens ist es natürlich nicht so, daß der Eidetiker nun immerzu Bilder, die er eben gesehen hat, wiedersieht, sondern er sieht nur Objekte wieder, die einen sehr starken Eindruck gemacht haben.

Und nun gelang es Jaensch nachzuweisen, daß die eidetische Fähigkeit vor allem im kindlichen Alter auftritt. Sie kommt freilich auch bei Erwachsenen, bei Künstlern z.B., manchmal vor. Besonders stark aber ist sie im jugendlichen Alter. Das geht soweit, daß einer der untersuchten Eidetiker das wirkliche Objekt mit seinem Anschauungsbild verwechselte, bis er schließlich bei der Augenbewegung das Mitgehen des Bildes merkte. Diese Bilder sind auch ganz scharf umrissen, man kann also das Anschauungsbild des Eidetikers mit dem Zirkel messen. Das heißt, der Eidetiker, der auf einer für uns leeren Fläche ein Anschauungsbild, also ein eidetisches Bild hat, kann genau sagen, bis hierher geht das Bild, hier hört es auf. Nun, das mag genügen für die nach allen Richtungen hin untersuchte Fähigkeit des eidetischen Sehens.

Bei der Untersuchung nun, die Jaensch anstellte, um diesem eigentümlichen Phänomen auf die Spur zu kommen, stieß er auf folgendes: Es gibt zwei Reaktionsformen. Jaensch hat sie als den tetanoiden und den basedowoiden Typ bezeichnet, abgekürzt der T-Typ und der B-Typ.

Damit aber sind wir noch nicht bei der eigentlichen Typologie von Jaensch, sondern nur bei der Vorarbeit. Aus diesen Vorarbeiten hat sich wiederum ein weiteres ergeben, nämlich der Grundbegriff Integration. Diesen Begriff müssen wir erst einmal klären. Integration heißt: wechselseitige Durchdringung seelischer Funktionen und ungetrenntes Zusammenwirken seelischer Funktionen. Starke Integration liegt vor, wenn Erleben, Denken, Fühlen und Wollen, Vorstellen usw. stark zusammenwirken und nicht gesondert und einzeln auftreten.

Gehen wir nun zurück zu dem Eidetiker, so stellt sich der Eidetiker zunächst als ein Spezialfall des Integrierten dar. Beim Eidetiker ist es ja geradezu so, daß die Grenze zwischen Vorstellung und Wahrnehmung unscharf bleibt. Das Bild, das er sieht, kann ja ein Vorstellungsbild sein, während es für ihn die Stärke einer Wahrnehmung hat. Der B-Typ, der basedowoider Typ, ist ein Integrierter. Und hier ergab sich nun eine körperliche Grundlage. Der Name basedowoider Typ kommt von der sogenannten Basedowschen Krankheit. Eine Schilddrüsenkrankheit, deren körperliche Erscheinung zunächst eine vergrößerte Schilddrüse ist. Ich machte schon einmal darauf aufmerksam, daß die Basedowkranken eigentümliche seelische Erscheinungen haben, gesteigerte Reflexe, rasches Empfinden, Auffassen und Reagieren, Erregbarkeit, Gedankenjagd. Äußerlich sind diese Menschen übrigens auch an den hervortretenden Augen zu erkennen. Aber wie gesagt, der basedowoider Typ ist ein extremer Typ, bei dem die Integration sehr gesteigert ist, über das Normale hinaus gesteigert ist.

Gehen wir nun aber zunächst noch einmal vom Integrierten aus, so ist der Integrierte also durch das Zusammenwirken seiner seelischen Funktionen gekennzeichnet. Die deutlichste Folge starker Integration ist ein starkes Zusammenhängen des Integrierten mit der Außenwelt. Also wieder einmal kehrt dieses Grundmotiv wieder, das wir sowohl bei dem Extravertierten und dann wieder bei dem Zyklotymen gefunden haben, das gute starke Verhältnis zur Außenwelt. Beim Extravertierten von Jung bestimmten

wir es als den engen Kontakt, die starke Weltbezogenheit. Beim Zyklotymen von Kretschmer ist es die Fähigkeit des Fühlens und Gemütlebens, die diese Verbindung schafft. Wieder von einer anderen Seite tritt dies selbe Moment bei Jaensch hervor. Jetzt aber gesehen vom Zusammenwirken der seelischen Funktionen. Diese hängen beim Integrierten zusammen wie beim Eidetiker, bei dem wirkliches Bild und vorgestelltes Bild ineinander übergehen, so ist allgemein beim Integrierten ein starkes Zusammen von Außen- und Innenwelt. Und nun stellt Jaensch also vor allem drei Typen dar:

$$I_1 - I_2 - I_3$$

I_1 ist der Typ, bei dem die Integration am stärksten nach außen geht, bei I_2 und I_3 schwächt sich das ab. Der I_1 Typ trennt zwischen Wirklichkeit und Ideal kaum. Er hängt innig mit seiner Umwelt zusammen, hat die Fähigkeit der Einfühlung in hohem Maße, richtet sich in seiner Stimmung nach äußeren Gegebenheiten, ist daher weich und formbar. Immer wieder taucht daher dieser Typ beim Jugendlichen auf, das Kind ist ein reiner Typ dieser Art.

I_2 dagegen tritt mit der Außenwelt in Verbindung, aber er ist nicht so vom Außen abhängig. Er hat eine feste Linie, gemäß dieser Linie tritt der I_2 Typ in Verbindung mit der Außenwelt. Den heroischen Menschen nennt Jaensch einen spezifischen Fall dieses Typs. Im übrigen setzt sich nach Jaenschs Meinung die kulturtragende Schicht in Deutschland vor allem aus diesem Typ zusammen.

I_3 ist der Typ, bei dem die Integration sich nach innen wendet. Bei diesem Menschen stehen die innerseelischen Bereiche in einem engen Zusammenhang. Ein dunkler, aber fester innerer Komplex beherrscht alles. Im angelsächsischen Teil von England findet sich, nach der Meinung von Jaensch, dieser Typ besonders, ja die angelsächsische Kultur baut sich vor allem auf dieser Grundlage auf. Am besten werden wir diesem Typ gerecht, wenn wir ihn als den in sich geschlossenen, in einem festen Verhältnis zur Außenwelt befindlichen Menschen verstehen. In Deutschland finden wir, wiederum nach der Meinung von Jaensch, diesen Typ vor allem im Nordwesten, Hannover, Westfalen.

Nun können wir diese Linie fortsetzen, nämlich

$$I_1 - I_2 - I_3$$

$$S_1 - S_2 - S_3 D$$

Erschrecken Sie zunächst nun nicht, daß wieder ein neuer Buchstabe kommt. Der Buchstabe S nämlich. Es handelt sich hier um den Grundbegriff Synästhesie. Unter Synästhesie versteht man das Ansprechen zweier Sinnesgebiete auf einen einzigen Reiz. Beispiel: Es gibt Menschen, die beim Erklingen von Tönen Farben sehen, andere wieder

neigen dazu, bei akustischen Eindrücken sich Farben vorzustellen. Das ist also zunächst, genau wie das Eidetikerphänomen, eine aus dem Bereich der experimentalen Psychologie stammende Tatsache. Die hat man genauer untersucht, zunächst auf ihr Vorkommen hin, und dabei entdeckte man, daß sich hier wiederkehrende Zusammenhänge finden.

Nun gelang es Jaensch, zu zeigen, daß in solchen Synästhesien ganz deutlich das Innenleben eine bestimmende Tendenz hat. Hier wird sehr stark ein eben visueller, optischer oder akustischer Eindruck durch innere Vorstellungen bestimmt. Diese Menschen projizieren ihr Innenleben nach außen. Sie haben, um es einmal ganz allgemein zu sagen, eine subjektive Form zu erleben. Der Ton, den sie hören, ist für sie natürlich auch ein Ton, aber er verbindet sich immer mit einer bestimmten Farbe. Das geht so weit, daß diese Menschen bei musikalischen Darbietungen Farbempfindungen haben. Sie haben vielleicht gelegentlich einmal von neueren Filmversuchen gehört, z.B. von reinen Farbfilmen. Das sind also Filme, in denen sich nichts weiter ereignet, als Farberscheinungen, Auflösen von Farben, Farbübergänge. Auf der Filmleinwand erscheint eine Farbkomposition, die sich entwickelt und verändert. Begreiflicherweise setzen sich diese Filme für eine breitere Öffentlichkeit nicht durch. Aber immer wieder werden diese Versuche gemacht und finden ihre Anhänger. Nun, diese Anhänger sind Synästhetiker. Für sie kann ein solcher Farbfilm zum Erlebnis werden, genau so wie für uns die reine Musik. Während nun den Menschen, der nicht synästhetisch ist, solch ein Film nach kurzer Zeit langweilt, hat er für den Ästhetiker eine innere Dramatik. Er mag in ihm dieselben Empfindungen hervorrufen wie für den andern das Anhören von Musik.

Versuchen wir nun einmal, diesen Vorgang zu deuten. Das offenbar allgemeine Phänomen, das diesen verschiedenen Erscheinungen zugrunde liegt, ist, wie schon gesagt, das Reagieren zweier Sinnesfunktionen auf einen Reiz. In der primitiven Form ist es ja allen bekannt, z.B. gibt es für jeden Töne, die eine Gänsehaut erzeugen oder uns nicht nur akustisch ärgern, sondern unangenehme Hautempfindungen hervorrufen. Es gibt nicht wenig Menschen, die, wenn jemand mit einem Messer auf dem Teller ein schrilles und knirschendes Geräusch erzeugt, sich körperlich unangenehm berührt fühlen. Wo aber das erscheint, da besteht doch offenbar ein ganz eigenartiger Zusammenhang des Innenlebens mit den äußeren Reizen. Der nämlich, daß ein offenbar starkes Verhältnis zur Außenwelt vorhanden ist, geradezu eine eigenartige Abhängigkeit von der Außenwelt. Diese Abhängigkeit aber ist nicht so, daß der Betreffende das Außen aufnimmt wie es ist, sondern es mit ganz bestimmten Maßstäben erlebt, die wiederum offenbar nicht die allgemeinen sind. Wir selbst sagen ja von uns, daß wir bestimmten Geräuschen gegenüber empfindlich seien, positiv oder negativ. Manche Töne können wir einfach nicht hören oder bestimmte Gerüche versetzen uns in Entzücken. Immer ist es hier doch so, daß wir optischen, akustischen, visuellen oder Geruchsreizen in einer besonderen Form verpflichtet sind. Diese Reize beschränken sich dann nämlich nicht

auf den eigentlichen Sinn, die eigentliche Sinneswahrnehmung, sondern haben die Tendenz, auf das ganze Seelenleben überzugreifen.

Also können wir sagen: Es gibt Menschen, die ein starkes Verhältnis zur Außenwelt haben. Aber die Stärke dieses Verhältnisses liegt in der Subjektivität, in ihrer subjektiven Reaktion. Und nun denken Sie an die Definition des Integrierten. Der integrierte Mensch verfügt über ein starkes Zusammenwirken seiner seelischen Funktionen. Bei ihm sind auch subjektive Wahrnehmungen und objektive Erscheinungen nicht scharf getrennt, so z.B. beim Eidetiker. Hier, im Fall des synästhetischen Empfindens, haben wir etwas Ähnliches. Auch hier gehen ja verschiedene Sinnesfunktionen ineinander über. Aber zugleich wird ihnen auch der Unterschied deutlich. Der Eidetiker hält unter Umständen sein Anschauungsbild für ein wirkliches Bild. Aber dann ist es doch so, daß er das Bild nicht verändert, es verschwindet nur die Grenze zwischen Wirklichkeit und Vorstellung. Beim Synästhetiker aber geht etwas vor sich. Bei ihm verschwindet die Grenze zwischen zwei Sinnesgebieten. Er kann also, wenn er Töne hört, Farben sehen.

Der Typus des Synästhetikers steht also dem Integrierten einerseits nahe, andererseits aber fern. Denn das Zusammenwirken der seelischen Funktionen ist vorhanden, ebenso ist die Verbindung mit dem Außen vorhanden, darum also steht der Typ unter I_1 . Anders ist jedoch die Art des Zusammenwirkens der seelischen Funktionen. Und damit verändert sich auch die Bindung zur Außenwelt. Der Synästhetiker hat trotz seiner Bindung an die Außenwelt und trotz des Zusammenwirkens seiner seelischen Funktionen die Tendenz, Erlebnisse umzusetzen, sie qualitativ zu verändern. Wenn bei ihm also die Grenze zwischen Wirklichkeit und Wahrnehmung verschwindet, dann bedeutet das immer auch eine Veränderung der Wirklichkeit.

Halten wir das fest und verfolgen wir nun diesen Typ in seinen weiteren Entwicklungen, nämlich S_2 und S_3 .

Wir gehen nochmals aus von dem Typ S_1 . S_1 ist ein Typ, der die Neigung hat, die scharfen Gegensätze, die es in der Außenwelt gibt, auszulöschen und aufzuheben. Ihm verschmilzt Gegensätzliches. Es gibt in seinem Empfinden keine festen Ordnungen. In krankhafter Form zeigt sich dieser Typ beim Schizophrenen, für den wahllos alles sich miteinander vereinigen läßt. Der normale S_1 Typ hat etwas Ähnliches. Als Beispiel zitiert Jaensch die Primitiven, wo auch die Grenzen zwischen Wirklichkeit und Vorstellung verschwinden. Der Primitive, der etwa als Totem seines Stammes den Papagei hat, hält die Papageien für Wesen wie er selbst eins ist, und überhaupt finden wir bei Primitiven diese eigentümlichen Gleichsetzungen, die dem Europäer unverständlich sind.

Als Hauptmerkmal des S_1 Typs können wir also ein gewisses Verwischen natürlicher Ordnungen ansetzen, im Zusammenhang damit ein starkes Innenleben, das die Wirklichkeit verfälscht. Dieser Typ ist weiter seelisch labil, und zwar nach der Seite hin, daß ein fester, innerer Kern fehlt. Das seelische Leben ist gelockert, aufgespalten und dann wieder bildbar.

Von hier aus verstehen wir den Typ S_2 , der gemildert ist. Auch S_2 hat ursprünglich keinen festen, inneren Kern, aber er bildet sich einen solchen künstlichen mit Hilfe des Verstandes. Das ist also ein Typ, bei dem an die Stelle der Wirklichkeit das rationale System tritt, und dieser rationale Überbau dient als Ersatz für die innere Festigkeit und Stabilität. Auch I_2 und I_3 haben einen festen Kern, aber keinen künstlichen, sondern einen natürlichen. S_2 hat einen Entwicklungskern, eine allmählich erworbene Festigkeit. Daher finden wir diesen Typ vor allem beim Erwachsenen.

Nun kommt als letzter Typ der Typ S_3 . Dieser Typ ist ein solcher, bei dem das Übergewicht des Inneren noch stärker hervortritt als bei S_2 . Genau wie I_3 bestimmt auch hier das Innere das Äußere. Aber nicht so wie beim I_3 Typ, wo die äußere Welt durch einen festen und beständigen, natürlichen inneren Kern erfaßt wird. Es ist überhaupt zu sagen, daß die Entwicklung von S zunehmend nach der Seite der Auflösung der Wirklichkeit geht. Im S_3 Typ sind die Menschen wirklichkeitsfremd. Sie leben in einer Welt von eigenen, für den anderen oft sinnlosen Zusammenhängen. Das Merkmal der inneren Spaltung tritt stärker hervor. Diesen Typ hat Jaensch gelegentlich auch den lytischen Typ genannt, weil er auflösend ist. Er hat bei ihm festgestellt, daß er sich vor allem bei Tuberkuloseerkrankten findet. Dieser Typ hat weiter eigentlich kein festes Ich, sondern ein auflösbares und verwandelbares Ich, so z.B. beim Hysteriker.

Und so ist der Typ S_3 doch schließlich jener Typ, der von I_1 am weitesten entfernt ist. Bei I_1 fanden wir eine starke Beziehung zur Außenwelt auf Grund des engen Ineinandergreifens der seelischen Funktionen. Bei S_3 finden wir eine schwache Verbindung zur Außenwelt, weil hier die seelischen Funktionen vollständig ineinander verschwinden, ihre Verbindung zur Außenwelt verlieren, selbständig werden und eben deswegen sich auflösen. Es ist der desintegrierte Typ.

Sie sehen, das Typensystem von Jaensch ist nicht sehr einfach. Es würde noch viel komplizierter, wenn ich nun auf die verschiedenen Unterformen einginge, die sich wiederum von den S Typen und auch den I Typen abspalten lassen. Darauf möchte ich aber verzichten. Ich will vielmehr, damit Sie den Gesamtzusammenhang und die Übersicht nicht verlieren, nochmals die entscheidenden Punkte hervorheben. Beim Integrierten besteht ein enges Zusammenwirken der psychischen Einzelfunktionen, während der Desintegrierte eine mehr isolierte Tätigkeit der einzelnen Funktionen zeigt. Das ist eigentlich der Grundunterschied, von dem Jaensch ausgeht. Nun würde man danach eine geschlossene Linie erwarten, wo auf der einen Seite I_1 auf der anderen S_3 steht.

So etwa $I_1 - I_2 - I_3 - S_1 - S_2 - S_3$.

Dann hätten wir also eine Linie, die sich fortlaufend von der Integration zur Desintegration entwickelt, vom seelischen Ineinandergreifen der Funktionen zur Spaltung und Auflösung. Aber nun kommt ja ein zweites Merkmal dazu: das Verhältnis zur Außenwelt. Von hier aus wird die Typeneinteilung so kompliziert. Denn da zeigt sich

plötzlich, daß auch der S₁ Typ, der Synästhetiker, ein starkes Verhältnis zur Außenwelt hat, nur in einer anderen Form.

Die seelische Arbeit des Integrierten ist nämlich ein in sich und seelisch zusammenhängendes Erfassen der Wirklichkeit, die seelische Arbeit des Desintegrierten ist dagegen ein seelisch zusammenhängendes Erfassen, zugleich aber ein Vorbeisehen an der Wirklichkeit. Das zeigt sich ja schon gemildert beim Synästhetiker, der etwa Gehör- und Sinnesempfindungen vertauscht. So zeigt also der I Typ eine synthetische und dynamische Auffassungsgabe, der S Typ eine analytische und starre Auffassung. Beim I Typ tritt leicht ein Wechsel in der Aufmerksamkeitsrichtung ein, der S Typ spricht überhaupt nur in einer Richtung an. So liest der I Typ Worte und Komplexe, er liest über Druckfehler hinweg, weil er auf das sinnvolle Ganze eingestellt ist. Der S Typ liest Buchstaben, versteht das Ganze vielleicht nicht, erkennt aber jeden Druckfehler.

Elfte Vorlesung

Zunächst möchte ich einige Literatur zu der Typologie von Jaensch angeben. Kurze Referate finden Sie bei Rohracher: "Kleine Einführung in die Charakterkunde" und bei Helwig: "Charakterologie", 1936. Von den Arbeiten Jaenschs selbst nenne ich: "Über den Aufbau der Wahrnehmungswelt", 1927; "Grundformen des menschlichen Seins", 1929; "Das Wesen der Kindheit und der eidetische Tatsachenkreis", 1935.

Zunächst nun zur Vervollständigung dieser Typologie. Also nochmals: Der integrierte Typ ist ein Typ des Zusammenwirkens der seelischen Funktionen. Die Integration kann sich nach außen wenden, aber auch nach innen.

$$\begin{array}{c} I_1 - I_2 - I_3 \\ S_1 - S_2 - S_3 \end{array}$$

Ihm steht der synästhetische Typ gegenüber, bei dem die Tendenz zur Abspaltung und Auseinanderspaltung des Seelischen herrscht, zum Hervortreten einzelner seelischer Funktionen. Auch hier kann nun ein stärkeres oder schwächeres Verhältnis zur Außenwelt bestehen.

Diesen Grundansatz der Typologie von Jaensch möchte ich noch einmal genauer betrachten, und zwar auf das Ganze der Typenforschung hin. Erinnern Sie sich doch noch einmal der Jungschen Unterscheidung von introvertiert und extravertiert. Da war der beherrschende Gesichtspunkt der Kontakt mit dem Außen bzw. die Wendung nach innen. Das Verhalten des Extravertierten geht zur Welt, so sagten wir, und von dort aus wird das seelische Leben bewegt. Die Haltung des Introvertierten dagegen berührt die Welt nur, um über sie hinauszukommen und wieder zu sich selbst zurückzufinden.

Es ist eben wieder dieser Grundbestand, der auch in Jaenschs Typologie erfaßt werden soll. Und da nun derselbe Grundbestand auch bei Kretschmer wiederkehrt, so liegt doch hier offenbar ein wirklich zentraler Faktor, sonst würden doch nicht Forschungen, die ja von ganz entgegengesetzten Ansatzpunkten beginnen, so einheitlich dasselbe suchen.

Aber was ist denn nun zur Klärung dieses Tatbestandes eigentlich speziell von Jaensch geschehen? Nun, ein Punkt kommt zum mindesten schon deutlicher heraus. Die Gegenüberstellung von Introversion und Extraversion bei Jung hat diesen Mangel, daß man zu sehr bloß an die Wendung zur Welt bzw. in sich denkt. Bei Jaensch aber wird deutlich, daß es zwei grundverschiedene Formen des Welterlebens gibt. Jene nämlich, die aufgrund des Zusammenwirkens und Verbundenseins der seelischen Faktoren geschieht, und von hier aus auch die Welt als Ganzes erlebt, und jene andere, die aufgrund einzelner seelischer Funktionen geschieht, und von hier aus wiederum die

Tendenz hat, auch die Welt aufzuspalten. In der ersten wird daher die Welt als Ganzes ergriffen, in der zweiten wird sie teilhaft ergriffen. In der ersten können Welt und Mensch gleichsam verschmelzen, in der zweiten ist immer eine bestimmte seelische Funktion das Entscheidende. Sie hat das Übergewicht. Der Tatbestand der Introversion würde also von Jaensch her gesehen so aussehen: Das Erlebnis der Welt aufgrund abgespaltenere seelischer Funktionen.

Wie aber schon gesagt, bleibt der Ausbau dieser Typologie abzuwarten. Ein Mangel der Jaensch'schen Typologie ist, daß sie keineswegs so deutlich wird wie die von Kretschmer. Dann ist weiter zu bemängeln, daß nun auch verschiedene Einteilungsgründe durchgeführt werden.

Ich gehe nun zur Darstellung der letzten Typologie, die ich behandeln will, über. Das ist die von Pfahler. Pfahler ist von Kretschmer stark beeinflusst worden. Er stand vor allem unter dem Eindruck von "Körperbau und Charakter", als er seine eigenen Arbeiten begann. Nun hat Pfahler vor allem aber an der Kretschmer'schen Arbeit erkannt, daß dieses typologische Verfahren ganz offenbar eine bestimmte seelische Funktion trifft. In einer Kritik Kretschmer's, die Pfahler in seinem "System der Typenlehren" durchführt und die sie dort selbst nachlesen können, hat er das gezeigt. Das mag wohl mit der Anlaß gewesen sein, daß er seine Typologie nun auf einem anderen Grund erbaut. Und mit diesem neuen Ansatz greift diese Typologie schon in eine andere Linie der psychologischen Forschung ein, nämlich in die Forschung nach den seelischen Funktionen.

Es ist ein altes Ziel der Psychologie, die Grundformen der seelischen Funktionen herauszuarbeiten. Und in diesem Punkt geht die Diskussion der Psychologen seltsam hin und her. Aber darauf möchte ich im Moment nicht genauer eingehen, das wird später geschehen.

Die Pfahler'sche Typologie jedenfalls aber setzt mit der Forschung nach Grundfunktionen ein. Und das ist eigentlich ihr stärkstes Plus. Hier hat sie die Forschung von Kretschmer weitergeführt, jedenfalls eine Linie, die in der Kretschmer'schen Forschung angeschlagen, weitergeführt. Und um das vorwegzunehmen, ich werde in dem zweiten Kapitel dieser Vorlesung, das nach dem Abschluß der Darstellungen der Typologie folgt, mit der Darstellung der seelischen Funktionen beginnen. Durch die Forschungen von Kretschmer, und vor allem von Pfahler, hat dieser Forschungsbereich nach den seelischen Funktionen einen neuen Antrieb erhalten.

Denn das Eigenartige und Besondere dieser aus der Persönlichkeitsuntersuchung herkommenden Forschung nach den Grundfunktionen des Seelischen ist, daß sie nicht wie die Experimentalpsychologie bemüht ist, die einzelnen Funktionen des Seelischen wie Denken, Wahrnehmen und Empfinden voneinander zu trennen und für sich zu untersuchen, sondern daß sie nun untersucht, wie seelische Funktion sich auf das Ganze der Persönlichkeit auswirken. Das hat schon Kretschmer getan. Seine

Temperamentstypen sind ja nichts anderes als die Untersuchung der Auswirkung des Temperaments auf die ganze Persönlichkeit.

Aber nun zu Pfahler selbst. Drei Funktionen des Seelischen sieht er. Die vitale Energie, die Aufmerksamkeit und die Ansprechbarkeit des Gefühls. Vereinfachen wir, dann hätten wir also drei Linien der Persönlichkeit: Fühlen, Aufmerksamkeit und Vitalität. Ich beschreibe sie.

Ich beginne mit der Aufmerksamkeit. Warum ist das nun eine Grundfunktion? Warum eine seelische Grundfunktion? Worin also liegt das Begründende dieser Funktion? Auch hier ist es nun, wie bei Jaensch, ein psychologischer, und zwar ein experimenteller Unterschied, der das Phänomen der Aufmerksamkeit erst einmal in den Blick bringt. Experimentalpsychologische Untersuchungen haben nämlich einen immer wiederkehrenden Unterschied gezeigt. Die Aufmerksamkeit kann eng sein oder weit. Was damit gemeint ist, ist ganz klar. Wenn wir einen Menschen vor ein Reizfeld stellen, z.B. etwa vor ein Bild, dann gibt es Personen, die dieses Bild sofort als Ganzes sehen und andere, die aus diesem Bild ein Bestimmtes herausgreifen. Oder aber, jemand hat eine Aufgabe zu lösen. Da kehrt derselbe Unterschied wieder. Der eine erfährt die ganze Aufgabe und macht sich das Ganze klar, der andere beginnt mit einem Punkt und bohrt von dem aus weiter. Ein drittes Beispiel: Stellen Sie sich ein Unglück vor, und stellen Sie sich weiter vor, daß die zufälligen Beobachter dieses Unglücks später als Zeugen aussagen müssen. Auch hier zeigt sich derselbe Unterschied. Da gibt es Menschen, die haben das ganze Bild vor sich, wie das Unglück geschehen ist, wie es zu dem Zusammenstoß kam. Sie haben das im Moment erfährt mit vielem Drum und Dran. Aber sie wissen über die Einzelheiten wenig auszusagen. Andere wissen vom Ganzen wenig, aber sie haben ein paar Einzelheiten ganz genau im Kopf behalten. Das sind die Leute, die dann unter Umständen genau aussagen können, in diesem Moment machte der Verunglückte diese Bewegung. Und um endlich diesen Unterschied noch von einer dritten Seite zu zeigen. Wir sollen einen Weg gehen, den wir vielleicht ein einziges Mal gegangen sind, und es besteht nun die Aufgabe, diesen Weg wiederzufinden. Da hat der eine ein ganz allgemeines Gefühl. Er wird den Weg als ganzen ungefähr in Erinnerung haben. Der andere hat sich bestimmte Punkte gemerkt. Er erinnert sich deutlich, daß er an diesem oder jenem Haus vorbeiging. Er wird sich also beim Suchen dieses Weges an diesen einzelnen Punkten orientieren. Der andere wird keine bestimmte Orientierung, sondern nur eine allgemeine haben. Wenn er anfängt, sich unsicher zu fühlen, so hängt das daran, daß ihm plötzlich das Ganze nicht mehr zu stimmen scheint. Er hat eben keine bestimmten Orientierungspunkte, sondern eine allgemeine Vorstellung von der Richtung, von dem Rechts- oder Linksgehen, während der andere dies weniger behalten hat, aber immer wieder sich erinnert: Dieser Baum stand da, an diesem Haus bin ich vorbeigekommen, hier wurde nach rechts gegangen und so weiter.

Stellen wir die Merkmale zusammen, die sich bei dem einen und dem anderen Verhalten ergeben, so sind es mehrere:

| | |
|------------|--------------|
| eng | weit |
| fixierend | fluktuierend |
| objektiv | subjektiv |
| analytisch | synthetisch |
| diskret | total. |

Und wir können sagen, die enge Aufmerksamkeit erfaßt nur einen engen Ausschnitt, ist dafür genauer. Sie wird vom Reiz stärker und intensiver festgehalten. Sie hält sich streng an den Reiz und schweift nicht ab, läßt sich nicht ablenken. Wenn Sie zu einem Ganzen kommt, dann geschieht es durch Zusammenfassen einzelner Punkte. Die weite Aufmerksamkeit dagegen umgreift ein Ganzes, aber nicht so genau. Sie entwickelt dabei immer subjektive Momente. Sie bleibt nicht beim Einzelnen stehen, sondern umkreist das Ganze, greift dies und jenes heraus und geht von einem zum andern und erfaßt immer vom Ganzen aus die Teile.

Erstaunlich ist das etwa beim Zuhören. Beobachten Sie sich einmal in der Art, wie Sie zuhören. Auch hier gibt es diesen Unterschied. Der eine hört so zu, daß er genau folgt, und zwar immer wieder Punkt für Punkt auffaßt. Er verliert dann den Zusammenhang, wenn es ihm nicht gelingt, den einen oder anderen Punkt zu erfassen. Dies ist ihm dann unklar geblieben. Er kehrt immer wieder zu dem zurück, was er nicht verstanden hat und verliert von dort aus das Ganze. Der andere hat es gar nicht nötig, das Einzelne so scharf zu erfassen, er hört in der Weise zu, daß er von vornherein die großen Zusammenhänge erfaßt. Oft schon dann, wenn sie noch nicht ausgesprochen sind. Aber das gelingt ihm gar nicht so sehr durch Erfassen des Einzelnen. Ganz im Gegenteil kommt es bei dieser Art von Hörer immer wieder vor, daß sie abschweifen, eigene Gedanken denken, anderes heranziehen, weil ihr Hören von vornherein eben immer auf einen großen Zusammenhang abgestellt ist. Übrigens wird der eine Zuhörer vom andern sagen, er sei unaufmerksam, weil er immer abschweift, der andere wird dagegen sagen, er hört wohl genau zu, aber er versteht das Ganze nicht.

Nun geht Hand in Hand mit diesem Unterschied von enger und fixierender Aufmerksamkeit der Unterschied einer starken beziehungsweise schwachen Perseveration. So nämlich, daß die enge fixierende Aufmerksamkeit immer die Tendenz des Verharrens hat, die weite und fluktuierende Aufmerksamkeit dagegen hat diese Tendenz nicht. Da ist eine schwache Perseveration vorhanden. Diese Menschen neigen zum Weitergehen, nicht zum Beharren.

Nun, mit der Darstellung dieses Unterschiedes ist schon die Frage beantwortet, die wir gestellt haben. Wieso ist die Aufmerksamkeit eine Grundfunktion? Wenn Sie das Gesagte noch einmal überprüfen, dann wird Ihnen ja von selbst einleuchten, daß dieser Unterschied durch das ganze seelische Leben hindurchgeht. Er bestimmt ja nicht nur etwa das Zuhören, sondern auch die Art des Darstellens, des Denkens, alle Arten von bewußter Tätigkeit, färbt schließlich natürlich auch auf das Fühlen ab und zeigt sich im Gesamtverhalten der Persönlichkeit. Ja wir haben hier einen Gegensatz, der

offenbar so wichtig ist wie der von Kretschmer aufgestellte der Temperamente. Und weiter ist dieser Unterschied wirklich ganz fundamental. Er zeigt sich nicht etwa erst beim entwickelten Denken, sondern viel früher. Schon beim Säugling können Sie die eine oder andere Art des Verhaltens feststellen.

Was heißt denn hier eigentlich Aufmerksamkeit? Nun, nichts anderes als eben dies, daß der Mensch in seiner Richtung auf ein Objekt sich so oder so verhält. Und wieder einmal sehen Sie nun auch hier jenes alte Charakteristikum auftauchen. Offenbar kehrt auch hier wieder der Unterschied von subjektiv und objektiv wieder, überhaupt Unterschiede, die nun schon bei den Typen von Kretschmer und Jung eine Rolle spielten. Ja, es ist sogar verlockend, hier wiederum die Parallele zu ziehen und zu sagen, der schizothym-introvertierte Typ muß zur engen, objektgerechten, perseverierenden Aufmerksamkeit, der zylothym-extravertierte Typ zur weiten, fluktuierenden, perseverationsschwachen Aufmerksamkeit gehören. Und das stimmt auch wirklich in vielen Fällen, aber nicht in allen. Übrigens ist der Ausgangspunkt von Pfahler auch wirklich der gewesen, daß er experimentalpsychologische Ergänzungen zu Kretschmer geben wollte. Aber allmählich zeigte sich doch, daß er etwas anderes untersuchte als das Temperament.

Daraus nun hat Pfahler dann zwei Typen entwickelt, den Typ der festen Gehalte mit starker Perseveration und den Typ der fließenden Gehalte mit schwacher Perseveration. Das sind nun Aufmerksamkeitstypen. Und diese Typen könnte man den Temperamentstypen gegenüberstellen. Und sie haben, wie die Typen von Kretschmer, den Vorzug, daß sie scharf umrissene Typen sind, während etwa die Typen von Jung und von Jaensch viel allgemeiner, aber auch viel unschärfer sind.

Doch hat Pfahler sich nicht mit der Untersuchung der Aufmerksamkeit begnügt. Bei ihm kommt ganz charakteristisch der Zug der typologischen Methode zum Vorschein. Die typologische Methode ging ja davon aus, daß sie die Persönlichkeit als Ganzes erfassen wollte. Das war das uralte Verfahren der Typologien. Die moderne Typologie, so sagte ich ja am Anfang, behält diese Richtung bei, aber es geht ihr mehr um Veranlagungstypen. Sehen Sie, die Typen von Theophrast etwa sind Typen des Alltags. Wie man solche Typen aufstellt, könnte man auch Berufstypen aufstellen. Diese Art von Typen sind dann Typen des Verhaltens einer Persönlichkeit, das sich ausgeprägt hat im Leben, in der Entwicklung, durch die Umstände. Wenn man also etwa vom Typ des Geizigen spricht, so wird man diesen Typ als angeborenen Typ bezeichnen. Oder wenn man vom Typ des Beamten spricht, wird man auch nicht meinen, daß dieser Mensch als Beamter auf die Welt gekommen ist, sondern man ist in beiden Fällen gewiß, daß der Typ sich allmählich entwickelt hat. Anders die moderne Typologie. Sie will ja Typen finden, die von einer größeren Konstanz sind, die nicht etwa zu einer bestimmten Lebenszeit erscheinen, sondern die das ganze Leben des Menschen und die ganze Persönlichkeit prägen. Und je mehr man das suchte, desto mehr mußte man auf die inneren Gesetze kommen. Und schon bei Kretschmer sehen Sie, daß er in seinen

Temperamentstypen Typen aufstellt, die weitgehend unabhängig von den äußeren Umständen sein sollen. Bei Jaensch ist das, wie so vieles andere, noch nicht entschieden. Bei Pfahler aber wiederum sehen Sie, daß es sich um Typen handelt, die auch einem inneren, sagen wir es gleich, einem Veranlagungsgesetz folgen. Denn diese Formen der Aufmerksamkeit, von denen Pfahler meint, sie entwickeln sich nicht, sondern sie sind in ihrer Grundbestimmung angeboren.

Wenn nun aber so die Persönlichkeitskunde ganz allmählich und immer stärker auf die Frage, angeboren oder nicht angeboren, vererbt oder nicht vererbt, stieß, dann war das eine durchaus sinngemäße Entwicklung der Richtung der modernen Typologie, die eben absolut beharrende Typen finden wollte.

Und unausweichlich muß natürlich hier die Typenforschung mit dem Vererbungsproblem überhaupt zusammenstoßen. Das war schon bei Kretschmer der Fall. Sie erinnern sich ja wohl, wie ich Ihnen an Hand überkreuzender Erbmassen zeigte, daß Kretschmer nach einer Erklärung sonderbarer Erscheinungen, die nicht in die Typologie passen wollen, sucht.

Diese ganze Entwicklung müssen Sie sich vergegenwärtigen. Es handelt sich also darum, daß Sie sehen, wenn man Typen aufstellt, die nicht nur einen augenblicklichen Querschnitt durch die Persönlichkeit geben wollen, die also nicht nur die ganze Persönlichkeit für ein bestimmtes Lebensstadium erfassen wollen, sondern einen Typ sucht, der über die Dauer eines Lebens hinweggeht, dann muß man die Konsequenz ziehen und nach den angeborenen, nach den erblich bedingten Unterschieden fragen.

Und Pfahler ist dieser Frage nur einen Schritt näher gekommen. Schon Kretschmer meint, daß das Temperament erblich bedingt ist. Ebenso nimmt Pfahler an, daß die Aufmerksamkeit erblich bestimmt ist.

Ja, wenn nun aber die typologische Forschung bis zu diesem Punkt gekommen ist, und sie war es - was wir hier aufzeigten ist nur die Zusammenfassung einer im Lauf der Forschung langsam vor sich gehenden Entwicklung -, dann gilt es noch etwas anderes hervorzuheben. In demselben Maß wie die typologische Forschung nun sich in diese Richtung wandte, gelang es ihr nicht mehr, wirklich die ganze Persönlichkeit zu erfassen. Bei Kretschmer ist das Ergebnis schon im Grunde eine bestimmte Funktion des Seelischen, nämlich das Temperament. Pfahler fand dann die Aufmerksamkeit. Und nun stellen Sie sich das vor. Die Typologie aber geriet dabei auf angeborene Funktionen. Und je mehr das geschah, desto mehr zeigte sich, daß diese Typen, nämlich die angeborenen Typen, doch nur einen Teil der Persönlichkeit treffen, eben entweder das Temperament oder die Aufmerksamkeit.

So kommt es, daß in der Fortführung dieser Untersuchung nun die Typenforschung sich plötzlich in eine Forschung nach den Grundfunktionen verwandelt. Und jetzt kehren wir zur Pfahlerschen Arbeit zurück. Er sah natürlich deutlich, daß er auch nur, genau wie Kretschmer, typische Teilstrukturen der Persönlichkeit erfaßte. Das aber ist etwas anderes als die Typen der Persönlichkeit. Der Fehler, den er bei Kretschmer

entdeckt hatte, daß es sich hier nämlich um typische Teilstrukturen der Persönlichkeit handelte, die das Temperament treffen, daß man von hier aus aber nicht ohne weiteres verallgemeinern darf, diesen Fehler war er im Begriff selber zu machen, indem er nun Typen der Aufmerksamkeit herausstellte. In ihm aber war nun die alte Richtung der typologischen Forschung mächtig, der Gedanke, daß man auf diesem Weg das Ganze der Persönlichkeit erfassen mußte und auf diesem Weg allein es konnte.

So suchte er nach einer Ergänzung. Das ist der Weg der Entwicklung, den Pfahler von seiner ersten großen Arbeit, "Systeme der Typenlehren", bis zu seiner zweiten Arbeit, "Vererbung als Schicksal", zurückgelegt hat. In der ersten Arbeit sucht er noch die Kretschmersche Lehre auszubauen und zu erweitern, da meint er noch, daß es sich bei seiner Untersuchung der Aufmerksamkeit um eine Ergänzung und Kritik Kretschmers handelt. In seiner zweiten Arbeit erkennt er, daß er seinen eigenen Weg gehen muß.

Und dieser Weg führt noch nicht aus der Typenforschung heraus. Aber wir werden später sehen, daß gerade die Pfahlersche Typenlehre schon eine Kritik der typologischen Methode überhaupt ist.

Stellen wir nun also den weiteren Teil der Pfahlerschen Arbeit dar. Der Grundgedankengang ist der: Man darf nicht, wenn man Typen der Persönlichkeit sucht, bei einer Funktion des Seelischen stehenbleiben, sondern man muß versuchen, alle Funktionen zu erfassen. Was gibt es neben der Aufmerksamkeit noch für Funktionen? Das ist die leitende Frage.

Zwei nach Pfahler: das Gefühl und die Vitalität. Lassen sich hier ebensolche Unterschiede feststellen wie bei der Aufmerksamkeit? Zunächst ist eins klar: die Vitalität kann schwach oder stark sein und ebenso kann die Ansprechbarkeit des Gefühls schwach oder stark sein. Aber gibt es qualitative Unterschiede? Das ist die Frage. Und leider hat Pfahler diese Frage nicht beantworten können oder sagen wir richtiger, die Forschung hat sie noch nicht beantworten können. Wir stehen hier in der vordersten Front der Forschung.

Zwölfte Vorlesung

Ich möchte nun also die Typologie von Pfahler fertig darstellen. Ich wiederhole nochmals kurz den Ausgangspunkt. Ganz am Anfang steht die Untersuchung der Aufmerksamkeit. Experimentelle Untersuchungen erweisen hier zweifache Funktion. Die Aufmerksamkeit kann entweder eng, fixierend, objektiv, analytisch, diskret oder aber weit, fluktuierend, subjektiv, synthetisch und total sein. Die erste Aufmerksamkeitsform hat eine starke Perseveration, die zweite eine schwache. Davon also ging Pfahler aus, das war ursprünglich als eine Ergänzung der Kretschmerschen Typologie gedacht und wurde in der Verbreiterung eine Typologie eigener Art. Was wir nun hier sehen, sind zunächst zwei Aufmerksamkeitsstypen, besser gesagt: zwei Typen psychischer Funktionen.

Wiederum hier eine Randbemerkung zur typologischen Methode. Die experimentelle Untersuchung stellt fest, daß ein Mensch entweder zu dem einen oder zu dem anderen Typ gehört. Das ist ja immer der Ansatz gewesen, entweder gehört der Mensch zur introvertierten oder zur extravertierten Haltung, entweder gehört er dem zyklotyphen oder dem schizotyphen Typ an. Jede typologische Methode hat diese Voraussetzung, sie muß Unterschiede finden, die in einem gewissen Alternativverhältnis stehen. Es muß sich so verhalten, daß man sagen kann, beides zusammen an einem Menschen ist sehr unwahrscheinlich, wenn überhaupt nicht ausgeschlossen. Und durch die ganze typologische Betrachtung und Forschung hindurch, d.h. also durch unsere Darstellung, zog sich immer der Einwand, den ich unter dem Stichwort, das Leid der Typenforschung vorgebracht habe: Es gibt Mischtypen.

Hier nun, bei diesen Aufmerksamkeitsstypen, ist die Gelegenheit, diesen Einwand einmal scharf zu prüfen. Ist es denn wirklich so, daß man sagen kann, ein Mensch muß zu dem einen oder dem anderen Typ gehören, eine dritte Möglichkeit gibt es nicht? Nun muß man von vornherein zugeben, in absoluter Schärfe, etwa mit der Gültigkeit eines mathematischen Naturgesetzes läßt sich freilich diese Behauptung nicht aufstellen. Das beweist ja allein schon die Tatsache, die etwa ganz scharf durch die Fälle von Kretschmer herausgearbeitet wurde, wo es sich zeigte, daß ein ursprünglich zyklotypher Typ später schizotyp wird.

Wir müssen uns dann aber fragen, was besagt es denn, wenn wir dennoch behaupten, das sind Fälle, Ausnahmefälle, die nur die Regel bestätigen. Was besagt es also, wenn wir trotzdem behaupten und wenn die Typenforschung trotzdem annimmt, daß bei der Mehrzahl der Menschen die Sache liegt, entweder zu dem einen oder zu dem anderen Typ.

Ich sagte, das läßt sich nun gerade einmal an den Aufmerksamkeitstypen von Pfahler nachprüfen. Nehmen wir ein ganz einfaches Beispiel. Etwa einen Typ der weiten, fluktuierenden, subjektiven, synthetischen und totalen Aufmerksamkeit und verfolgen wir diesen Typ in einer bestimmten Arbeit, etwa beim Lesen eines Buches. Wir sagten schon, da liegt die Sache so, daß er weniger auf das Schriftbild als auf den Inhalt sehen wird. Er wird in der Weise lesen, daß er vor allem sinnhaft die Zusammenhänge erfaßt. Er liest gar nicht in dem Sinn, daß er jedes einzelne Wort nun ergreift, sondern ihm geht jeweils der ganze Sinn des Satzes auf. Wir sagten weiter, daß ein solcher Mensch durchaus geneigt ist, über Einzelnes hinwegzulesen, daß er etwa Druckfehler übersieht. Und fügen wir eine komplizierende Bedingung ein. Wir sagen, dieser Mensch muß nun Korrektur lesen. Er muß also sich so verhalten, wie es seinem Typus nicht angepaßt ist. Kann er das? Das läßt sich leicht beantworten. Natürlich kann er das. Aber was heißt es dann, daß er dem andern Typ zugehörig ist, wenn er ebensogut nun plötzlich seine Aufmerksamkeit umstellen kann, sich zwingt, sich eng fixierend und analytisch zu verhalten?

Aber hier liegt der springende Punkt. Er kann sich dazu zwingen, Korrekturen zu lesen. Er kann seine Aufmerksamkeit umstellen, aber er wird deswegen doch nicht ein anderer Typ. Nämlich:

1. Wird er schlechter Korrektur lesen als ein Mensch vom Typ der engen, fixierenden Aufmerksamkeit und 2. wenn er seine Aufmerksamkeit dazu zwingt, nun auf die Kleinigkeiten zu achten, wenn er also ein Ergebnis haben will, das einem Typ der engen, fixierenden Aufmerksamkeit ohne weiteres in den Schoß fällt, so kommt er zu diesem Ergebnis nur umwegig. Beobachtet man nämlich einen solchen Menschen beim Korrekturlesen, so zeigt sich rasch, daß er dennoch nicht buchstabenmäßig liest, sondern er liest ähnlich wie er auch sonst liest. Aber er liest die Sätze mehrmals, merkt die Druckfehler nicht beim Buchstabenlesen, sondern indem er das ganze Wortbild ansieht, entdeckt er die Unregelmäßigkeit. Und welche Druckfehler wird er am ehesten finden? Die Sinnstörenden. Und am leichtesten entgehen, auch bei aller Anstrengung, einem solchen Leser dann jene wirklich schwer bemerkbaren Druckfehler, wo z.B. statt eines "c" ein "e" steht.

Also, auch wenn sich jemand, der dem Typ der weiten und fluktuierenden Aufmerksamkeit angehört, um eine enge, fixierende bemüht oder genauer, wenn er in die Lage kommt, das Ergebnis zu erzielen, das er eben vornehmlich mit einer solchen erzielt, so wird er dieses Ergebnis vielleicht erzielen, weitgehend auf einem Umweg, vielleicht wird er selbst sich dazu bequemen, einen Weg zu verfolgen, der dem der weiten, fluktuierenden Aufmerksamkeit ähnlich ist. Aber überall zeigt sich, daß er im Grunde einen anderen Weg gehen will, daß dieses Verfahren nicht das seinige ist.

Und damit können wir diese Betrachtung abschließen. Sie zeigt noch einmal, wie das Entweder bei einem Typ gemeint ist. Gehört also jemand zum Typ der weiten und

fluktuierenden Aufmerksamkeit, so wird er, solange es irgend geht, sich dementsprechend verhalten.

Nun setzt die Pfahlersche Typologie aber außer der Grundfunktion Aufmerksamkeit die beiden anderen, Vitalität und Ansprechbarkeit des Gefühls, an. Aus der Kombination der Grundfunktionen ergibt sich dann für ihn ein charakterologisches Schema:

| | eng fixierend | | weit fluktuierend | |
|--------------------------|----------------|---|-------------------|---|
| Ansprechbarkeit Lust | A | D | G | K |
| Ansprechbarkeit Unlust | B | E | H | L |
| schwache Ansprechbarkeit | C | F | J | M |
| | st. V. schw. V | | st. V. sch. V. | |

Zum Verständnis dieser Typologie: Die Grundtypen sind die der Aufmerksamkeit. Im Schema haben wir also Typen A - F als Typen einer engen, fixierenden Aufmerksamkeit, während G - M Typen einer weiten, fluktuierenden Aufmerksamkeit sind. Und in der Tat gelingt nun durch dieses Schema wirklich eine Ordnung.

Wir beschreiben zunächst die weiteren Funktionen. Als Grundfunktionen versteht Pfahler sie, d.h. aber, daß diese Funktionen jedem Menschen mitgegeben sind, daß jeder über sie verfügt. Bei der Aufmerksamkeit werden Sie schon gesehen haben, worin das Fundamentale dieser Funktion liegt. Jeder Mensch hat die Fähigkeit, sich auf ein Objekt einzustellen. Er bekommt diese Fähigkeit ganz natürlich mit den sinnlichen Fähigkeiten mit, also einfach das Sehen, Hören, Wahrnehmen, das Vorstellen und später das Denken sind Fähigkeiten der Objekterfassung. Mit diesen sinnlichen Funktionen wenden wir uns, von der frühesten Stufe der Kindheit an, den Gegebenheiten des Lebens zu. Und die Gesamtheit dieser Fähigkeiten schließt sich entweder zum Typus der engen oder der weiten Aufmerksamkeit zusammen.

Genauso ist es mit der Ansprechbarkeit des Gefühls. Wir fühlen von unseren ersten Lebensäußerungen an, zunächst rein körperlich. Schon bei der Geburt verzieht ein Kind, dem man Chinin an die Lippen bringt, das Gesicht, gibt ausgesprochene Äußerungen der körperlichen Unlust von sich, Würgebewegungen usw. Sehr bald zeigt sich dann im allgemeinen die stärkere Ansprechbarkeit nach der Lust- oder Unlustseite bzw. eine überhaupt schwache Ansprechbarkeit.

Die vitale Energie eines Menschen, so behauptet Pfahler, ist gleichfalls angeboren. Auch dafür spricht manches, zunächst einmal das Körperliche. Es gibt Kinder, die ausgesprochen schwächlich sind. Sehr oft haben gerade diese Kinder eine geringe Energie. Freilich ist hier sehr oft die Sachlage gar nicht einfach. Kinder, die ausgesprochen zart sind, verfügen dann doch wieder über große Zähigkeit, anstelle der körperlichen Vitalität erscheint eine seelische Vitalität. Gerade hier ist die Beurteilung nicht einfach. Zwar ist ja von vornherein deutlich, was gemeint ist, wenn wir behaupten, ein Mensch hat große seelische Energie oder hat keine seelische Energie. Wir schätzen es

für unser alltägliches Begreifen einer Persönlichkeit an Wille, Fähigkeit durchzuhalten, Arbeitsleistung usw. ab. Von hier aus haben wir einen deutlichen Eindruck, ob eben jemand über die Kräfte verfügt oder nicht. Aber wir haben fast keine Untersuchungsmethoden dafür. So ist also die Diagnose der schwachen oder starken vitalen Energie nicht leicht.

Ich sagte ja schon das letzte Mal, die beiden Grundfunktionen, die Pfahler ergänzend dazunimmt, sind an und für sich durchaus einleuchtend. Aber es fehlt hierfür die experimentelle Begründung und Untersuchung, die für die Aufmerksamkeit geleistet ist.

Aber begnügen wir uns mit dem Gesagten, dann sehen wir jedenfalls nochmals das Schema der Grundfunktionen. Der Mensch bringt von früher Kindheit an mit: Aufmerksamkeit, Vitalität, Gefühlsverhalten. Und zwar zeigen sich diese Funktionen ganz früh. Sie gehörten mit zu dem Lebensinventar, das das Kind zur Welt mitbringt, und sie entwickeln sich. Aber sie verändern sich nicht wesentlich. Wiederum ist es am deutlichsten bei der Aufmerksamkeit. Ein Mensch, der als Kind über eine weite und fluktuierende Aufmerksamkeit verfügt, wird auch als Erwachsener, wenn sein Denken ausentwickelt ist, demselben Typ zugehören. Beim Kind zeigt sich die Weite in der Art des Zuhörens, in der Art, wie es spielt. Es wird beispielsweise im Spiel sprunghaft sein, wird die Spielgegenstände phantastisch umbiegen, wird sich nicht gern an Regeln halten usw. Nun, der Erwachsene verhält sich dann später nicht anders. Aber jetzt tritt es in anderen Funktionen seines Lebens hervor. Jetzt wird sich dieser Typus der engen Aufmerksamkeit in der Art zeigen, wie er seinen Beruf versieht, wie er seine Geldausgaben regelt usw.

Dasselbe behauptet Pfahler nun für die anderen Funktionen. Wenn es nun auch sehr wahrscheinlich ist, daß der Typ der Vitalität, der Typ des Fühlens sich nicht verändert, so liegen doch dafür noch keine Beweise vor. Wenigstens nicht für den Kreis der vitalen Energie. Für den Bereich des Fühlens ist es insofern anders, als man natürlich die Ergebnisse von Kretschmer hier heranziehen kann. Wenn seine Typologie eine Typik der Temperamente ist, so ist klar, daß hier die wesentlichen Merkmale angeboren sind. Ein Zyklotyper hat eine ganz bestimmte Art des Fühlens, und die ist ihm von vornherein mitgegeben. Auf die Pfahlerschen Untersuchungen übertragen, muß man also sagen: Ein Zyklotyper hat eine starke Ansprechbarkeit des Gefühls nach der Lust, vielleicht aber auch nach der Unlustseite. Ein Schizotyper dagegen eine schwache Ansprechbarkeit.

Versuchen wir uns das Schema noch von einer anderen Seite her klarzumachen. Auf der linken Seite steht das Temperament, oben die Intelligenz, unten die Energie, dann zeigt sich, daß der Mensch dreidimensional bestimmt ist. Und plötzlich erscheint, wenn man es so betrachtet, hinter dieser Einteilung ein uraltes Einteilungsprinzip des Psychischen: Denken, Fühlen und Wollen. Hier wird also der Mensch nach den seelischen Grundfunktionen verstanden. Er wird typisiert nach dem, woraus das Denken

sich entwickelt, das ist die Aufmerksamkeit, nach dem, woraus das Gefühl sich entwickelt, das ist die Ansprechbarkeit nach der Lust- oder Unlustseite hin, nach dem, woraus das Wollen sich entwickelt, das aber ist die seelische Energie.

Grund eines Funktionsgefüges. Um Ihnen nun Beispiele der Einordnung zu geben:

Der Typ der festen Persönlichkeit: Menschen von festen und eindeutigen Ansichten, bei schwacher Aktivität nimmt dieser Typ leicht die Form der Pedanterie an. Mit starker, vitaler Energie: Typen des Neuzeitalters, Propheten und Ideologen. Diese Menschen sind in sich gefestigt, Autisten, Schizothyme. Kein Mensch dieser Gruppe paßt sich leicht und locker einer Gemeinschaft an. Scheinbarer Hochmut, oft mit dem Ausdruck dieser inneren Gesperrtheit. Ein Stück Härte, Unbiegsamkeit, feste Bestimmtheit ist allen Menschen dieser Gruppe gemeinsam. Der Trieb zur Konsequenz, zur Systematik, zur Straffheit, daher das Entweder-Oder, die Unberechenbarkeit.

Typus der fließenden Gehalte: Sie nehmen das Leben wie es ist. Gewohnheiten, Ansichten, Verhalten, Erfahrungen sind viel weniger haftend, Lockerheit und Beweglichkeit. Menschen dieses Typus sind wesenhaft viel beeinflussbarer. Und doch haben sie die Fähigkeit, weit auseinanderliegende Tatbestände mit einem Griff zusammenzufassen. Sie arbeiten nach außen: Gespräch, Stellung in Gemeinschaft, Einfühlungsfähigkeit. Der Mensch fließender Gehalte ist wesenhaft weniger dem Sich-Fremdfühlen ausgesetzt. Wo fließende Gehalte sind, läuft auch das Gefühl leicht, fließend, ungehemmt.

Also feste Gehalte: Zunächst enge, fixierende Aufmerksamkeit, starke Perseveration, von hier aus überhaupt eine gewisse Festigkeit, ein Beharren. Die Tendenz zum Abschließen. Das Beharren der Gefühle, der Zielrichtungen, bei schwacher Ansprechbarkeit, bei starker Vitalität usw. Das auf die festen Gehalte konzentriert sein, nicht nur im Aufmerken. Schiller - Rilke.

Fließende Gehalte: Zunächst weite, fluktuierende Aufmerksamkeit, schwache Perseveration, Einstellung auf die Veränderung, den Wechsel, Tendenz zur Welt, zur Wirklichkeit. Die Idee wird in der Wirklichkeit gesucht, nicht nur Übertragung auf das Gefühl. Schwache oder starke Vitalität. Gottfried Keller, Mathias Claudius, Mörike.

Prüfen wir jedoch weiter die Frage der Anwendbarkeit. Der sichere Ausgangspunkt für Pfahler ist, ob jemand dem Typ der engen oder weiten Aufmerksamkeit zugehörig ist. Hat man das gefunden, dann kann man zu der weiteren Bestimmung fortschreiten. Man kann also feststellen, ob er starke vitale Energie oder schwache besitzt, man kann weiter feststellen, ob er zum Typ der starken oder schwachen Ansprechbarkeit nach der Lust und Lustseite oder überhaupt zum Typ der schwachen Ansprechbarkeit gehört. Nun, Sie sehen schon, daß, so klar auch das Schema ist, die Unterbringung nicht so leicht ist. Die Pfahlersche Typologie hat, wie die von Jaensch, wohl eine sehr klare Schematik, aber bei weitem nicht die unmittelbare Anschaulichkeit, die Kretschmer hat. Man merkt bei Pfahler ebenso wie bei Jaensch, daß die Theorie das

Stärkere ist, während bei Kretschmer die unmittelbare Anschauung das Stärkere ist. In dem Maß aber, als eine Typologie sich der theoretischen Seite zuneigt, wird sie zu einem abstrakten Einteilungsverfahren, das bei aller theoretischen Vollkommenheit eben doch den Mangel der Anwendbarkeit hat. Das trifft auch Pfahler. Gewiß wird man den Typ der engen oder weiten Aufmerksamkeit genau bestimmen können. Bei der Bestimmung der übrigen Funktionen aber sind wir doch stark der willkürlichen Schätzung und der Annahme überlassen.

Das hat Pfahler selbst gefühlt. Und diese seine Typologie, die ja am weitesten in der Richtung einer allgemeinen Theorie des Menschen vorgetrieben ist, verläßt denn auch schon stark den Boden der typologischen Methode. Er selbst sagt ausdrücklich, daß dieses von ihm gezeigte Schema nicht starr angewandt werden soll. Er verzichtet also schon weitgehend auf den Anspruch, daß man zu dem einen oder dem andern Typ unbedingt gehören muß. Er sieht im Gegenteil von A nach M eine unendliche Reihe von Rubriken greifen. In der praktischen Beurteilung müssen wir also sagen, daß jemand nicht A oder B oder C ist, sondern wir müssen sagen: Bei einem Menschen zeigt sich das Überwiegen von starker Perseveration und enger Aufmerksamkeit, vielleicht verbunden mit schwacher Ansprechbarkeit des Gefühls und starker seelischer Energie. Dann würde der Betreffende in die Gegend von C gehören.

Aber das ganze Schema als solches, so wie es aufgezeichnet ist, soll nach Pfahlers Anweisung nicht so sehr als Rubrik und Katalog aufgefaßt werden, sondern, wie er sich ausdrückt, als eine beweglich spielende Feinwage, auf der ein Erbcharakter von ganz bestimmtem und einzigartigem Gewicht gewogen werden soll.

Und hier kommen wir auf eine andere Seite dieser Theorie, die eine Grundlage des Pfahlerschen Systems ist: die Experimentalpsychologie. Die Untersuchung der Aufmerksamkeit nämlich. Die andere Seite ist die vererbungstheoretische. Gerade hier freilich handelt es sich weitgehend um Thesen und theoretische Behauptungen, die noch ihrer Untersuchung und Bekräftigung bedürfen.

Denn es ist die Meinung Pfahlers, wie schon mehrfach ja zum Ausdruck gekommen ist, daß die Grundfunktionen in ihrer Art und Stärke angeboren sind. Die Grundfunktionen sind erbmäßig bedingt. Fragen wir hier zunächst einmal nach den Beweisen. Durch Kretschmers Typologie ist weitgehend erwiesen, daß das Temperament erblich bestimmt ist. Die Pfahlerschen Untersuchungen zur Aufmerksamkeitsstypik machen zum mindesten wahrscheinlich, daß der Aufmerksamkeitsstypus gleichfalls erblich bestimmt ist. Was die Vitalität angeht, so sind wir hier auf Vermutungen angewiesen. Natürlich gehen die Vermutungen dahin, daß auch hier erbliche Bestimmtheiten vorliegen. Aber die Beweise sind heute noch nicht so, daß wir es mit aller Bestimmtheit behaupten können, wenngleich es sehr wahrscheinlich ist.

Aber nehmen wir einmal das Wahrscheinliche mit Pfahler an, daß nämlich diese Grundfunktionen erblich bestimmt sind. Dann entsteht die Frage, wie weit geht diese erbliche Bestimmung? Anders ausgedrückt: Ist die Seele nun völlig und ganz durch die

ererbte Art und Stärke der Grundfunktionen bestimmt? Wie steht es mit der Entwicklung des Seelischen? Verändert sie die Grundfunktionen oder läßt sie sie bestehen?

Hier setzt Pfahler mit einer Behauptung ein. Er meint, daß das Wirken des Grundfunktionsgefüges sich bis in die feinsten Verästelungen des Umweltschicksals nachweisen läßt. Er unterscheidet demzufolge zwischen dem Erbcharakter, also dem, was an seelischem Gut der Persönlichkeit erblich mitgegeben ist, zwischen der seelischen Grundform und dem Umweltcharakter, dem also, was an seelischer Prägung dem Individuum durch die Umwelt zukommt, was an seelischem Gut entwickelt werden kann. Doch ist seine Meinung diese: Der Grundcharakter verändert sich nicht. Gehört also jemand zum Typ der engen Aufmerksamkeit, so wird er sein Leben lang diesem Typ zugehörig sein. Er wird nicht von ihm abgehen, auch dann nicht, wenn ihn sein Umweltschicksal zwingt, sich ganz anders zu verhalten. Der Erbcharakter bleibt unveränderlich. Der Entwicklungscharakter kann sich nur über dem Erbcharakter aufbauen. Er kann sich nach ihm formen, aber stets wird er zunächst durch das Grundgefüge beeinflusst sein. Das heißt nun freilich nicht, daß der Mensch durch seinen Erbcharakter in seinem Schicksal restlos bestimmt ist. Selbstverständlich sind die Umwelteinflüsse gerade für das Schicksal mitentscheidend. Die Frage also, ob Erbschicksal oder Umweltschicksal das Schicksal eines Menschen bestimmen, ist falsch gestellt. Sie beide bilden in ihrer Einheit das Schicksal. Wohl aber kann man sagen, daß der Erbcharakter von den Umwelteinflüssen nie überwältigt wird.

Machen wir uns das an einem Beispiel klar, dann sieht es so aus: Ein Erbcharakter kann in eine Situation kommen, die ihm günstig ist. Dann wird er sich günstig entwickeln, dann werden seine Fähigkeiten voll zur Auswirkung kommen. Er kann aber auch in eine Situation kommen, die ihm ungünstig ist. Dann kann sein Schicksal ein ganz anderes sein. Er wird sich ungünstig entwickeln. Er wird seine Fähigkeiten weder ausnützen, vielleicht überhaupt nicht verwerten können. In diesem Fall wird sein Schicksal sich ganz anders gestalten. Aber der Erbcharakter wird dadurch nicht verändert, er bleibt bestehen. Er paßt sich an, soweit es möglich ist. Er wird sich vielleicht sogar auch in diesem ungünstigen Milieu durchsetzen. Er wird in seiner Äußerungsform möglicherweise sogar anders erscheinen. Aber das, was anders erscheint, ist nur ein Überbau über dem tieferen Grund des angeborenen Charakters.

Dreizehnte Vorlesung

Ehe wir nun von den Typologien Abschied nehmen, möchte ich nochmals einen kritischen Rückblick auf das Ganze werfen. Er soll die Ergebnisse festhalten und feststellen, soll aber zugleich Grenzen der typologischen Methode zeigen. Dabei handelt es sich im wesentlichen um Dinge, die hier und dort schon zur Andeutung gekommen sind, die wir nun durchführen.

Stellen wir uns zunächst die Frage einmal so: Was sollte die Typologie leisten, was hat sie geleistet? Da war der Hauptansatz der: Das Ganze des seelischen Lebens zu erfassen. Nicht also, so sagte man, soll das seelische Leben in Atome zerlegt werden, nicht also wollten wir uns nur darum bemühen, was Empfindung, was Wahrnehmung ist, sondern es geht darum, festzustellen, was die Seele als Ganzes ist. Wo Lebendiges ist, da ist Seelisches. Wie wirkt sich dieses Seelische aus?

Die Seele als Ganzes, als Gesamtseele und, soweit sie im Bereich des menschlichen Lebens untersucht werden soll, als Persönlichkeit. Das war der Ausgangspunkt. Er schloß in sich, daß Seelisches nicht für sich betrachtet wurde, nicht als etwas gesehen wurde, was vom Leben abzulösen ist, sondern als etwas, was gerade im Leben des Menschen erscheint. Und von dort begann eigentlich diese Forschung: Die Seele als Erscheinungsform des menschlichen Lebens.

Bei der Gelegenheit der Darstellung von Jung wies ich einmal darauf hin, daß das Verfahren der Typenforschung von dem Gegensatz Subjekt - Welt ausgeht. In diesem Gegensatz wird die Seele als das begriffen, was Subjekt und Welt in einer eigentümlichen Form verbindet. Sagen wir es anders: als der Prozeß, in dem das Subjekt die Welt erfährt, sich zu ihr verhält und mit ihr verbindet. Eine der Typologien, die wir hier nicht behandelt haben, auf die wir aber später in anderem Zusammenhang kommen werden, heißt: "Lebensformen". So hat Spranger seine Psychologie genannt, und in gewissem Sinn haben alle Typologien das Bestreben, die seelischen Lebensformen des Menschen aufzuweisen. Ausgehend von dem breiten Material des lebendigen menschlichen Verhaltens suchen sie, charakteristische Formen herauszuarbeiten. Solche Grundformen des Verhaltens sind die von Jung. Ganz stark tritt hier, im Gegensatz von extravertiert und introvertiert, das Verhalten zu sich oder zur Welt hervor. Biotypen hat dann Kretschmer seine Typen genannt. Und auch hier erscheint wiederum zentral das Moment, wie der Mensch sich zur Welt verhält. Aber schon diese Typologie sucht nach den Bedingungen dieses Verhaltens, eine Frage, die der Jungschen noch ferner liegt. Dann kommen die Jaenschen Typen, die von einer anderen Richtung, nämlich von ex

Pfahlersche Typologie, an der wir gleichsam nun den ganzen Weg, den die Forschung zurückgelegt hat, ablesen können. Persönlichkeitsbilder nennt er seine Grundtypen der festen und fließenden Gehalte.

Nun also überall die Tendenz, das Verhalten zu klassifizieren auf Grund der Feststellung von Unterschieden. Daher immer die gegensätzliche Disjunktion, schizothym - zykllothym, introvertiert - extravertiert, fließende Gehalte - feste Gehalte, integriert - desintegriert. Soweit also sind die Typologien einheitlich, aber verschiedenartig die Ansatzpunkte. Bringen wir diese Ansatzpunkte jetzt einmal auf einfache Formeln. Bei Jung ist es wirklich nur die Verschiedenheit des Verhaltens, von der ausgegangen wird. Bei Kretschmer die Verschiedenheit des Temperaments, wie wir zeigten. Bei Jaensch ist der Gesichtspunkt das Zusammenwirken der seelischen Funktionen bzw. das Auseinandertreten. Bei Pfahler dann die Aufmerksamkeit und ihre typischen Unterschiede. Aber jeweils soll von einem solchen Ansatzpunkt aus die ganze Persönlichkeit erfaßt werden.

Ist das nun möglich? Das ist die entscheidende Frage. Und darauf kann man zunächst nur antworten: ja. Jedenfalls ist es in vielen Fällen möglich und jedenfalls ist es als erster Zugang möglich, jemanden in diesen oder jenen Typ zu stecken.

Aber daran schließt sich sofort die Frage an, wie weit ist es möglich? Die Aufgabe ist ja, das ganze Seelenleben zu begreifen, die Gesamtheit der seelischen Funktionen. Und hier setzt die Schwierigkeit der typologischen Methode ein, auf die wir auch schon hingewiesen haben. Die möchte ich nochmals zusammenstellen.

1. Die Frage des Mischtyps, die Überkreuzungen.

Auch wenn wir von den seltenen Fällen absehen, wo also schon konstitutionell, wie bei Beispielen, die Kretschmer gibt, verschiedene Ansatzelemente der Erbmasse gemischt sind, dann gibt es noch genug Fälle, wo die Sachlage nicht eindeutig ist. Also Typen, die eine Mischung von introvertiert und extravertiert sind. Mischungen von zykllothym und schizothym. Um auch noch ein Beispiel zu geben für die Pfahlerschen Typen. Jemand kann von einer weiten fluktuierenden Aufmerksamkeit sein und dennoch kann er daneben ausgesprochen feste Inhalte haben.

Nun, dagegen hat die Typologie noch immer eingewandt, daß es sich ja natürlich nicht darum handelt, daß nur reine Typen existieren. Es kommt darauf an, ob jemand mehr zum einen oder mehr zum anderen Typ gehört. Aber selbst das läßt sich eben nicht immer entscheiden. Bleiben Sie bei dem Beispiel. Es gibt Menschen, die einen sehr großen Gesichtskreis haben, die allem Neuen sich mit Interesse zuwenden, die durchaus total erfassen und die dennoch einige wenige ganz feste Inhalte haben, auf die sie alles bringen. Solche Typen finden Sie unter den Wissenschaftlern, aber auch unter den Praktikern. Was geht hier vor. Ja, offenbar ist hier die Funktion der Aufmerksamkeit und vielleicht überhaupt die des ganzen Verhaltens weit und fluktuierend. Aber das schließt nicht aus, daß die Inhalte der Persönlichkeit fest sind. Und hier liegt nun offenbar eine Grenze der typologischen Methode. Warum eigentlich?

Um das zu verstehen, müssen wir auf den Grundansatz aller Typologien gehen. S - W. Was sucht denn die typologische Methode? Formen des Verhaltens und zwar solche, die in der Persönlichkeit beständig sind. Jung würde sagen: entscheidend ist Introversion oder Extraversion, Kretschmer: das Temperament, Pfahler: die Aufmerksamkeit, Jaensch: das Zusammenwirken. Es sind also jeweils ganz bestimmte Funktionen des Seelischen, die herausgegriffen werden. Und jede typologische Methode hat am Anfang ein gewisses Entweder - Oder. Alle typologische Methode muß von einer Alternativen ausgehen, und sie muß einen Ansatz haben, der sagt, der Mensch kann nicht sowohl das eine wie das andere sein. Er hat entweder eine weite fluktuierende oder eine enge Aufmerksamkeit, er ist entweder zylothym oder schizothym. Die Praxis bewahrheitet das nun auch.

Lassen Sie uns das noch einmal an einem Beispiel durchüberlegen. Nehmen Sie also an, jemand, der zum Typ der weiten und fluktuierenden Aufmerksamkeit gehört, ist gezwungen, Korrekturen zu lesen. Hier ist es notwendig, auf das Einzelne zu achten, hier darf er nicht sinngemäß lesen, sondern muß Buchstabe für Buchstabe lesen. D.h. aber, er müßte eigentlich eine enge und fixierende Aufmerksamkeit haben. Die Praxis zeigt nun, daß diese Menschen auch ausgesprochen schlechte Korrekturenleser sind. Sie können natürlich mit verdoppelter Anstrengung sich zwingen, dann wirklich Buchstabe für Buchstabe zu lesen. Aber auch das hält so ein Typ nicht durch, er fängt dann doch an, schneller zu lesen. Er wird nun die Sätze mehrmals lesen. Dann wird er sich willentlich auf Druckfehler einstellen, d.h. er wird im Gesamtbild der Worte nach Unregelmäßigkeiten suchen. So wird er auf einem Umweg schließlich auch Ähnliches leisten, wie der Typ der engen, fixierenden Aufmerksamkeit, der für Korrekturenlesen geeigneter ist. Dennoch aber wird sich immer die Eigenheit seines Typs zeigen. Z.B. übersieht ein solcher Korrekturenleser weniger leicht sinnstörende Druckfehler. Er übersieht aber sehr leicht bloße Buchstabenfehler, wenn z.B. statt eines "e" ein "c" gesetzt ist.

Hier also in diesem Fall ist die Zugehörigkeit zu einem Typ durchaus maßgebend. Und hier bestätigt sich der Grundansatz. S - W sind verbunden durch die Aufmerksamkeit. Das Seelische erscheint in dieser Funktion. Je nach der Anlage dieser Funktion, ob sie so oder anders ist, ist auch das Verhalten und die Beziehung zum Gegenstand anders. Und wie es sich immer wieder gezeigt hat, das gilt für viele Bereiche des Verhaltens.

Trotzdem liegt gerade hier eine zweite Grenze der typologischen Methode. Der Typ will das Ganze erfassen. Er will ja nicht nur das Aufmerksamkeitsverhalten, nicht nur das Temperamentsverhalten, sondern das gesamte seelische Verhalten ergreifen. So kommt es immer zu der charakteristischen Erweiterung. Es ist gewiß, die Temperamentsanlage, die wir mitbringen, bestimmt unsere Grundstimmung, ob vor allem die seelische zwischen heiter und gedrückt (zylothym) oder zwischen reizbar und reizlähm (schizothym) verläuft. Aber mit diesem Ergebnis begnügt sich der Typenforscher nicht. Er untersucht also weiter, wie die seelische Stimmung, und wie die Affektivität die ganze

Person beeinflusst und welchen Einfluß sie auf die anderen seelischen Funktionen gewinnt. Dabei zeigt sich z.B., daß der Schizothyme sich abschließt. Es zeigt sich, wie das Temperament auf das Denken und Wollen übergreift. So rechnet also Kretschmer den tatkräftigen Praktiker zu den Typen des zykllothymen Temperaments. Und er tut das mit einem gewissen Recht. Ganz ähnlich verfährt Pfahler. Da habe ich es zuletzt herausgehoben. Auch er verfolgt von der Aufmerksamkeit ausgehend die Wirkung dieser Grundfunktion auf das Fühlen und die vitale Energie.

Und man kann geradezu sagen, das ist das eigentliche Ergebnis der Typenforschung. Sie hat gezeigt, daß es isolierte Funktionen im seelischen Leben nicht gibt, sondern daß die Grundform des Temperaments auf alle anderen seelischen Bereiche überstrahlt und daß ebenso die Grundform der Aufmerksamkeit auf alle anderen seelischen Bereiche übergreift.

Dieses Ergebnis ist nun zweifelsohne richtig. Es ist so, daß alle seelischen Funktionen ineinandergreifen und übergreifen. Daraus erklärt sich auch die Möglichkeit, von ganz verschiedenen Seiten aus Typen zu entwerfen. Man wird immer auf diesen Grundzusammenhang kommen. Ob man das Seelische nun vom Zipfel der Aufmerksamkeit aus erfaßt oder vom Temperament her beginnt oder wo sonst man anfängt, immer wird man von dort aus allmählich das Ganze sehen. Und die überraschende Leistung der Typologien war auch die, daß sie zeigen konnten, wie stark sich der Grundzug, der in einer Funktion genau erfaßt wird, nun in allem anderen durchsetzt.

Soweit also kann man sagen, sind die Hoffnungen der typologischen Arbeit erfüllt worden. Es gelang, ihr nachzuweisen, daß das Seelische ein zusammenhängendes Ganzes ist. Nicht aber ist die Hoffnung erfüllt worden, daß diese seelische Ganzheit sich aus einer einzigen Funktion erschließen läßt. Wohl läßt sich nachweisen, wie eine Funktion auf das Ganze übergreift, nicht aber kann man sagen, der Temperamentstyp oder der Aufmerksamkeitsstyp ist die Persönlichkeit

Um es einmal ganz praktisch zu zeigen. Nehmen Sie an, Sie stehen vor der Aufgabe, einen Menschen zu beurteilen, ihn nach den Ergebnissen der Typologien zu begreifen. Dann genügt es eben doch nicht, daß Sie allein den Temperamentstyp feststellen oder den Aufmerksamkeitsstyp. Sondern es bleibt nichts anderes übrig, als mit verschiedenen typologischen Methoden zu arbeiten. Eine solche Bestandsaufnahme der Persönlichkeit hätte etwa so vorzugehen:

1. Feststellung, ob introvertiert oder extravertiert
2. Ob zykllothym oder schizothym
3. Ob integriert oder desintegriert
4. Welcher Aufmerksamkeitsstyp?

Allein ein solches kombiniertes Verfahren gibt eine gewisse Garantie, daß die Gesamtpersönlichkeit erfaßt wird. Und immer müssen Sie dann damit rechnen, daß sich Legierungen und Überschneidungen finden, daß also etwa ein schizothymen Temperamentstyp extravertiert ist und fließende Aufmerksamkeit hat. Ein Beispiel: Da ist

Allein ein solches kombiniertes Verfahren gibt eine gewisse Garantie, daß die Gesamtpersönlichkeit erfaßt wird. Und immer müssen Sie dann damit rechnen, daß sich Legierungen und Überschneidungen finden, daß also etwa ein schizothymen Temperamentstyp extravertiert ist und fließende Aufmerksamkeit hat. Ein Beispiel: Da ist Rousseau, rein körperlich leptosom und seelisch offenbar schizothym. Überempfindlich, reizbar, ist sein Leben ein dauernder Kampf. Die Reizbarkeit geht soweit, daß er immer wieder sinnlos mißtrauisch ist. Der kleinste Anlaß genügt, daß er sich von jemand abwendet. Sein Leben geht jäh auf und ab. Plötzliche Affekte, dann wieder Verstummen und Lahmheit. Als er, er ist ja Schweizer, wieder den Berner Boden betritt, da läßt er anhalten, küßt diesen Boden und ruft, wie er schreibt, in innigem Entzücken aus: "Himmel, Beschützer der Tugend, ich preise dich, ich berühre freien Boden". Und ähnlich schildert er seine Erweckung, als der Gedanke für den ersten Discours über ihn kommt. Er schreibt: "Ich war auf dem Weg, Diderot zu besuchen. Ich hatte in der Tasche einen französischen Merkur, in dem ich unterwegs blätterte. Mein Auge fällt auf die Preisfrage der Akademie von Dijon. Die lautete: 'Ob die Erneuerung der Wissenschaften und Künste zum Verderb oder zur Hebung der Sittlichkeit gewirkt haben'. Wenn je etwas einer plötzlichen Eingebung geglichen hat, so war es die Erregung, die mich ergriff, als ich diese Worte las. Ich fühlte auf einmal, wie mein Geist von einem Licht tausendfacher Einsicht geblendet war. Eine Fülle von lebendigen Gedanken dringen alle auf mich ein, mit einer solchen Kraft und in so bunter Mischung, daß ich in eine unbeschreibliche Unruhe geriet. Mein Kopf war benommen von einer betäubenden Aufregung, die der Trunkenheit glich. Ein heftiges Herzklopfen bewegte mich und hebt mir die Brust. Außerstande, im Gehen noch Atem zu schöpfen, sinke ich unter einen der Bäume der Allee nieder und verbringe da eine halbe Stunde in solcher Aufregung, daß ich beim Aufstehen meinen Rock vorn mit Tränen ganz durchnäßt fand". Da zittert also eine ungeheure Aufregung durch den ganzen Menschen hindurch, da wird also dieser erste Discours, der ja gleichfalls eine außerordentliche Wirkung hatte, im Moment einer einzigartigen Erregung geboren. - Aber dies sind nur ein paar Belege für etwas, was sich vielfach belegen ließ. Bedürfte es noch eines Beweises, daß Rousseau Schizothymen ist, dann wäre es genug, zu sagen, daß gegen Ende seines Lebens die Zugehörigkeit zu diesem Formkreis ganz offensichtlich in einer Erkrankung hervortritt. Er gerät in die Nähe eines Verfolgungswahns.

Aber wenn wir diesen Rousseau nun von einer andern Seite her betrachten, etwa von der Seite der Pfahlerschen Typologie, dann gehört er zum Kreis der weiten und fluktuierenden Aufmerksamkeit. Und hier läßt sich zeigen, wie widerstrebende Formelemente sich mischen. An und für sich ist Rousseau, wie alle Schizothymen, eher menschen-scheu. Aber der Typus seiner Intelligenz ist weit, stets beweglich, von einem zum andern gehend, niemals recht auf das Einzelne achtend. Er ist ein großer Synthetiker, oft ein sehr willkürlicher. Analysiert man seine Schriften daraufhin, so ist es ganz

Fragen wir von einer dritten Linie her: introvertiert oder extravertiert, wird die Antwort vollends schwierig. Und auch damit müssen Sie bei jeder typologischen Beurteilung rechnen, daß Sie in der Anwendung eben auf einen Mischtyp stoßen. Von der Alternative, ob introvertiert oder extravertiert, aus ergibt Rousseau durchaus ein zweideutiges Bild. An und für sich, wie schon gesagt, menschenscheu, scheint er introvertiert. Das wird noch bestätigt durch die Art seiner Produktion, die letzten Endes ja nur ein Thema hat: sich selbst. Immerfort behandelt er sich. Er findet Zugang zu den Dingen, soweit er die allgemeinen Weltprobleme von seiner Problematik aus sehen kann. Die starke Selbstbeziehung steht im Mittelpunkt seines Denkens, Fühlens und Wollens. Aber: zugleich ist dieser Mensch in einem außerordentlichen Sinne nach außen gewandt. Nicht nur, daß er eine Fülle von Beziehungen anknüpft, nicht nur, daß er, freilich nach anfänglichem Widerstreben, überall Kontakt findet, vor allem ist eben sein Interesse durchaus welttoffen. Hier erscheint nun plötzlich die Konkurrenz von weiter fluktuierender Aufmerksamkeit und schizothymen Persönlichkeit. Die schizothyme Persönlichkeit drängt zur Abgeschlossenheit, sie hat keinen rechten Kontakt, sie ist still, scheu, ungesellig, sie wendet sich nach innen. Die weite fluktuierende Aufmerksamkeit aber drängt nach außen, sie braucht große Anschauungsräume, in denen sie sich betätigen kann, sie lebt im Wechsel, sie geht von einem zum andern. Und seltsam zeigt sich dann diese sonderbare Mischung bei Rousseau. Da gibt es Zeiten, in denen er sich ganz zurückzieht und als scheuer Einsiedler in seinem Waldversteck lebt. Dann kommen wieder Zeiten einer äußersten Beweglichkeit, wo er am Hof lebt, wo er in Kontakt mit allen möglichen Persönlichkeiten steht, also Zeiten einer extravertierten Haltung. Und weiter spricht dafür seine Veränderlichkeit, die bis zur Haltlosigkeit geht. In dieser Hinsicht ist also Rousseau nichts weniger als ein reiner Typ.

Dieselbe Zwiespältigkeit zeigt sich, wenn man nach Pfahler die Frage stellt: War Rousseau ein Typus fester Gehalte oder ein Typ fließender Gehalte? Da drängt sich die Beurteilung zunächst einmal auf, daß dieser Mensch einige wenige Grundsätze seiner Zeit brachte, von hier geht seine Wirkung aus. Und wie ein immer wiederkehrender Refrain ziehen sich diese Sätze durch sein Werk hindurch. Der Mensch ist von Natur gut, aber durch die Kultur entartet, er muß zurück zur Natur. Von hier aus wird er zum Gesellschaftsreformer und zum Reformator der Pädagogik. Es ist immer derselbe Spiegel, den er seiner Zeit vorhält. Die Beharrlichkeit, mit der er diese Prinzipien verfolgt, macht auf die Welt Eindruck. "Natur", "Menschenrechte", "Staatsvertrag", das sind die wenigen Stichworte, die er der Zeit gibt und die begeistert aufgenommen werden.

Und also möchte man sagen, ein Typus fester Gehalte. Ein Idealist, der seine Formeln prägt und alles auf diese Formeln bringt. Oft in einer geradezu naiven Art. Die Art, wie im ersten Discours alles Übel und Elend der Welt auf die Entartung durch die Kultur zurückgeführt wird, ist naiv. Zugunsten dieses Prinzips wird alles vergewaltigt.

Und also möchte man sagen: ein Typ fester Gehalte, genau wie Schiller, ähnlich wie Kant, wie Friedrich der Große.

Und dagegen? Vergebens suchen Sie nach den festen Gehalten in seinem eigenen, persönlichen Leben. Hier tritt nun wieder der andere Zug der weiten und unbeständigen Abhängigkeit von der Außenwelt hervor. Er, dieser Reformator der Erziehung, der in der Beschreibung des Idylls der Familienerziehung schwelgt, läßt seine eigenen Kinder ins Findelhaus bringen und kümmert sich überhaupt nicht um sie. Seine Beziehungen zu Menschen zeigen alles andere als eine stetige Linie, ein dauernder Wechsel in seinen Gefühlen geradezu oft ein verzweifeltes Schwanken. Ja, und dann die Einstellung zu seiner eigenen Produktion. Der Discours, der erste Discours, von dem er selbst sagt, wie ihn sturmartig die Überzeugung überkommen hat, wie er ihn in dem Gefühl schrieb, das ist das Richtige, von dem sagt er später, als er wieder aufgelegt wird: "Was ist der Ruhm? Hier ist das unglückselige Werk, dem ich den meinigen verdanke. Gewiß ist diese Schrift, die mir einen Preis eingetragen und einen Namen verschafft hat, eine höchst mittelmäßige Arbeit und - ich darf es wagen, das auch noch zu sagen - eins der geringsten Stücke in dieser Sammlung". Welchem Abgrund von Elend wäre der Verfasser entgangen, wenn diese Erstlingsschrift so aufgenommen worden wäre, wie sie es verdient hätte. Und da sehen Sie alles andere als einen Typ fester Gehalte. Schwankend, haltlos, sowohl in seiner Beziehung zu Menschen wie in seiner Beziehung zu sich und seinen Leistungen, erscheint hier ein grenzenloser Wechsel, ein vollkommener Typ der fließenden Gehalte.

Nun, meine Damen und Herren, gewiß, dieses Beispiel, das ich herausgegriffen habe, ist eins der krassesten. Aber ich sagte ja, daß ich die Darstellung der Typologien mit einer Kritik und einer kritischen Zusammenfassung beenden wollte. Darum habe ich auch gerade dieses Beispiel gewählt, das so deutlich wie nur wenig andere Erfolg und Versagen der typologischen Methode zeigt. Ganz deutlich sehen Sie hier nämlich, wie es nicht genügt, einen Menschen nur von einem Typ aus zu sehen. Warum eigentlich nicht? Wir sagten, weil es Mischtypen gibt. Wir können es genauer so ausdrücken: Die typologische Methode will das Ganze einer Persönlichkeit erfassen, sie erfaßt es im Zug einer durchgehenden, einheitlichen Linie. Und das gelingt bis zu einem gewissen Grad. Es gelingt aber dort nicht mehr, wo Widersprüche auftauchen. Und Mischtypen sind nichts anderes als widerspruchsvolle Persönlichkeiten.

Rousseau ist gewiß ein Fall seltener und seltsamer Widersprüche. Aber letzten Endes ist kein Mensch ohne Widersprüche. Mit anderen Worten, das seelische Leben, die Gesamtseele einer Persönlichkeit, hat nur bis zu einem gewissen Grad die Konstanz, die die typologische Methode verlangt. Wohl hat sie jede Seele, in bestimmten Punkten. Aber in anderen nicht. So wird sie nach der einen Seite hin typisch sein, nach der anderen nicht.

Nun kann man dieser Tatsache genügen, indem man sich nicht auf eine typologische Methode verläßt, indem man verschiedene anwendet. Dann werden die Widersprüche wenigstens erscheinen. Aber selbstverständlich ist damit schon die prinzipielle

Nun kann man dieser Tatsache genügen, indem man sich nicht auf eine typologische Methode verläßt, indem man verschiedene anwendet. Dann werden die Widersprüche wenigstens erscheinen. Aber selbstverständlich ist damit schon die prinzipielle Kritik zugestanden. Die nämlich, daß die Typenbetrachtung eben doch nur einen Teil der Seele erfaßt.

Vierzehnte Vorlesung

Das Thema der seelischen Funktionen und seine Durchführung in der Experimentalpsychologie

Meine Damen und Herren, wir beginnen nun also ein neues Kapitel der Psychologie, dem ich den obenstehenden Titel geben möchte. Und dazu möchte ich vorweg sagen, daß wir ja scheinbar nur weiterfahren, das zu behandeln, was wir zuletzt behandelt haben. Denn schon in der Behandlung der Typologien trat immer stärker das Thema der seelischen Funktionen heraus.

Dennoch führt die Linie der Psychologie, die wir jetzt verfolgen, in eine ganz andere Richtung. Die Typologien wollten die Seele in ihrer Gesamtausrichtung erfassen. Soweit also in ihnen eine seelische Funktion behandelt wird, wie beispielsweise die Aufmerksamkeit, soll von dort aus das gesamte seelische Leben erfaßt werden. Die Linie der Psychologie, die wir aber jetzt verfolgen, will umgekehrt die Seele in ihren verschiedenen Funktionen erfassen. Sie richtet ihren Blick darauf, daß das seelische Leben aus einer Vielfalt von Erscheinungen besteht, daß sich an der Seele Teile unterscheiden lassen. Das Seelische kann also beispielsweise denken, schließen, urteilen, vorstellen, wahrnehmen, empfinden, fühlen, begehren, wollen, sein, und mit dieser Aufzählung ist keineswegs der Reichtum an Bezeichnungen erschöpft, mit dem die Sprache ganz natürlich und vor aller wissenschaftlichen Betrachtung der Vielheit der seelischen Erscheinungen gerecht werden wollte.

Wir aber wollen den Weg verfolgen, den die Psychologie gegangen ist, indem sie das verschiedenartige Wesen der seelischen Vorgänge erfassen wollte. Damit ändert sich einfach grundsätzlich die Blickrichtung. Bisher wollten wir mit den Typologien das letzte Einheitliche der seelischen Vorgänge erfassen, jetzt gehen wir den umgekehrten Weg, wir wollen die Unterschiede des Seelischen begreifen. Und indem wir diesen Weg verfolgen, kommen wir in ein weites Feld der Psychologie, das nach einer langen geschichtlichen Entwicklung, vornehmlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, seine größte Ausdehnung in der sogenannten Experimentalpsychologie erreichte.

Es ist nun aber immer gut, ehe man ein solch ausgebreitetes Feld betritt, zu sehen, und sei es auch nur in knappen Zügen, wo und wie der Anfang liegt. Wo also setzt jene Frage nach der Unterscheidung des Seelischen in Teile ein, wo ist sie zum ersten Mal greifbar? Wir müssen wiederum bis in die Antike zurück, und dort finden wir schon von den Pythagoreern an immer den Versuch, Seelenteile zu unterscheiden. Das Einteilungsprinzip ist dabei nicht ohne weiteres ersichtlich, denn die Seele wird in nous,

episteme, doxa und aisthesis eingeteilt, also in Vernunft, Wissen, Meinung und Wahrnehmung. Wie Sie sehen, trifft diese Einteilung Erkenntnisarten von der niedersten Form der Erkenntnis der Wahrnehmung, aufsteigend geht sie zu der höchsten Form des nous. Wesentlich psychologischer ist die Einteilung, die bekannte Einteilung von Platon, nous, thymoeides, epithymetikon, also das Vernünftige, das Mutige und das Begehrende. Dabei ist diese Unterscheidung offenbar so gemeint, daß der "Eifer" (Mut) als ein zwischen dem Verstand und dem bloßen Begehren stehendes Drittes angenommen wird. Ursprünglich geht diese Dreiteilung auch wohl aus einer Zweiteilung hervor, was sowohl im "Phaidros" wie im "Staat" ersichtlich ist. Der Zweiteilung nämlich zwischen einer höheren, vernünftigen und einer niederen, begehrliehen Seele. Wenn wir uns das in der modernen Terminologie etwas verständlich machen wollen, so geht die Dreiteilung etwa auf Denken, Wille und Affiziertwerden. Und wie gesagt, diese Dreiteilung kommt aus der Zweiteilung von dem niederen und dem höheren Seelenvermögen. Im Phaidros spricht Platon auch ausdrücklich von einer unvollkommenen und einer vollkommenen Seele. Die vollkommene Seele ist das, womit die Seele überlegt und ratschlagt, die unvollkommene ist das, womit sie hungert und durstet und von den Begierden umhergetrieben wird.

Und nun setzt sich bei Aristoteles zunächst einmal eine neue Einteilung, die uns schon bekannt ist, durch, die nämlich zwischen vegetativer (pflanzlicher), empfindender (tierischer) und noetischer, denkender (menschlicher Seele). Doch hat nun auch Aristoteles wieder die Unterscheidung von niederen und höheren Seelenkräften, ja oft stellt er der vernünftigen Seele die sinnliche gegenüber. Und dann ist es klar, daß Pflanzen und Tiere sinnliche Seelen besitzen, während der Mensch allein eine vernünftige Seele hat. Also auch hier wiederholt sich das Prinzip der Zweiteilung und Dreiteilung. Aber noch ein anderes tritt bei Aristoteles heraus: Die deutliche Unterscheidung von Erkennen und Wollen. Diese aber ist nur allein für den Bereich der menschlichen Seele bestimmt.

Da liegt und zeigt sich schon in der antiken Philosophie eine grundsätzliche Schwierigkeit, die wir von Anfang an zeigen wollen. Wenn alles Belebte beseelt ist, dann muß es verschiedene seelische Formen geben, die des Menschen und der anderen lebendigen Wesen. Wodurch aber zeichnet sich die menschliche Seele aus? Durch Verstand, Vernunft, Urteil und Erkenntnis. Von hier aus gesehen liegt natürlich die Zweiteilung am nächsten. Nun aber wiederholt sich im Menschen ja auch der Unterschied. Auch der Mensch hat diese niederen sinnlichen Kräfte, er kann wie das Tier hören, sehen, riechen, tasten, und er hat die höhere Seele, er kann denken und urteilen sowie erkennen. Aber beim Menschen eben ist es damit nicht getan, sondern es kommt als ein Drittes das Wollen hinzu. Dieses Wollen scheint zunächst zum Bereich des Denkens zu gehören, denn wenn ich etwas will, muß ich es erst einmal erkannt haben. Andererseits ist ganz klar, daß das Wollen mehr ist als bloßes Erkennen und wiederum auch mehr ist als bloßes Erregtwerden. Und von hier aus wird es notwendig, dem Wollen eine eigene Stellung zu geben, es als eine Funktion für sich anzusetzen.

Wenn wir die Zweiteilungen beseite lassen, so laufen im Grunde schon in der Antike zwei Dreiteilungen. Die eine geht vom Entwicklungsgesichtspunkt aus. Sie unterscheidet pflanzliche, tierische und menschliche Seele. Die andere geht von der menschlichen Seele aus und unterscheidet hier das Sinnliche, das Willentliche und das Vernünftige.

Das Christentum, das ja nun der menschlichen Seele eine Sonderstellung gibt, sie ist unsterblich, wendet sich stärker in der Betrachtung den menschlichen seelischen Funktionen zu. Dabei tritt ganz stark der Gesichtspunkt der Einteilung des Seelischen in die Kräfte des Wollens und Denkens hervor, während der dritte sinnliche Bereich, als der wesentlich dem tierischen zugehörig, in den Hintergrund rückt. Ja, diese Unterscheidung hält sich vor allem: Erkenntnis- und Begehrungsvermögen. Sie geht ganz selbstverständlich in die neuere Philosophie über, so können Sie sie ausdrücklich bei Descartes finden, bei Spinoza, bei Christian Wolff. Immer die Lehre von den zwei *animae facultates*.

Man hat nun für diese Einteilung der Seelenvermögen und für die darin steckende Psychologie den Namen rationalistische Psychologie geschaffen. Und das ist insofern richtig, als in den Mittelpunkt des psychologischen Nachdenkens vor allem die vernünftige Seele tritt. Und solange wir auf den Bereich des vernünftigen Seelenlebens blicken, treten ja immer wieder die beiden Hauptklassen Wollen und Denken in den Vordergrund.

Kennzeichnend also für ein Stadium der Entwicklung der Psychologie, das schon bald nach Aristoteles anhebt, ist der Gesichtspunkt: menschliche Seele als vernünftige Seele, die als zweites Vermögen das Wollen hat. Man fragt natürlich: Und wo bleibt der ganz andere Bereich des seelischen Lebens, des Empfindens, Wahrnehmens, Fühlens usw.? Also all das Seelische, was sich überhaupt am lebendigen Körper findet, zum mindesten am tierischen Körper, auch zeigt?

Dieser Teil des seelischen Lebens ist lange Zeit hindurch kein Problem der Psychologie. Am deutlichsten hat Descartes das zum Ausdruck gebracht. In seiner scharfen Trennung von Seele und Leib gehört das Denken und Wollen zum Geist, zur unsterblichen Seele. Nicht zum Geist, zur mens gehört aber das imaginari, also die Kraft der Einbildung. Und weiter gehört nicht dazu all das, was ich durch die Sinne habe: Farben, Töne, Geschmäcker, Schmerz und dergleichen. Der ganze Bereich des sinnlichen Seelenlebens, so wie wir ihn heute bestimmen würden, bildet für Descartes ein Teil des Körpers. Das aber zu untersuchen ist nicht Aufgabe der Psychologie, sondern der Physiologie. Mit anderen Worten: Es spaltet sich noch bei Descartes die Psychologie in zwei Teile. In einen solchen, der die unsterbliche Seele, die denkende und wollende behandelt und in einen anderen, der die sterbliche, die leidende, die sinnliche Seele und ihre Erscheinungen untersucht. So findet sich bei Descartes auch in diesem Sinn eine doppelte Psychologie, die eine steht in den *Meditationes* und die andere in den *Passiones*.

In den Meditationes wird aber gezeigt, daß der Geist oder die Seele denkt und will, in den Passiones werden die Zustände gezeigt, die die niedere Seele entwickelt.

So hat also in dieser Zeit die Untersuchung der Seelenvermögen zum ersten Mal die Auffassung von der Seele als einer Ganzheit zerrissen.

Und blicken wir nochmals zurück, wie es dazu kommt, so ist die Entwicklung durchaus sinnvoll. Wenn man die Seele nicht als einheitlichen Ausdruck der Persönlichkeit, als das Ganze des Körpers betrachtet, sondern das Seelische in seinen Kräften, seinen Unterschieden begreifen will, steht man sogleich vor der doppelten Frage des niederen und höheren Seelenlebens, wie es sich beim Tier und Menschen findet und vor der zweiten Frage, daß sich nun auch das seelische Leben des Menschen wiederum nach Fähigkeiten aufgliedern läßt, wobei nun wieder ganz neu eine doppelte Richtung erscheint. Im Erkennen erfasse ich, nehme ich auf, im Wollen spanne ich mich an, wende mich aktiv etwas zu.

Und die grundsätzliche Frage ist einfach die, was ist die Seele und wo ist sie? Ist die Seele menschliche Seele, nun, dann heißt Lehre von der Seele Lehre von den spezifisch menschlichen Seelenkräften. Das eigentlich ist auch die Auffassung, die erst nach Descartes durchbrochen wird. Erst später kommt wieder die andere Auffassung, daß seelisches Leben nicht nur in den sogenannten höheren Funktionen der Seele, sondern auch in den niederen Funktionen zur Erscheinung kommt.

In der Zeit aber, in der gewissermaßen eine physiologische und eine rationalistische Psychologie betrieben wird, ist das Bewußtsein von der inneren Einheit des Seelenlebens fast ganz geschwunden. Da tritt im Gegenteil stärker und beherrschender das Wissen um eine Spaltung des Seelischen in den Vordergrund. Vom Kampf zwischen niederer und höherer Seele, vom Kampf zwischen Sinnen und Geist. Hier erreicht nun auch das Leib-Seele-Problem seine höchste Aktualität. Hier ist immer wieder die Frage die, wie kommen die sinnlich-körperlichen Funktionen und die geistig-seelischen zusammen? Diesen Punkt habe ich ja nun schon seinerzeit in der Einleitung berührt. Ich gehe daher jetzt nicht mehr auf ihn ein.

Und im Grunde steht zu Beginn des 18. Jahrhunderts die Frage immer noch so: Die Psychologie ist eine Wissenschaft von der Vernunft und ihren Tätigkeiten, d.h. von den bewußten Zuständen der Seele.

Wir wollen uns aber doch klarmachen, welches Recht diese Psychologie für sich in Anspruch nimmt und wie es nun eigentlich, nicht nur historisch gesehen, sondern sachlich gesehen, zu diesem ja immerhin sonderbaren Blickpunkt kommen kann.

Der durchgehende Sinn dieser Betrachtung des Seelischen ist die Betrachtung nach den Fähigkeiten. Hält man sich in dieser Betrachtung an die höheren Funktionen, wie z.B. Denken und Wollen, dann erscheint immer die seelische Fähigkeit als eine eigentümlich freie. Ich kann denken was ich will, ich kann das wollen, was ich als richtig erkannt habe. In diesen seelischen Funktionen steht der Mensch gewissermaßen über der Wirklichkeit, er faßt sie auf, erkennt sie, beurteilt sie und steht ihr darin frei

gegenüber. Daher finden Sie denn auch in all diesen psychologischen Erörterungen neben dem Problem der Unsterblichkeit das Problem der Freiheit behandelt. Und in der Tat hebt sich dieser Bereich des Seelischen von allem anderen dadurch ab. Von allem anderen sage ich. Das andere, sagen wir das niedere seelische Leben, ist nicht frei. Der Ausdruck "Passio" kennzeichnet zusammenfassend das Gemeinte. Diese seelischen Zustände sind ein Erleiden. Wir erleiden Empfindungen, Gefühle, Lust und Unlust usw.. Das sind Zustände, aber Zustände, die zunächst vom Körperlichen ausgehen oder jedenfalls allenthalben mit ihm zusammenhängen. Ganz deutlich hebt sich so etwa das körperliche Begehren, oder sagen wir es mit einem modernen Ausdruck, das Getriebenwerden, etwa vom Hunger und vom Durst, von dem freien Wollen, das aus einem Entschluß kommt, ab. Im einen Fall sind wir unfrei, wir müssen. Im anderen Fall sind wir frei, wir haben entschieden. Im einen Fall ist das Seelische also nur eine Art Abspiegelung vom Körper, im anderen Fall ist die Seele wirklich reine Tätigkeit. Je mehr man den Blick auf diesen wirklich vorhandenen Unterschied wendet, desto mehr erscheint als die einzige Lösung die, daß Seele nur dort ist, wo das Seelische unabhängig und selbständig arbeitet, also im Denken und Wollen.

Wiederum ist es Descartes, der das in einen klaren und einfachen Zusammenhang gebracht hat. Diese Seele, die unsterbliche Seele, richtet sich auf die Ideen. Unkörperlich wie sie ist, ist auch ihre Tätigkeit auf das Unkörperliche gewandt. So steht die Psychologie des Descartes durchaus im Zusammenhang mit seinem Idealismus. Geist zu Geist, Körper zu Körper. Und blickt man von hier aus nun auf das niedere Seelenleben, dann erscheint es als die Bewegung und Veränderung der körperlichen Zustände. Gewiß, der Körper trägt die Seele, genauso wie die Idee an der Wirklichkeit abzulesen ist. Dieser Zusammenhang besteht, aber es ist eben der Zusammenhang zweier vollkommen verschiedener Substanzen.

Wenn wir uns ein ganz einfaches Schema dieser Vorstellung machen wollen, so sieht es so aus:

S - O

In dem Zusammenhang von Subjekt und Objekt, in der Verbindung beider sind zwei Grundbeziehungen da, die des Erkennens und Wollens. In ihr durchdringt das Seelische das Körperliche, weil es im Objekt die Ideen findet. Im anderen Fall herrscht die Kausalbeziehung. Da wird der Körper durch Körperliches bewegt, da wird durch einen Stich, also eine körperliche Berührung etwa, ein Schmerz erzeugt. Und es ist eigentlich diese Psychologie, die den Grund gelegt hat für die spätere materialistische Psychologie.

So hat also hier die grundsätzlich durchgeführte Unterscheidung von seelischem Vermögen und Funktionen zur Auflösung der seelischen Einheit geführt.

Das ändert sich erst mit dem Aufkommen der englischen Philosophie, und zwar mit der Kritik, die an der Ideenlehre des Descartes vollzogen wurde. Die Begründung also der neueren Psychologie kommt ursprünglich aus einer neuen Philosophie, diese

aber wiederum entsteht im Gegenslag zu Descartes. Angegriffen wird hier die philosophische Lehre des Descartes, daß die Ideen angeboren sind. John Locke ist es vor allem, der diesen Einsatz durchführt. Es gibt keine angeborenen Ideen, die Ideen kommen aus der Erfahrung in die Seele. Die Seele selbst ist eine "tabula rasa", auf der sich nun die Ideen einschreiben. "Fragt man nun, wann der Mensch anfange, Ideen zu haben, so lautet meines Erachtens die Antwort: Wenn er zum ersten Mal eine Empfindung hat (wörtlich: sensation)". Mit diesem Satz, den John Locke in den Untersuchungen über den menschlichen Verstand ausspricht, wendet sich das Blatt. Hier ist nun auf einmal das bisher nicht Vereinbare zusammengebracht, hier steht nun plötzlich in einem inneren seelischen Zusammenhang Idee und Empfindung, ein Gedanke, der für Descartes in dieser Form undenkbar gewesen ist. Und weiter heißt es: "Denn da im Geist keine Ideen erkennbar werden, ehe ihm die Sinne solche zugeführt haben, so treten, soviel ich sehe, die Ideen im Verstand gleichzeitig mit der Sensation auf, die ein auf einen beliebigen Teil des Körpers gemachter Eindruck oder eine in ihm verursachte Bewegung ist, die im Verstand eine bestimmte Wahrnehmung hervorruft".

Hier ist der Ort, nun aus der Entwicklung der Psychologie ein Moment herauszuheben, der für die Folgezeit größte Bedeutung bekommt. Naturgemäß muß die Lehre von den verschiedenen seelischen Funktionen einen Ausgangspunkt haben für die Erkenntnis der Verschiedenheit. Und da bietet sich als nächster Ausgangspunkt natürlich wiederum die Unterscheidung nach den verschiedenen Leistungen des Seelischen an. So z.B. die Unterscheidung von vegetativer, empfindender und denkender Seele bei Aristoteles.

Hier ist nun der Ort, aus der Entwicklung der Psychologie ein Moment herauszuheben, das von größter Bedeutung wurde. Es ist die sogenannte introspektive Methode. Wir sind ja bisher in der Psychologie immer nur gelegentlich auf Methodenfragen eingegangen. Und eigentlich haben wir nur eine Methode bis jetzt gründlicher betrachtet: die typologische Methode. Die Methode also, das Seelische an typischen Ganzheiten zu erfassen. Wie ich ja sagte, hat es diese Methode zu allen Zeiten gegeben. Ebenfalls zu allen Zeiten gibt es die andere Methode, freilich wird sie von Descartes an immer stärker entwickelt. Introspektiv nennt sich diese Methode. Was heißt das eigentlich? Wörtlich introspicere, in sich selbst blicken. Das will also besagen, wir erforschen etwas nicht durch die Wendung nach außen, sondern durch den Blick nach innen. In der Psychologie bekommt diese Wendung nach innen eine besondere Bedeutung. Denn die seelischen Gegebenheiten lassen sich einmal am Äußeren ablesen, z.B. am Verhalten eines Menschen. Wie groß der Schmerz sein mag, das können wir an der Art, wie jemand darauf reagiert, erkennen, am Reiz. Letzten Endes erscheint das Seelische hier als Wirkung. Seelische Gegebenheiten können wir aber auch durch Introspektion erkennen. Das heißt, ich kann durch Zergliederung von Erlebnissen Aufschluß über das Wesen des Seelischen erhalten. Introspektion ist also Selbstbeobachtung. Solche Introspektion betreiben wir alle, vorwissenschaftlich, wenn wir unsere eigenen Erlebnisse untersuchen

und betrachten, wenn wir uns etwa über das Wesen eines Gefühls klar werden wollen und ähnliches. Um den Unterschied an einem Beispiel deutlich werden zu lassen: Ich kann den seelischen Vorgang der Wut am Verhalten eines Menschen ergründen. Ich kann sehen, wie er sich benimmt, was er tut, welchen Gesichtsausdruck er zeigt usw. Ich kann aber auch einen ganz anderen Weg gehen. Ich kann meinen eigenen Zorn betrachten, kann untersuchen und zergliedern, was dabei in mir vorgeht, welche seelischen Akte ablaufen, was sich in meinem seelischen Zustand verändert und welcher Zustand entsteht. Beide Male untersuche ich die Wut, in einem Fall introspektiv, im andern am Verhalten. Im einen Fall durch Selbstbeobachtung, im andern Fall durch Fremdbeobachtung.

Descartes hat zum ersten Mal ein wesentliches Moment der Introspektion hervorgehoben, nicht als ob er zum ersten Mal introspektiv gearbeitet hätte. Aber er hat den Gedanken geäußert, und zwar in der Überschrift zur zweiten Meditation, daß die Natur des menschlichen Geistes mir bekannter ist als die des Körpers. Warum? Nun, alle Fremdbeobachtung, übertragen wir es jetzt aufs Psychologische, zeigt uns ja nur das Äußere. Von ihm können wir auf das Innere schließen. Aber der Blick nach dem eigenen Innen zeigt uns unmittelbar das Innere. Das besagt nichts anderes, als daß in der Psychologie, im Gegensatz etwa zu den Naturwissenschaften, nicht die Betrachtung der äußeren Vorgänge, sondern die Betrachtung der inneren Erlebnisse das Entscheidende ist.

Das hat, wie gesagt, Descartes zum ersten Mal deutlich ausgesprochen.

Fünfzehnte Vorlesung

Die neue Psychologie, die nun vor allem aus der englischen Philosophie herauswächst, entsteht zunächst auf dem Grund rein introspektiver Betrachtung. Ein Musterbeispiel einer solchen introspektiven Betrachtung hat schon Descartes durchgeführt, indem er in den *Meditationes* das Ich bestimmt. Er erkennt da im Zweifelsbeweis, daß er an allem, aber nicht am Ich zweifeln kann. Das heißt genauer gesagt, wenn er an allem zweifelt, kann er doch nicht daran zweifeln, daß - während er zweifelt - er zugleich auch denkt. Doch dieser beweisende Teil des Zweifelsbeweises interessiert uns hier nicht so sehr als die Ausführung, die dann folgt. Denn dann geht es weiter. In allem Zweifel bleibt das Denken übrig, und er will nun versuchen, dieses Denken zu ergründen. Er weiß nun also, daß er ein denkendes Wesen ist, und nun beschreibt er in der zweiten Meditation, was er da findet. Er beschreibt es rein introspektiv. Er sagt, ich bin irgend etwas, nicht Luft, nicht Feuer, nicht Dunst oder Hauch, nicht Körper, sondern etwas anderes. Beachten Sie dabei, die Blickrichtung wendet sich ausdrücklich vom Äußeren weg, sie geht nur auf diese innere Gegebenheit des Ich. Ich bin ein denkendes Ding. Nun, was heißt das, fragt er sich. Das heißt, antwortet er, ein Ding, das denkt, zweifelt, einsieht, bejaht, verneint, will, nicht will und auch Einbildung und Empfindung hat. Er stellt fest, daß es dasselbe Ich sein muß, das etwas in der Einbildung hat, das wahrnimmt, das zweifelt, das einsieht. Von diesem Ich läßt sich nichts abtrennen. Nun, wir können das in der zweiten Meditation selbst nachlesen. Uns geht es nur um das beispielhafte Aufweisen eben dieser introspektiven Haltung. Einfach durch die Wendung des Bewußtseins auf sich selbst wird das Ich bestimmt. Dieses Verfahren, das hier freilich noch gar nicht ausdrücklich als psychologisches begriffen wird, ist das Vorbild aller Psychologie geworden. Eben die Bestimmung der seelischen Tatsachen durch Selbstbeobachtung.

Und John Locke setzt dieses Verfahren fort. Er behält eben diese methodische Linie bei, wenngleich sein Ansatz dem des Descartes in den philosophischen Grundlagen und Folgerungen entgegengesetzt verläuft. Er glaubt ja nicht an die Ideen, die angeboren sind. Aber wie er nun nachweist, welche Ideen es gibt, das geschieht rein introspektiv. Da uns nun aber hier - wo es ja nur darum geht, die historische Entwicklung der Prinzipien der sogenannten Experimentalpsychologie zu zeigen - die Psychologie von Locke nicht interessiert, so stellen wir wiederum nur eins heraus, was auf diesem Weg entdeckt wurde. Das ist die Ideenassoziation, die Vergesellschaftung von Ideen. So ist ein Kapitel des zweiten Buches bei John Locke überschrieben "Assoziation der Ideen". Es war nicht von Anfang an da, sondern ist erst in der vierten Auflage der

Untersuchungen über den menschlichen Verstand eingefügt worden, und dieses Kapitel behandelt nun die nachmalig fundamental gewordene Lehre von der Assoziation. John Locke ist sich auch noch nicht klar, welches fundamentale Prinzip er damit umschreibt, mit den Sätzen umschreibt, daß manche Ideen in einer natürlichen Verbindung und Wechselbeziehung stehen, während andere Ideen sich durch Gewöhnung verbinden.

Und dennoch war damit eine neue Psychologie begonnen oder wenigstens dafür der Grund gelegt. Die alte Vermögenspsychologie, d.h. die Psychologie, die von der Annahme seelischer Grundvermögen ausging, war durch eine Psychologie ersetzt, die von den inneren Gegebenheiten des seelischen Lebens, die introspektiv erfaßt wurden, ausging und nach dem Zusammenhang dieser Gegebenheiten, wie man sie nannte, fragte. Man hat später dann die Bezeichnung Elementenpsychologie dafür geprägt, weil die Voraussetzung war, daß die seelischen Gegebenheiten Elemente sind, daß man in der Seele also Elemente erfassen könnte und das seelische Leben aus diesen Elementen aufbauen könnte.

Der Beginn dieser Elementenpsychologie ist also John Locke (1632-1704). Dann findet vor allem diese Richtung ihren Ausbau und ihre Erweiterung bei Hartley (1705-1757) und bei Priestley (1733-1804). Hervorzuheben ist noch James Mill (1773-1836), weil er das Prinzip dieser Forschung am einfachsten formuliert hat. Nach ihm gibt es nur Empfindungen, das sind die untersten Elemente und, wie er meint, die einzigen seelischen Elemente. Und dazu kommt als einziges Gesetz das der Verknüpfung von diesen Elementen, die Assoziationsgesetzlichkeit. Daraus läßt sich nach ihm die Psychologie aufbauen. Ich möchte gleich dazu sagen, daß dieser Ansatz heute in der Experimentalpsychologie keineswegs mehr gehalten wird.

Wenn wir aber nun diese Richtung der Psychologie darstellen, so wollen wir uns doch immer die Grundgedanken vor Augen halten, die ich jetzt zusammenstelle.

1. Von vornherein muß man sich also klarmachen, daß es nicht mehr um seelische Funktionen zunächst geht, sondern um die seelischen Gegebenheiten selbst. Solche Gegebenheiten sind: Empfindungen, Wahrnehmungen, Vorstellungen. Natürlich wußte diese Psychologie auch, daß den Empfindungen ein Empfinden, den Wahrnehmungen ein Wahrnehmen, den Vorstellungen ein Vorstellen zugrunde liegt. Aber die Untersuchung der Funktionen hat sich in die Untersuchung der von den Funktionen gegebenen seelischen Elemente verwandelt.

2. Diese seelischen Elemente werden in dieser Psychologie zunächst introspektiv gefunden. Das ist die erste Stufe, d.h. die Feststellung von dem, was es seelisch gibt. In diesem Gebiet wird also durch die introspektive Methode der Umkreis des Tatsächlichen festgestellt. So steht am Anfang solcher Psychologie immer eine Lehre von den Grundtatsachen, eben den Elementen. Soweit ist diese Psychologie beschreibend.

3. Geht man nun also von den Elementen des Seelischen aus, so ergibt sich weiterhin die Frage, wie diese Elemente entstehen. Auch diese Frage haben wir schon gesehen. Sie taucht etwa bei Descartes auf, als die Frage nach der Entstehung der Ideen

und wird mit der Annahme, daß die Ideen angeboren sind, beantwortet. Sie wird dann von John Locke dahingehend beantwortet, daß die Ideen aus der Erfahrung kommen und von den Sinnen gegeben werden. Es ist die Fortführung dieser Frage, woher kommen die seelischen Grundgegebenheiten, die seelischen Tatsachen, wie kommen sie zustande. Und mit dieser Frage drängt die Psychologie aus dem Rahmen der rein beschreibenden Verfahrensweisen in die erklärende Betrachtung hinüber. Hier entstand dann jene Erweiterung der Psychologie, die zur Frage nach den seelischen Gegebenheiten die Frage nach dem Ursprung der seelischen Tatsachen hinzunahm. Und dieses dritte Moment ist es gewesen, das nun wiederum die Abhängigkeit des Seelischen von der Außenwelt untersuchte.

4. Das letzte Prinzip dieses psychologischen Denkens war aus der Frage nach dem inneren Zusammenhang der psychischen Elemente gegeben. Und zwar mit der Entdeckung der Assoziation. So kann man Assoziation definieren: Alle seelischen Einzelheiten hängen unter sich zusammen, d.h. Vorstellungen haben die Tendenz, ganz bestimmte andere Vorstellungen nach sich zu ziehen und zwar so, daß eine einmal aufgetauchte Vorstellung andere herbeiruft. Aber das gilt nicht nur von den Vorstellungen, sondern von Wahrnehmungen und Empfindungen. Wenn also zwei seelische Elemente A und B dieses Verhältnis zueinander haben, daß die eine, nämlich A, die andere B ins Bewußtsein rufen kann, so sprechen wir von Assoziation, zwischen A und B besteht eine Assoziation oder auch A und B sind assoziiert.

Das sind also die einfachsten, tragenden und gründenden Prinzipien, die wir im folgenden darstellen und untersuchen werden. Noch eine Vorbemerkung: Das Feld der hier untersuchten Tatsachen ist außerordentlich, so gering zunächst diese Prinzipien erscheinen.

Wir beginnen damit, nach den seelischen Grundtatsachen in diesem Sinn zu fragen. Unsere Frage muß lauten: Welches sind die einfachsten Gegebenheiten, die wir im Seelischen finden? Diese Frage ist bis heute eigentlich nicht entschieden. Jedenfalls nicht in dem Sinn entschieden, daß wir sagen können, es gibt eine Gruppe von Elementen, die die ersten sind.

Blicken sie auf das Kind, etwa das eben geborene Kind. Was finden wir hier an seelischen Tatsachen? Es liegt nahe, auf das Kind zu blicken, weil hier ja das Seelische in seiner Entstehung beobachtet werden kann. Also, was ist hier an Seelischem vorhanden? Und darauf ist sofort zu antworten: im strengsten Sinn an Seelischem nichts. Das neugeborene Kind ist ein trieb- und dranghaft gesteuertes Wesen, es ist ein Bündel von Reaktionen, die sich schlagartig entladen. Es hat eigentlich noch keine seelischen Äußerungen. Wohl hat das Kind sinnliche Äußerungen, d.h. die Sinnestätigkeiten arbeiten, aber auch diese arbeiten nicht von Anfang an. Vor allem reagiert das Kind auf Geschmacksreize. Schon 7-Monats-Kinder, denen man kurz nach der Geburt Chinin auf die Zunge gab, zeigen deutlich, daß ihnen dieser bittere Geschmack unangenehm ist, sie antworten mit Würgebewegungen darauf. Gleichfalls sehr früh hat das neugeborene

Kind offenbar Empfindung für taktile Reize. Die leiseste Berührung, der leiseste Reiz an der Haut zeigt sofort Reaktionen von Hand, Arm, Schulter. Merkwürdigerweise ist eine der sichersten Methoden, solche Reaktionen auszulösen, das Festhalten der Nase. Aber dies nur nebenbei. Sehen kann das Kind bei der Geburt noch nicht. Jedes Neugeborene schließt die Lider, wenn das Auge berührt wird oder ein Luftzug das Auge trifft. Aber kein Kind blinzelt etwa von Geburt an beim Vorübergleiten eines Schattens oder Wechsel vom Licht. Die früheste Beobachtung in dieser Richtung deutet auf den 40. Tag nach der Geburt. Mit anderen Worten, erst allmählich lernt das Kind sehen. Das wird ganz allmählich entwickelt. Zuerst kommt das starre Sehen auf ein Ziel, dann erst entwickelt sich die Bewegung der Augen, ein Gegenstand kann mit den Augen verfolgt werden. Auf akustische Reize reagiert das Kind erst nach Wochen, erst im zweiten Halbjahr dreht es sich nach einem Schall um, der ihm auffällt. Die Entwicklung ist also: Das Kind kommt mit der Fähigkeit, auf Geschmacksreize zu reagieren, auf die Welt, entwickelt dann das Hören und Sehen und schließlich folgen erst dann andere Fähigkeiten wie die des Greifens und Kriechens. Zunächst also hat das Kind an Seelischem nur eine gewisse Reaktionsfähigkeit aufzuweisen und selbst die ist noch beschränkt.

Nun erinnern wir uns des Zusammenhangs, wieso wir auf diese Frage kamen. Wir fragten nach den Grundelementen des Seelischen und blickten auf das Kind, weil hier ja jedenfalls dies gewiß ist, daß das Kind gewisse einfachste Elemente des Seelischen mitbringt. Aber wir sehen sofort, das Kind hat in diesem ersten Stadium seines Lebens eine rein passive Seite, es hat die Fähigkeit, auf gewisse Reize zu antworten. Und von hier aus können wir nur sagen, daß das Kind zunächst an seelischen Gegebenheiten nichts anderes als Empfindungen hat. Die aber hat es wohl zuerst. Freilich sind diese Empfindungen nicht bewußt, sondern nur reaktionsmäßig vorhanden. In einem allerstrengsten Sinn könnte man sogar die Auffassung vertreten, daß das Kind auch noch keine Empfindungen hat. Dann nämlich, wenn wir von der Empfindung verlangen, daß die Empfindung gewußt wird. An der Entwicklung des Gesichtssinnes anschließend können wir mit Sicherheit sagen, daß das neugeborene Kind noch keine Gesichtsempfindung hat, auch noch keine Wahrnehmung. Erst später fängt es an, wahrzunehmen. Voraussetzung dafür ist natürlich die Gesichtsempfindung. Auf die Frage, wann das Kind nun Vorstellungen hat, können wir überhaupt nur ganz ungefähr antworten. Deswegen, weil wir hier darauf angewiesen sind, daß die Vorstellungen sich äußern. Wir können wohl Geschmacksempfindungen und Gesichtsempfindungen an der Reaktion der Augen und der Geschmacksorgane ablesen, aber wir können das erste Auftauchen von Vorstellungen nicht sicher festlegen. Gewiß ist freilich, daß mit dem Beginn des Sprechens Vorstellungen vorhanden sein müssen. Wahrscheinlich aber sind sie schon früher vorhanden. Im allgemeinen wird man sagen können, daß das einjährige Kind noch keine Vorstellungen hat. Zu Ende des ersten Jahres kommen bei frühentwickelten Kindern die ersten Worte zustande. Aber sehr oft sind es noch gar keine Worte, man kann also dem Kind schon mit dreiviertel Jahren beibringen, daß es Mama sagt,

zweifelsohne ist aber das ein rein reaktives Nachsprechen. Erst im zweiten Jahr beginnt die Entwicklung des Sprechens, und damit ist die Möglichkeit gegeben, das Vorhandensein von Vorstellungen nachzuweisen.

Überlegen wir diese Ergebnisse. Dann scheint sich hier eine stufenweise Entwicklung des Seelischen zu zeigen, die von den ersten sinnlichen Empfindungen über das Wahrnehmen zu Vorstellungen aufsteigt. Unerörtert ist in diesem ganzen Zusammenhang das Fühlen geblieben. Unerörtert ist gleichfalls die Entwicklung des Bewußtseins geblieben. Beide Dinge lassen wir auch vorläufig unerörtert, um das Ganze nicht zu komplizieren, und wir werten nur das vorläufig Gefundene aus. Wir haben also Empfindung, Wahrnehmung, Vorstellung. Dabei ist zu sagen:

1. Die Empfindung ist Antwort auf einen Reiz. Wir erklären sie als unmittelbare sinnliche Antwort auf einen äußeren Reiz. Das freilich ist nur die Empfindung des Kindes und Tieres. Sprechen wir vom erwachsenen Menschen, dann müssen wir die Definition verändern, denn dann können wir nicht mehr die Empfindung als eine unmittelbare Antwort auf einen äußeren Reiz bestimmen, sondern dann müssen wir einschiebend sagen, die Empfindung ist unmittelbare Antwort auf einen Reiz, die aber ins Bewußtsein tritt. Man pflegt nun den Empfindungen vier Eigenschaften zuzuschreiben: Qualität, Art der Empfindung, Intensität, Stärke der Empfindung, räumliche Eigenschaft und zeitliche Bestimmtheit der Empfindung. Und wiederum müssen wir hier trennen. Der Säugling hat Empfindungen nach Art und Stärke, räumliche und zeitliche Lokalisierung gibt es für ihn noch nicht. Hier taucht also dasselbe Problem nochmals auf. Denn diese Lokalisierung der Empfindungen ist erst durch das Bewußtsein möglich.

Weiter: Von alters her stammt die bekannte Einteilung der Sinne in fünf: Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack, Gefühl. (Dabei ist wohl zu merken, daß hier unter Gefühl die Reaktionsfähigkeit auf taktile Reize verstanden ist.) Diese Einteilung ist vornehmlich nach den Sinnesorganen, als den ersten Empfindungsträgern, gemacht. Aber sie genügt heute nicht mehr. Einerseits ist sie nicht genau genug. Es gibt z.B. schmeckbare Gerüche. Und die Teilung, die wir heute haben, ist diese: Gesichtsempfindungen, Gehörempfindungen, Geruch und Geschmack. 4. Hautempfindungen (Druck, Wärme, Kälte, Schmerz). 5. Bewegungs- und Lageempfindungen der Glieder gegeneinander. 6. Die Empfindungen des statischen Sinnes. 7. Die inneren Körper- oder Organempfindungen. 8. Spricht man von elementaren Gefühlen.

Aber nun befinden wir uns ja mit diesem ersten Aufrollen der Lehre von den Empfindungen im Raum des elementaren seelischen Geschehens. Dabei müssen wir uns jedoch klarmachen, wieso dieses Geschehen ein elementares ist. Einleuchtend wird Ihnen hier zunächst der Gesichtspunkt des ersten Auftretens sein. Beim Kind können wir als erstes Seelisches die Empfindungen erkennen. Aber was ist das für ein Seelisches, das auftritt? Nun, ich sagte schon, ein unmittelbares, reaktives Seelisches. Wir müssen hier aber nun weiter eine Hypothese einführen, d.h. nicht wir, sondern die Experimentalpsychologie hat diese Hypothese eingeführt, ohne es übrigens klar

auszusprechen, daß es sich um eine Hypothese handelt. Folgende: Diese seelischen Elemente und Größen, die wir da Empfindung nennen, sind auch späterhin beim Erwachsenen die Grundlage des Seelischen. Auch beim Erwachsenen sprechen wir von Empfindungen. Aber indem wir das tun, müssen wir uns sofort klarmachen, daß hier die Empfindung etwas anderes ist. Beispiel: Sie stechen den Säugling mit einer Nadel. Er wird unmittelbar durch Schreien, Körperbewegungen darauf reagieren. Er hat eine Empfindung, viel besser würde man sagen, die Empfindung hat ihn. Nun stechen Sie den Erwachsenen mit einer Nadel. Stechen Sie ihn gründlich genug und ist es nicht gerade ein sehr beherrschter Mensch, dann können Sie ähnliches wie beim Säugling erwarten. Zum mindesten werden Sie die Ansätze sehen. Er wird also zusammenzucken. Also auch hier die unmittelbare Reaktion. Aber hier können wir weiter mit einem größeren Recht sagen, er hat die Empfindung. Denn die Empfindung hat ihn wohl auch, gleichzeitig aber empfindet er in einem wörtlicheren Sinn. Er weiß um diese Empfindung, er faßt sie auf, ja wir müssen sagen, er wird ihrer inne. Empfindung wird hier zu einem Erlebnis, und wir müßten hier zum Unterschied von der reaktiven Empfindung sagen, Empfindung ist eine Erlebnisklasse.

Soviel vorläufig über die Empfindung. Gehen wir nun über zur Wahrnehmung. Rufen wir uns dabei zurück: Beim Kind können wir Wahrnehmungen erst feststellen, nachdem das Sehen entwickelt ist. Wir könnten also sagen, mit den Gesichtsempfindungen treten Wahrnehmungen auf. Das müssen wir freilich genauer abscheiden. Gesichtsempfindungen hat das Kind schon früher, ohne noch wahrzunehmen. Hier fragen wir aber, was heißt eigentlich wahrnehmen. Wörtlich: Ich nehme wahr, ich nehme etwas als solches für wahr. Nun meint der Psychologe das freilich in einem engeren Sinn. Er meint damit nicht, daß ich, nachdem ich den Pythagoreischen Lehrsatz begriffen habe, eine Wahrnehmung gemacht habe. Der Worttatbestand würde das ja mitbegreifen. Wahrnehmung hat aber auch schon im alltäglichen Verstand den Sinn von Einsehen am Tatbestand und zwar am sichtbaren Tatbestand.

Ein Beispiel: Sie sitzen vor dem Mittagessen. Dabei haben Sie zweifelsohne eine Reihe von Empfindungen, der Geruch der Speisen, die Gesichtsempfindungen, wenn Sie dann essen, haben Sie Geschmacksempfindungen, Wärme- oder Kälteempfindungen usw. Nun aber haben Sie auch Wahrnehmungen. Sie wissen, welches Fleisch, welches Gemüse Sie essen, Sie sehen die Menge dessen, was angerichtet ist. Nur anders ausgedrückt: Sie haben Vorstellungen. Wir sagen: Von der Empfindung unterscheidet sich das Wahrnehmen als ein Gewährwerden, Bemerkten oder Vorfinden. Empfinden ist Erleben im Sinne des Ergriffenwerdens von einem Reiz, Wahrnehmung ist Auffassung.

Ist die Grenze nun ganz scharf zu ziehen? Solange wir so betrachten, wie wir jetzt betrachten, nicht. D.h. aber, solange wir introspektiv betrachten, denn dann sehen wir immer den engen Zusammenhang der Empfindungen mit den Wahrnehmungen. So hat beispielsweise G.E. Müller definiert: Wahrnehmungen sind in bestimmter Weise apper-

zipierte Empfindungen und stehen als solche den reinen Empfindungen gegenüber. Was heißt das? Nun, das bedeutet, daß Wahrnehmungen aufgefaßte Empfindungen sind.

Das also ist keine Definitionsmöglichkeit. Eine andere aber ist möglich. Empfindungen können Sie nach dem Reiz bestimmen. Sie erinnern sich der Eigenschaften der Empfindungen: Art, Stärke, räumliche und zeitliche Bestimmtheit. Nun, diese Anhaltspunkte, wie man besser statt Eigenschaften sagen würde, ermöglichen uns jeweils, eine Empfindung genau zu bestimmen.

Die Wahrnehmung ist dadurch nicht zu bestimmen. Die reine Empfindung also kann am Reiz gemessen und bestimmt werden, die Wahrnehmung ist eine so weit vom Reiz abgelöste Empfindung, daß das nicht mehr möglich ist. Und daher definieren wir jetzt Wahrnehmung als eine höhere Art seelischen Elementes.

Sechzehnte Vorlesung

Nachdem wir nun den Begriff der Empfindung behandelt haben, haben wir den Begriff der Wahrnehmung und der Vorstellung zu untersuchen, immer unter dem Gesichtspunkt, daß es sich hier um Elemente des Psychischen handelt.

Ich grenze nochmals das Ergebnis der letzten Stunde ab. Bei der Entwicklung des Psychischen finden wir als erstes die Empfindung - denn zweifelsohne ist das, was wir zu allererst beim Kind konstatieren können, die Empfindung. Beim Kind ist die Empfindung aber zweifelsohne nichts anderes als die unmittelbare sinnliche Reaktion auf den Reiz. Beim Erwachsenen kommt zu dieser Reaktion das Innwerden hinzu. Das Kind wird dieser Reaktion nicht eigentlich inne, alles ist vielmehr damit gesagt, wenn wir sagen: es reagiert. Mit anderen Worten: Beim Kind ist die Empfindung nicht im selben Sinn seelische Erscheinung wie beim Erwachsenen. Die Sprache kann den Unterschied nicht mehr ganz ausdrücken, denn wir sagen ja: sowohl das Kind empfindet den Schmerz wie der Erwachsene. Aber beim Kind ist es so, daß die Empfindung vom Kind Besitz ergreift, hingegen kommt beim Erwachsenen hinzu, daß er die Empfindung hat.

Die Wahrnehmung nun. Wir beschreiben sie zunächst allgemein. Der erste Unterschied läßt sich am Beispiel klarmachen: Wenn ich etwas sehe, habe ich optische Empfindungen, d.h. Farbempfindungen. Wenn ich etwas taste, habe ich Druckempfindungen. So habe ich vielleicht ein Bild in meiner Hand, habe davon optische Empfindungen und die Druckempfindungen, indem ich das Bild halte. Aber weiter sehe ich das Bild, ich nehme wahr, was dargestellt ist: Personen, Gegenstände, Raum usw. Ich empfinde nicht nur, sondern richte mich auf einen Gegenstand, der gegenwärtig ist. Ich weiß, daß diesen Wahrnehmungen Empfindungen zugrunde liegen, aber deswegen ist die Wahrnehmung doch etwas anderes. Die Empfindung ist ein körperlich seelischer Eindruck, wobei Eindruck jetzt ganz wörtlich gemeint ist, die Empfindung drückt sich dem sinnlichen Organ ein und von dort aus der Seele. Die Wahrnehmung dagegen ist ein seelischer Eindruck, den ich von einem Körper bekomme. Wenn ich wahrnehme, ergreife ich mit der Seele einen Gegenstand, wenn ich empfinde, ist es mehr so, daß mich ein Reiz ergreift. Soweit ist die Unterscheidung theoretisch ganz scharf zu machen. Praktisch aber ist immer die Schwierigkeit, daß ich keine Wahrnehmung ohne Empfindung habe. Darum sagte die Psychologie, die Wahrnehmung baut sich auf der Empfindung auf. So leicht es ist, die Grenze im Theoretischen zu ziehen, so schwierig ist sie in der Praxis zu ziehen. Aber immer können wir sagen, die Wahrnehmung ist mehr als die Empfindung, sie erfäßt den Gegenstand, sie nimmt ihn auf, nicht in der Weise der bloß körper-seelisch gebundenen Reaktionen, sondern sie ergreift ihn und macht ihn zum

Bild. Fassen wir vor allem dieses letztere, so können wir sagen: Die Empfindung ist keine Wiedergabe des Gegenstandes, sondern nur eine Antwort. Die Wahrnehmung dagegen erzeugt und ist eine seelische Ganzheit. Am Beispiel: Ein Ton oder eine Tonfolge kann als bloßer Schall empfunden werden. Der Ton kann als solcher aber im Unterschied zu anderen Tönen wahrgenommen werden, und eine Tonfolge kann als Melodie wahrgenommen werden.

Noch auf etwas anderes möchte ich dabei kurz den Blick lenken: Die Empfindung ist ein von außen abhängiger, aber ganz im Innern verlaufender Vorgang. Die Wahrnehmung ist ein im Innern verlaufender, aber stets auf das Außen gerichteter Vorgang. Selbst wenn wir im Traum wahrnehmen, haben wir die Illusion der Wirklichkeit. Noch stärker tritt daher bei der Wahrnehmung jenes Moment auf, das wir schon bei der Empfindung wenigstens des Erwachsenen fanden, das seelische Innenwerden. Doch werden wir der Empfindung als einer inneren Gegebenheit inne, der Wahrnehmung dagegen als einer inneren Gegebenheit, die von einer äußeren getragen wird, nicht nur das, sondern stets auf sie bezogen und gerichtet bleibt.

Und nun gehen wir zur Vorstellung über. Wieder geht der Versuch der Klärung des Begriffes der Vorstellung einen ähnlichen Weg. Was wir schon bei der Wahrnehmung gesehen haben, zeigt sich auch wieder bei der Vorstellung. Die Vorstellung zeigt deutliche Unterschiede zur Wahrnehmung, genau wie die Wahrnehmung deutliche Unterschiede zur Empfindung zeigt, aber wie die Wahrnehmung sich auf die Empfindung stützt, so ist die Vorstellung nicht von der Wahrnehmung ganz unabhängig zu machen.

Das eigentümlichste Kennzeichen der Vorstellung jedoch ist, daß die Vorstellung sich nicht unmittelbar auf einen Gegenstand beziehen muß, der gegenwärtig ist. In der Wahrnehmung ist der Gegenstand selbstgegenwärtig, in der Vorstellung braucht er nicht gegenwärtig zu sein. Ich kann mir beispielsweise eine Giraffe jetzt vorstellen oder einen Elefanten, ohne daß der Elefant gegenwärtig ist. Man könnte geradezu sagen: Die Vorstellung ist eine Wahrnehmung, wobei ein einmal Wahrgenommenes vorgestellt wird. Man unterscheidet in der Psychologie Gedächtnis und Phantasievorstellungen. Eine Gedächtnisvorstellung liegt vor, wenn wir eine Melodie, die wir gehört haben, nach einiger Zeit innerlich wiederholen. Eine Gedächtnisvorstellung ist es, wenn ich mir das Bild eines Elefanten, den ich einmal gesehen habe, wieder zurückrufe. Eine Phantasievorstellung ist dagegen der Zentaur, ein Wesen mit Pferdefüßen und einem menschlichen Körper. Hier stelle ich mir etwas vor, was ich in dieser Form niemals wahrgenommen habe. Ich stücke zwei Wahrnehmungen im Vorstellungsbild zusammen.

So ist die Vorstellung wieder ein Stück mehr vom Gegenstand unabhängig als die Wahrnehmung und die Empfindung. Wie übrigens auch der Wahrnehmung, so schreibt man auch der Vorstellung dieselben Eigenschaften zu wie der Empfindung. Also: Qualität, Intensität - Art und Stärke - sowie räumliche Anordnung je nach dem Sinnesgebiet und zeitlichen Dauer. Gerade dabei tritt die Unabhängigkeit von der Empfindung zutage. Die Empfindung in ihrer unmittelbaren Abhängigkeit vom Reiz bekommt von

diesem ihre Intensität, ihre Qualität, ihre räumliche Anordnung und ihre zeitliche Dauer. Wesentlich also sind diese vier Eigenschaften hier passiv bestimmt. Je nach dem Reiz wirkt sich die Empfindung aus und tritt auf. Die Wahrnehmung hat, wie wir schon sagten, das aktive Moment, daß sie nun gestaltet, eben wahrnimmt. Sie beharrt in der Betrachtung eines Bildes, hebt Einzelzüge heraus. Wir sagen im alltäglichen Sprachgebrauch, ich hielt das Bild fest. Das besagt eben dies: Wir können in der Wahrnehmung verweilen, während die Empfindung abklingt. Die Vorstellung aber ist geradezu selbsttätig, wie wir bei den Erinnerungsvorstellungen und den Phantasievorstellungen sehen. Zur Wahrnehmung haben wir einen Gegenstand nötig, zur Vorstellung nicht.

Vom Psychischen aus gesehen hat also die Vorstellung eine aktivere Kraft. Wie es schon der Ausdruck sagt: Ich stelle vor.

Dagegen sind nun Vorstellungen gegenüber den Empfindungen und Wahrnehmungen an Intensität schwächer. Der Charakter der Empfindung ist, daß er mit unmittelbarer Intensität auftritt, je nach der Stärke des Reizes natürlich. Gewiß gibt es ganz schwache Empfindungen. Unklare Empfindungen der Haut etwa, unklare Geräusche usw. Ebenso ist es mit der Wahrnehmung. Auch sie hat ihre Intensität vom Gegenstand, wiewohl wir schon eine Wahrnehmung verstärken können, indem wir uns dem Gegenstand mit größerer Intensität zuwenden. Vorstellungen dagegen sind meist schwach, blaß, körperlos, nicht deutlich. Die Fülle einer Wahrnehmung läßt sich gar nicht vergleichen mit dem Vorstellungsbild, das wir davon behalten. Wir können nichts uns so vor Augen zaubern, wie es uns die Wahrnehmung gibt.

Dann tritt nun endlich bei den Vorstellungen als weiteres charakteristisches Merkmal das eigene innere Leben der Vorstellung auf. Eben weil die Vorstellungen weitgehend gegenstandsunabhängig sind, weil es hier keines unmittelbaren äußeren Reizes bedarf, führen sie dieses Eigenleben. Überblicken wir aber die Vorstellungen, die uns bewegen, so bemerken wir ein unaufhörliches Gehen und Kommen. Und da tritt ein Zug des Psychischen nun ganz stark heraus, der bei Empfindung und Wahrnehmung nicht so auffällt. Gewiß, es kann auch hier so sein, daß wir durch eine uns fremde Landschaft gehen und von einer Fülle von Empfindungen und Wahrnehmungen bedrängt werden. Eine löst die andere ab, eine verdrängt die andere. Sind wir aber in einer gewohnten Umgebung etwa, dann wird der Fluß der Empfindungen und Wahrnehmungen geringer. Ganz anders dagegen das Leben der Vorstellungen. Für sie ist es charakteristisch, daß sie zeitlich und ständig und flüchtig sind, daß sie einander beständig verdrängen, daß sie kommen, mehr oder minder Gestalt gewinnen und dann wieder zerfließen. Eine Empfindung hört auf, sie klingt allenfalls noch nach, so klingt ein heftiger Schmerz langsam ab. Eine Wahrnehmung kann ruckartig verschwinden, wenn der Gegenstand verschwindet. Bei den Vorstellungen können wir nur vom Fluß sprechen. Zwar ist scheinbar plötzlich eine Vorstellung da, sehen wir aber genauer zu, so erkennen wir, wie sie allmählich entstanden ist. Und noch während sie da ist, kommt eine andere,

überdeckt sich mit ihr, verschmilzt. Und dann löst sich die eine auf und die andere verändert sich.

Besonders schön können Sie das im Traum sehen, diesen Wechsel, diesen Fluß. Da träumen Sie vielleicht von einem Tier. Dieses Tier mag so aussehen wie ein Pferd, dann nimmt es die Gestalt eines Löwen an, aber dieser Löwe ist nun auch wieder kein richtiger Löwe, dann wieder scheint er ihnen plötzlich einem Bekannten ähnlich. Nun kommt dieser Löwe vielleicht auf Sie zu, während Sie noch nicht recht wissen, ob es ein Pferd, ein Löwe oder ihr Freund ist, klettert er ein Haus hinauf. Aber wiederum ist dieses Haus gar kein Haus, sondern ein Baum. Da haben Sie dieses Ziehen und Wandern der Vorstellungen, dieses fortwährende Zerfließen. Denn offenbar bleibt ja keine der Vorstellungen. Wenn Sie sie fassen wollen, verschwindet sie wieder. Bedenken sie nun aber, daß das oft in unerhörter Schnelligkeit geschieht, dann erst wird klar, daß es sich hier nicht um eine gemächliche Bewegung, sondern um einen rasenden Fluß handelt. Viel zitiert ist ein Traum von Maury. Er träumte von der Französischen Revolution. Er durchlebte im Traum alle Schrecken. Er selbst wird angeklagt, vor das Tribunal gebracht, zum Tode verurteilt und erwartet seinen Tod. Er kommt aufs Schafott, und als das Beil herunterfällt, erwacht er von der Tatsache, daß der hölzerne Bettaufsatz auf seinen Kopf gefallen ist. Freilich, nebenbei gesagt, nicht alle Träume haben eine solche Schnelligkeit. Aber gewiß ist, daß der Vorstellungsverlauf so rapid sein kann. Des öfteren ist untersucht worden, daß in Todesgefahr das ganze Leben im Zeitraum von Sekunden oder Minuten abrollt. Wenn es auch nach den Untersuchungen von Piéron nicht ganz so ist. Er behauptet nämlich, daß zunächst ein Kindheitserlebnis einfällt, dann noch 5 - 12 andere, und das gäbe dem Betreffenden dann das Gefühl, daß er eine lange Zeit überblickt hätte. Dies mag zutreffen, immerhin zeigt es sich auch dann, daß das Vorstellungsvermögen gerade in seiner Undeutlichkeit und seinem Wechsel hier doch offenbar große Strecken des Lebens durchmißt.

Das ist nun also die Kehrseite der Unabhängigkeit der Vorstellung vom Gegenstand. Wir sind in den Vorstellungen freier, aber dafür sind sie undeutlicher, ärmer und weiter als Empfindungen und Wahrnehmungen. Empfindungen können wir lokalisieren, oft sehr genau, nämlich am Empfindungsorgan. Wir können also den Hauptpunkt, der gereizt wird, augenblicklich bestimmen. Wahrnehmungen können wir ebenfalls lokalisieren, nämlich am Gegenstand, den wir wahrnehmen. Vorstellungen können wir nicht mehr lokalisieren. Schon deswegen sind sie unfäßbarer und nicht so genau zu umgrenzen wie die meisten Empfindungen.

Von hier aus müssen wir aber nun weitersehen. Die Unabhängigkeit der Vorstellung vom Objekt macht der Untersuchung zu schaffen. Die Empfindung können wir am Reiz messen, die Wahrnehmung können wir am Gegenstand bestimmen, die Vorstellung hat wohl noch Bezug zum Gegenstand, aber sie kann an ihm nicht mehr bestimmt werden. Schon deswegen nicht, weil es soundso viele Vorstellungen gibt, denen kein Gegenstand entspricht. Hier sind wir viel stärker auf die introspektive Methode

angewiesen als bei der Empfindungs- und Wahrnehmungslehre. Einen historischen Rückblick. Es ist ganz charakteristisch, daß John Locke bei seiner inneren Untersuchung der Ideen das Assoziationsgesetz entdeckt hat, denn es gilt eben im Bereich der Vorstellungen. Wir können den Fluß und den Zusammenhang der Vorstellungen nur anhand der Assoziation, d.h. aber der Vergesellschaftung von Vorstellungen, begreifen.

Wenn wir nun zu einem letzten Moment der Vorstellungen gehen, so ist das bisher Entwickelte Voraussetzung dafür. Die Unabhängigkeit der Vorstellung vom Gegenstand. Schon bei der Phantasievorstellung sehen wir, daß die Vorstellung gewissermaßen selbständig ist. Sie kann der realen Grundlage entbehren, und nicht nur in dem Sinn, daß die reale Grundlage augenblicklich nicht vorhanden ist, sondern sie kann sich Gestalten bilden, die überhaupt in der Realität nicht vorhanden sind. Übrigens gibt es da Grenzen. So können wir uns wohl einen Elefanten mit dem Hals und Kopf einer Giraffe vorstellen, aber wir können uns keinen viereckigen Kreis vorstellen.

Woran aber liegt das nun, daß die Vorstellungen so verfahren? Welche Kraft hat die Vorstellung über die Empfindung und Wahrnehmung hinaus? Ganz allgemein müssen wir sagen, die Kraft der Verdichtung. Die Vorstellung verdichtet, d.h. sie zieht eine Fülle von Wahrnehmungen und Empfindungen zusammen. Je mehr sie das tut, desto undeutlicher wird sie allerdings. Stellen Sie sich eine rote Rose vor. Davon werden Sie eine relative, deutliche Vorstellung haben. Nun stellen Sie sich einen Garten vor, vielleicht einen ganz bestimmten. Davon wird die Vorstellung schon viel undeutlicher sein. Und nun stellen Sie sich Deutschland vor. Gewiß, Sie haben eine Art von Vorstellung. Ich kann sagen, ich stelle mir Deutschland vor, aber die Fülle dieser Vorstellung erlaubt keine Klarheit. Ich habe davon eine unbestimmte Vorstellung. Es gibt unklare Empfindungen, es gibt undeutliche Wahrnehmungen. Das liegt aber daran, daß wir hier Empfindung bzw. Wahrnehmung in ihrem Ausgangspunkt, d.h. also in dem Reiz oder in dem Gegenstand nicht genau bestimmen können. Die Unbestimmtheit der Vorstellung ist etwas ganz anderes. Da liegt es nicht an der Unbestimmtheit des Ausgangspunktes, sondern die Unbestimmtheit kommt durch die Fülle des Inhalts zusammen. Die Vorstellung Deutschland faßt ein Heer von Einzelvorstellungen, von Landschaften, Menschen, von Städten und Dörfern usw. Dies alles verdichten wir zu der einen Vorstellung Deutschland. Ein anderes Beispiel: Stellen Sie sich ein Dreieck vor. Das werden Sie genau tun können. Stellen Sie sich dagegen ein Tausendeck vor, so wird diese Vorstellung wieder ganz unbestimmt sein. Dieselbe Unbestimmtheit hat aber auch der Zentaur.

Von hier aus betrachtet ist die Vorstellung etwas sehr Merkwürdiges. Sie verdichtet viele Eindrücke zu einem Gesamteindruck, aber das kann nur geschehen, indem die einzelnen, schärferen Eindrücke verwischt werden zu einer Gesamtvorstellung. Und indem wir dieses letzte Element des Psychischen betrachten, stehen wir schon vor dem Begriff. Denn auch der Begriff verfährt ähnlich. Ich fasse unter dem Begriff Rose viele Eindrücke zusammen. Jeder Begriff ist ein Gattungsname für viele einzelne Gegenstände. Es ist begreiflich, daß man von hier aus gelegentlich in der Psychologie gedacht

hat, daß das Problem des Begriffes zusammenfällt mit der Frage nach der Vorstellung. Das ist aber nicht so. Der Begriff unterscheidet sich nun wiederum von der Vorstellung.

Hiermit endet nun die allgemeine Darstellung der psychischen Elemente. Heben wir zusammenfassend das Unterscheidende zunächst heraus:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| | W | | | G |
| V | S | - | J | O |
| | E | | | R |

Dieses Schema soll besagen, wie wir das Psychische nach den bisherigen Ergebnissen sehen. Sie erinnern sich ja, daß wir zur Dreiteilung Empfindung, Wahrnehmung, Vorstellung zunächst einmal von der Entwicklung gekommen sind. Hier haben wir diese Dreiteilung nun vom Entwicklungsmäßigen abgelöst. Und dann zeigt sich: Der seelischen Erscheinung der Empfindung entspricht der Reiz. Charakteristisch für die Empfindung: Aufnahme durch Sinnesorgane, Reaktion. Empfindungen werden daher vor allem durch Art, Intensität, räumliche Lage und zeitlichen Verlauf charakterisiert. Der Wahrnehmung entspricht der Gegenstand. Charakteristisch: das Aktivwerden des Seelischen.

Endlich ein drittes Moment. Die Wahrnehmung hebt sich von einem Hintergrund ab. Dies ist die Erklärung für das Moment, das wir eben schon streiften: Die Wahrnehmung gestaltet. In der Empfindung haben wir die Reizwirkung. Wenn mich jemand mit einer Nadel sticht, dann empfinde ich den Schmerz. Ich habe eine Hautempfindung. Ich empfinde eben nur, nichts hebt sich von einem Hintergrund ab. Nehme ich aber nun wahr, wie ich mit der Nadel gestochen werde, so grenzt sich dieses Geschehen aus anderen ab. Und ganz deutlich läßt sich das nun bei allen anderen Wahrnehmungsvorgängen zeigen. Ein Bild, das ich wahrnehme, hebt sich von einem Hintergrund ab. Eine Melodie, die ich höre, tritt hervor - das ist nur ein anderer Ausdruck für abheben. Beobachten Sie einmal, wie Sie aus einer polyphonen Tonfülle, etwa in einer Oper, ein Motiv wahrnehmen. Da treten die anderen begleitenden Töne zurück und der Zusammenhang weniger Töne tritt hervor. Oder noch ein anderes Beispiel. Sie kennen die sogenannten Fixierbilder, in und auf denen verborgen ein Gegenstand ist, der erst gesucht werden muß. Erst allmählich nehmen Sie ihn wahr, d.h. aber, aus dem Bild, das sich unmittelbar dem Betrachter zeigt, schält sich allmählich ein zweites heraus, Linie für Linie wird deutlicher, bis Sie endlich das andere Bild sehen. Das ist der ziemlich reine Typus einer Wahrnehmung.

Siebzehnte Vorlesung

Wenn wir den Gang der Untersuchung betrachten, die da von der Empfindung über die Wahrnehmung zur Vorstellung geht, so können wir so zusammenfassen: Wir sind in dieser Untersuchung von außen ausgehend auf innere seelische Elemente gestoßen und zwar fortschreitend so, daß wir von den seelischen Elementen, die wir in den Sinnesorganen lokalisieren können, auf die Vorstellungen gestoßen sind, innere seelische Elemente, die wir nicht mehr lokalisieren können.

Vor allem nun bei diesen Elementen hat sich ein Gesamtmoment des Psychischen herausgestellt. Der Fluß des Seelischen. Ich nannte es in der letzten Stunde schon unter dem Namen Bewußtseinsstrom oder Erlebnisstrom. Das Seelische strömt, es fließt, vor allem im Bereich der Vorstellungen tritt das hervor. Hier ist das ununterbrochene Gehen und Kommen ganz deutlich und hier zeigt sich dieser Strom als ein weitgehend unabhängiger. Wir begreifen ihn erst durch die Tatsache der Assoziation. Von hier aus sehen wir in diesem Zusammenhang, wir sehen, wie eine Vorstellung assoziativ die andere heraufzieht, wie diese wieder eine andere herbeizieht. Sie können das leicht selbst nachprüfen. Setzen Sie sich etwa hin und denken Sie an etwas Bestimmtes. Aber nicht so, daß Sie einem Problem nachdenken, sondern stellen Sie sich etwas vor. Dann überlassen Sie sich Ihren Gedanken, warten Sie einfach ab, was Ihnen zu diesem Gedanken einfällt. Nehmen Sie die nächste Vorstellung auf und so fort. Als bald werden Sie erkennen, wie regellos nun Vorstellung auf Vorstellung folgt. Regellos, denn wenn Sie sich so Ihren Gedanken überlassen, dann ziehen Sie nicht etwa Schlüsse oder entwickeln Gedankenzusammenhänge logisch, sondern es entsteht eine bunte Abfolge von Gedanken und Vorstellungen. Die Regelmäßigkeit aber läßt sich doch auch leicht erkennen. Es ist eben die der Assoziationen. Die Vorstellungen rufen andere herauf, sie sind mit anderen verknüpft, diese wieder mit anderen und so geht es weiter. In manchen Fällen ist uns klar, warum eine Vorstellung mit anderen verknüpft ist, in vielen Fällen aber bleibt es dunkel.

Der Fluß der Erlebnisse wird aber auch im Gebiet der Wahrnehmungen und der Empfindungen deutlich. Auch hier herrscht ein Kommen und Gehen, doch ist dieses Kommen und Gehen von der Außenwelt abhängig. Mit den Gegenständen wechseln die Wahrnehmungen, mit den Reizen die Empfindungen. Auch hier strömt es, wenngleich dieser Strom etwas wesentlich Passiveres hat. Der Vorstellungsstrom dagegen hat eine bildende und gestaltende Aktivität.

Und wirklich ist diese Tatsache des Erlebnisstroms eine letzte, nicht mehr zurückführbare Qualität des Psychischen. Es gibt nichts Psychisches, das unveränderlich verharrt. Sobald der Strom der Erlebnisse aussetzt, endet auch das Leben. Wohl hat dieser Strom zwei Grenzfälle, die nun aber schon nicht mehr in das Gebiet der Psychologie des Normalen gehören. Der Erlebnisstrom kann zur sogenannten Ideenflucht werden. In diesem Fall jagt eine Assoziation die andere. Für den Normalen hat die Realität ihr bestimmtes Gewicht. D.h. der freie Strom der Vorstellungen wird gebunden, geführt und getragen von der Außenwelt. In der Ideenflucht ist der Strom der Vorstellungen gleichsam entfesselt und ziellos geworden. Eine andere Entartung ist die Zwangsvorstellung. Diese nun bedeutet ganz offensichtlich eine Hemmung des Erlebnisstroms durch starr gewordene Vorstellungen, Ideen und Gedanken. Über den ganzen Erlebnisstrom legt sich lähmend, ihn völlig beherrschend und schließlich unterdrückend, ein Vorstellungsbereich. So etwa kann der am Waschzwang leidende Kranke nichts mehr tun, ohne sich darauf immer und immer wieder zu waschen, nach der kleinsten Berührung muß er sich die Hände säubern. Oder der Größenwahnsinnige ist völlig beherrscht von dem einen Gedanken, daß er Kaiser von China und Papst in einer Person ist. Auch hier verliert die Realität ihr Gewicht, auch hier werden die Ideen beherrschend, aber nicht in der Weise des kontinuierlichen Fortlaufens, sondern in der Weise des Fixierens. Und ganz scharf stehen sich hier, sogar in den Äußerungen der Kranken selbst, die Entartungen gegenüber. So schildern die Kranken die Ideenflucht als Gedankendrang. Da sagt eine Kranke: "Ich kann gar keinen Gedanken festhalten, das tanzt alles durcheinander bei mir - pfui, lauter Unsinn fällt mir ein". Ein anderer: "In meinem Kopf lief wie in einem Uhrwerk eine zwingende, quälend ununterbrochene Kette von Ideen ihren unaufhalt-samen Gang". Ein anderer berichtet: "Die Gedanken wurden immer schneller. Ich konnte selbst jeden einzelnen Gedanken nicht mehr erfassen". Im Gedankenzwang ist ebenso unbeirrbar das quälende Wiederkommen von Gedanken. Da berichtet ein Kranker: "Ich habe sie nie gelesen noch gehört. Sie kommen ungerufen, ich wage nicht, zu meinen, sie entstünden aus mir, aber ich bin glücklich, daß ich sie weiß, ohne sie gedacht zu haben. Sie fliegen mir in jedem angebrachten Moment zu. Sie scheinen mir geschenkt, daß ich nicht wage, sie als eigene mitzuteilen".

Gedankenzwang, Vorstellungszwang, Ideenflucht und Vorstellungsfucht sind Entartungen des normalen Seelenlebens. Aber trotzdem geben sie uns gerade als Entartungen einen gewissen Aufschluß über die Tatsache des Erlebnisstroms. Normalerweise lebt das Ich ungezwungen in den Wahrnehmungen, die es macht, in den Empfindungen, die es hat, es fühlt die Angst, es wird von dieser Vorstellung ein Stück Weg begleitet und dann wieder verlassen, es gibt sich diesen Vorstellungen hin, aber kann sie auch wieder abstoßen. Aber auch der Normale hat gewisse beherrschende Vorstellungen, Zielsetzungen, die er festhält, Gedanken und Gefühle, die wieder und wieder kommen. Wir haben sogar auch Vorstellungen, die einen gewissen Zwang ausüben, z.B. moralische Vorstellungen, aber auch quälende Erinnerungen. Ihnen haftet schon dieses eigentüm-

lich Diktatorische an. Es kann vorkommen, daß wir in einer Situation mitten drin sind, uns ihr überlassen und plötzlich steigt quälend und beherrschend eine Vorstellung auf, die uns zwingt, anders zu handeln.

Gerade von hier aus sehen wir nun im Erlebnisstrom ein neues Moment. Dieser Erlebnisstrom ist doch offenbar nicht vollständig erfaßt, wenn wir ihn nur als Fluß und Strom schildern. Bei genauerer Betrachtung zeigt er sich vielmehr durchzogen von wiederkehrenden Strömungen. Wenn wir auch als erstes Charakteristikum das Entstehen und Vergehen ansetzen, so ist doch das zweite Charakteristikum, daß dieser Strom eine gewisse Stetigkeit hat. Und diese Stetigkeit können wir gerade an den Entartungen ablesen. Sowohl die Ideenflucht, vor allem der Zwangscharakter, zeigen, daß der Strom sich entfesselt oder fixiert, weil ein wesentliches Moment verschwunden ist. Der Kranke spricht es aus: "Ich habe mein Ich verloren, ich weiß nicht mehr, was ich bin".

Nun, diese Grundtatsache des Ich ist offenbar in den Erlebnisstrom des Gesunden eingebettet. Wie schnell also auch die Vorstellungen laufen, der Normale verliert dabei nicht das Ich, er weiß immer, daß er es ist, der diese Vorstellungen hat. Und auch wenn ein Gefühl, eine Vorstellung, eine Empfindung oder Wahrnehmung ganz beherrschend wird, weiß er: Ich fühle das, ich stelle das vor, ich empfinde das, ich nehme das wahr. Gewiß, ein Schmerz kann so quälend werden, daß er uns vollkommen ausfüllt, eine Vorstellung kann so beherrschend werden, daß sie alles andere verdrängt und alle anderen Vorstellungen daneben schattenhaft und blaß werden. Aber auch dann bleibt noch als wesentliches Charakteristikum des Normalen das Icherlebnis. Und deutlich sehen Sie bei der letzten Äußerung eines Kranken, die ich zitierte, wie hier die Vorstellungen als etwas empfunden werden, was ihm zufliegt, worüber er keine Macht hat.

Charakterisieren wir dieses Moment des Bewußtseinsstroms, dann erkennen wir als Grundlage eine innere Stetigkeit, einen inneren fortlaufenden Zusammenhang, der bei aller scheinbaren Regellosigkeit die Kontinuität darstellt. Diese Kontinuität ist gleichfalls eine letzte, nicht auflösbare Tatsache. Sie ist uns selbstverständlich, jederzeit gegeben. Vergewärtigen wir uns unsere Vergangenheit, lesen wir vielleicht alte Briefe oder Notizen, so ist unmittelbar wieder der Zusammenhang mit dieser Vergangenheit da. Wir können kein neues psychisches Leben in dem Sinn anfangen, daß wir alles vergessen, was war. Zwar gibt es so etwas in anormalen Fällen, aber eben nur in anormalen.

Wir fassen dieses Ergebnis so: Dem Wechsel in den Erlebnissen, dem Strom der Erlebnisse liegt die Einheit des Ich, die Kontinuität des Ich in Empfindung, Wahrnehmung und Vorstellung zugrunde.

Aber das ist nicht die einzige Tatsache, die den Erlebnisstrom von einer anderen Seite her charakterisiert. Denn mit dieser inneren Einheit hängen nun offenbar andere Tatsachen des Psychischen zusammen, die nicht klar werden, solange wir nur auf das Bild des Fließens gerichtet sind. Solche Tatsachen sind: Richtung des Erlebnisstroms,

Gestaltung des Erlebnisstroms, Einheit in der Gleichzeitigkeit. Ich beschreibe zunächst, was damit gemeint ist.

1. Die Richtung des Erlebnisstroms. Jenes Kommen und Gehen, das sich besonders deutlich im ungerichteten Assoziieren zeigt, kann eine Richtung erhalten. Ich kann also meine Vorstellungen, meine Wahrnehmungen, ja sogar meine Empfindungen auf ein Ziel richten. Ich kann mich selbst fixieren, z.B. in der Betrachtung eines Bildes, in dem Ausmalen einer gewesenen oder kommenden Situation. Ich kann mich Erinnerungen hingeben, eine ganze Erinnerungsfülle heraufbeschwören. Ich kann Luftschlösser bauen und mir ausmalen, was sein wird, wenn ich das große Los gewinne. Mit einem Wort: ich kann den Erlebnisstrom in eine Richtung lenken. Ganz abgesehen davon, daß ich natürlich vor allem die Gedanken auf ein Ziel richten kann. Ja, das ist sogar die Regel. Große Teile, die größten Teile unseres wachen Erlebens sind in dieser Form gesteuert. Wir haben für Tage, Wochen und vielleicht für länger ein bestimmtes Programm oder wir stehen in einem Zusammenhang, der uns ein solches Programm vorschreibt. Damit ist auch der größte Teil unseres wachen Erlebens ausgerichtet. Zwar wird diese Richtung immer wieder unterbrochen von Perioden des freien Fließens unserer Vorstellungen, aus denen wir uns oft mühsam herausreißen. Ganz deutlich haben wir gerade hier, wenn wir unsere Vorstellungen in eine Richtung zwingen, die Empfindung, daß hinter dem freien Verlauf des Erlebnisstromes das Ich steht, das ihn steuert oder wenigstens teilhaft steuern kann. Das bestätigen Untersuchungen, auf die wir eingehen werden. Diese letzte Gegebenheit des Ich ist es, die den Erlebnisstrom ausrichtet.

2. Damit hängt das zweite zusammen: Gestaltung des Erlebnisstromes. Ich betonte ja vor allem bei der Empfindung die Passivität des Seelenlebens, wies bei der Wahrnehmung auf eine zunehmende Aktivität hin, behauptete endlich, daß die Vorstellung jenes Elementes des Seelischen ist, wo die Aktivität ganz deutlich zum Vorschein kommt, in der Tatsache allein schon der Unabhängigkeit der Vorstellungen vom Gegenstand. Selbstverständlich würde sich das noch weiter fortsetzen, wenn wir dazu übergingen, das Denken, Urteilen und schließlich das Handeln zu charakterisieren. Das aber lassen wir aus, wie schon gesagt, weil wir es vorläufig nur mit den Elementen zu tun haben. Fragen wir nun, was ist eigentlich das Charakteristikum dieser Aktivität? Von jeher hat man es erkannt: Die Gestaltungskraft des Seelischen. Der aristotelischen Psychologie liegt dieser Gedanke ganz stark zugrunde: Aktivität und Produktivität des Seelischen, daher die Scheidung von tätiger und leidender Vernunft, einer Vernunft, die formgebend wirkt und einer Vernunft, die formempfangend ist. Die ganze Theorie des Poetischen bei Aristoteles ist von hier aus bestimmt.

Wie aber ist diese Gestaltungskraft zu beschreiben? Was kennzeichnet sie? Nun, schon in der Empfindung, so passiv sie ist, wird der Reiz gestaltet als spezifische Empfindung. Also: Die Wellenbewegung des Lichtes erscheint als Farbe, die Farbempfindung ist bestimmt durch die Wellenlänge, es ist eine ganz bestimmte Wellenlänge, die nun optisch als gelb auftritt. Nicht anders ist es beim Ton. Auch hier ist der Ton durch

die Schwingungen bestimmt. Wir aber blicken jetzt auf diese Tatsache. Eine bestimmte Wellenlänge ist Farbe, eine bestimmte Schwingung ist Ton. Erscheint also schon hier das prägende Moment des Seelischen, so tritt es ganz deutlich ja bei der Wahrnehmung und Vorstellung zutage. Ich brauche nicht weiter darauf einzugehen, gestaltend greift zunehmend das Psychische ein. Der Strom der Erlebnisse setzt fortwährend neue Gestalten. Er ist nicht nur gerichtet, sondern er ist auf Gestalten gerichtet und erzeugt selbst fortwährend Gestalten. Und hier zeigt sich also ein anderes. Wir betonten bis jetzt den Zusammenhang der persönlichen Erlebnisse in der Zeit, wie er durch die Konstanz des Ich gegeben ist. Wir sehen hier einen zweiten Zusammenhang, den Gestaltzusammenhang. Solcher Gestaltzusammenhang weist sich nun vor allem in den höheren Gebilden des Seelischen aus. Die Weltanschauung, die wir haben, ist ein Gestaltzusammenhang, in dem sich uns eine Summe von Vorstellungen zusammenrundet. Aber dasselbe ist auch schon bei Vorstellungen der Fall. Die Vorstellung, die wir von Deutschland haben, ist ein solcher Gestaltzusammenhang. Das heißt aber, daß dieser scheinbar regellose Erlebnisstrom immer wieder sich nach Prinzipien, die später zu untersuchen sind, zusammenschließt und seelische Einheiten erzeugt, die dann in der Form von Vorstellungskreisen aus dem Strom herauswachsen. Auf dieser Tatsache beruht nun sicher vor allem das höhere seelische Leben. Wir werden deswegen später ausführlich darauf zurückkommen.

3. Das letzte Moment, das wir zu beschreiben haben: Die Einheit in der Gleichzeitigkeit. Das Bild des Erlebnisstroms, so wie es bis jetzt geschildert wurde, weist uns zunächst auf ein ununterbrochenes Ablaufen, wobei eins das andere ablöst. Dabei können wir leicht übersehen, daß ja im Erlebniskreis gleichzeitig Verschiedenes gegenwärtig sein kann: Während Sie also zuhören, können Sie schreiben, während Sie einen Brief schreiben, hören Sie doch auch noch, was um Sie vorgeht, Sie sehen noch. Jeweils - von seltenen Momenten abgesehen - ist in der Seele nicht nur ein Nacheinander, sondern auch ein Nebeneinander verschiedener Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen. Auch hier erscheint nun wieder das Ich. Denn es ist offenbar das Ich, das diese gleichzeitigen, aber verschiedenen seelischen Erlebnisse zusammenhält, sie gegeneinander ausgleicht und verschiebt. Im Seelischen wirkt also neben den bisher beschriebenen Momenten ein drittes. Der Erlebnisstrom ist nicht nur gerichtet, er gestaltet nicht nur, sondern er stellt auch jeweils augenblickliche Einheiten her, die einfach durch die Gleichzeitigkeit verschiedener Erlebnisse gegeben sind. Und zum letzten Mal müssen wir das Bild vom Erlebnisstrom korrigieren. Diese innere Einheit in der Gleichzeitigkeit erweist, daß dieser Strom, auch schon während er fließt, jeweils Verschiedenes sammelt, daß also das Ich, das sich da im Ablauf von Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen zeigt, immer wieder als augenblickliche Einheit setzt.

Überblicken wir das Ergebnis. Von der Schilderung des Bewußtseinsstroms gingen wir aus. Und zwar erkannten wir eben dies als ein allgemeines Charakteristikum des Seelischen. Aber wir sahen, daß in diesem Strom eine gewisse Festigkeit herrscht, daß er

gerichtet ist, gestaltet, vereinheitlicht. Und je mehr wir auf diese Tatsachen blicken, die noch ohne alle theoretische Verarbeitung, introspektiv oder phänomenologisch, wie Sie es nun nennen wollen, gefaßt sind, desto mehr hebt sich in den Blickkreis das Ich.

Lassen Sie mich wieder zum Schema greifen, um das festzuhalten. So zeichnete ich in der letzten Stunde:

| | | | | | |
|-----|---|---|---|---|---|
| | | W | - | | G |
| Ich | V | S | - | J | O |
| | | E | - | | R |

Ich füge nun diesem Schema das Ich hinzu. Wir sagten ja schon das letzte Mal, daß wir zunehmend nach innen gelangen, daß die Vorstellungen schon innerlicher scheinen als die Wahrnehmungen und Empfindungen. Das Ganze aber charakterisierten wir als Erlebnisstrom. Nun zeigt sich, daß in oder hinter diesem Erlebnisstrom das Ich steht, das offenbar genauso letzte Qualität ist wie der Erlebnisstrom selbst. Bis zu einem gewissen Grad wird nun auch manche Schwierigkeit, die uns unterwegs begegnet ist, gelöst. Sie erinnern sich ja, daß ich auf den Unterschied kindlicher und erwachsener Empfindung hinwies. Und ich sagte: Die Empfindung des Kindes wird sich ihrer nicht inne, der Erwachsene wird aber dieser Empfindung inne. Wir können jetzt nun sagen: Träger dieses Innewerdens, aber auch der seelischen Prozesse überhaupt, ist dieses Ich.

Womit nun freilich wiederum über das Ich selbst nichts gesagt ist. Es ist eigentlich nur als letzte, nicht mehr reduzierbare, jedenfalls in der Beschreibung nicht mehr reduzierbare Qualität beschrieben. Es ist festgestellt, weiter nichts.

Selbstverständlich aber hat nun dieses Rätsel des Ich, dieser letzten Qualität, zu allen Zeiten die Forschung beschäftigt. Für die Experimentalpsychologie gilt, das Ich läßt sich anhand des Seelischen beschreiben. Aber mit dieser Beschreibung hat sich die Psychologie nicht immer begnügt. Und ich gehe nun dazu über, Theorien darzustellen. Nur ganz kurz. Ich sagte Ihnen ja, daß ich die Theorien niemals für sich, sondern jeweils nur auf dem Hintergrund eines behandelten tatsächlichen Materials erscheinen lassen will. So auch hier. Es geht mir nur darum, an zwei Theorien die Problematik zu zeigen.

Beide Theorien, um es vorweg zu sagen, beschäftigen sich mit der grundsätzlichen, merkwürdigen Tatsache, die wir eben breit beschrieben haben. Erlebnisstrom und seelische Kontinuität, Ichhaftigkeit und Lebensfluß. Da ist ja doch eine merkwürdige Spannung, ein sonderbares Zusammen- und Auseinandersein, das wir im täglichen Leben oft schmerzlich genug fühlen, wenn etwa unser Ich sich gegen Vorstellungen wehrt, wenn wir uneins mit uns selbst sind, wenn unser eines Ich so sagt und unser anderes Ich anders. Wir haben in solchen Fällen das Gefühl, zwei Iche zu haben. Ganz deutlich leben wir im Widerstreit. Wobei zweifelsohne das eine Ich Vertreter der seelischen Kontinuität des seelischen Gesamtzusammenhanges ist, während das andere Ich vor allem durch neue Erlebnisse, neu sich aufdrängende Zielrichtungen usw. erscheint. Schon die ganz einfachen Fälle dieses Widerstreites zeigen das. Ich will arbeiten, ande-

rerseits lockt es mich, spazieren zu gehen. Hier kommt im Sprachlichen sehr schön das
Gegenüber zum Ausdruck: Ich will - mich lockt es.

Achtzehnte Vorlesung

Wir sind bis zu dem Gegensatz von Ichqualität und Erlebnisstrom gekommen. Das sind letzte Tatsachen des Psychischen. Ebenso wie es unleugbar ist und jeder Beobachtung und jeder Untersuchung sich aufdrängt, daß das Seelische in Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen verfließt, daß hier ein Wechsel, ein dauerndes Kommen und Gehen herrscht, daß es sich hier also, mit einem Wort eben gesagt, um ein Fließen handelt. Ebenso unleugbar ist auf der anderen Seite, daß das Seelische nicht nur Fluß ist, daß sich aus diesem Fluß etwas heraushebt, ihm entgegenstellt, Das aber ist die Kontinuität des Seelischen, die Stetigkeit, wie sie im Gestalten, Richtungsgeben und in der Einheit zum Ausdruck kommt. Eben dies, daß da unter dem Fluß ein Dauerndes ist, weist auf die Ichqualität hin. Denn immer, wenn wir danach fragen, wo zeigt sich denn die Stetigkeit?, dann stoßen wir auf das Ich.

Zwei Theorien sind es, die diese Tatsache - denn es ist eine letzte psychische Tatsache - zu deuten versuchen und sonderbarerweise kommen beide Theorien zu ganz entgegengesetzten Ergebnissen. Die eine habe ich in ihrer metaphysischen Konsequenz schon gekennzeichnet, die andere bloß angedeutet. An die Namen Palagyi und Klages knüpft sich die erste Theorie. Um sie von dort aus, von dem Namen aus, mit dem ihre größte Wirkung verbunden ist, nämlich Klages nochmals zu kennzeichnen, rufe ich Ihnen die wichtigsten Stücke ins Gedächtnis zurück. Scharf stellt Klages also Seele und Geist gegenüber. Nicht wie wir, die wir erkannten, daß im Psychischen überhaupt sich diese Gegensätzlichkeit von Strom und Stillstand findet, sieht er die Sache. Sondern für ihn ist eben nur der Fluß das Seelische, das Stetige hingegen der Geist. Also lehrt er: Seelisches strömt, die Seele verfließt im Schauen, seelisches Erleben ist Hingegebenheit. Leben ist Verfluten im Schauen. Und dagegen stellt er den Geist, jenes Moment, das wir nur beim Menschen finden. Aber er hebt es von der Seele ab. Ganz gegensätzlich sieht er hier eine zweite Funktion. Auch wir sagten, diesem seelischen Strom verleiht das Ich die Kontinuität, vom Ich her erhält das Seelische jene eigentümliche Stetigkeit, Einheitlichkeit, jenes Beharren im Fluß. Aber, so sagt Klages: Der Geist ist es, der auf Erhaltung und Verfestigung des Ich abzielt. Er ist es, der aus dem Fluß der Erscheinungen das Feste heraushebt. Er macht diesen Fluß zur gegenständlichen Welt. Durch den Geist erstarrt der Fluß der Bilder zur Welt der festen Dinge. Hier also hört Seelisches auf, wo der Geist beginnt. Das wird für Klages zur metaphysischen Theorie. Hier wird der Psychologe zum Metaphysiker und in der berühmten, Ihnen wohl bekannten Formel vom Geist als Widersacher der Seele hat das seinen populären Niederschlag gefunden.

Ich sagte nun schon, daß Palagyis Forschungen diese Theorie weitgehend tragen. Aus diesen Forschungen möchte ich einen Kern herausheben, der durchaus psychologische Beobachtung ist, der zwar schon hypothetische Elemente trägt, aber doch seinen Beobachtungen nach außerordentlich aufschlußreich ist. Palagyi erkannte in der Kritik der Psychologie ganz richtig, daß die moderne Psychologie von Empfindungen ausgeht und sah, daß sie nicht zufällig davon ausgegangen ist. Aber er behauptet weiter, und das ist das, was uns im Zusammenhang unserer bisherigen Untersuchungen interessiert, daß die Empfindung nichts anderes ist als Fließen, es gibt keine stillstehende Empfindung. Und jede Empfindung, die wir haben, ist also ein Geschehen. Doch leugnet Palagyi nicht, daß wir gewissermaßen das Gefühl haben, daß der Schmerz, den ich empfinde, oder daß die Farbempfindung, die ich habe, uns als etwas Festes, Stillstehendes erscheint. Jede Empfindung, so sagt er, ist aus vielen zeitlichen Abschnitten zusammengesetzt, ist als solche ein Verlauf. Aber gerade wegen dieser Zusammensetzung birgt jede Empfindung, wie er wörtlich sagt, ein grenzenloses Geheimnis in sich. Was ist das Geheimnis? Nun, einfach dies: Wie kommt es, daß etwas, was Fluß ist, uns nun als eine Qualität erscheint?

Wir haben uns mit dieser Frage ja noch nicht beschäftigt. Denken Sie etwas zurück. Ich wies wohl darauf hin, bei Beginn unserer Darstellungen zur Psychologie, daß die Psychologie dieser Art nicht von Empfinden, sondern von Empfindung, nicht von Wahrnehmen, sondern von Wahrnehmung, nicht von Vorstellen, sondern von Vorstellung spricht, daß also das funktionelle Geschehen verdinglicht wird. Es geht also diese Richtung der Psychologie ganz selbstverständlich von Elementen eben des Seelischen aus. Hier ist der Punkt, wo Palagyi Widerspruch erhoben hat. Er leugnet nicht, daß die Empfindung uns statisch erscheint: das Rot, das Weiß, der Schmerz - aber er sagt: Primär ist die Empfindung eben ein Geschehen.

Und für die Richtigkeit dieser Behauptung spricht mancherlei. Ja, genauer besehen sind es sogar sehr schwerwiegende Gründe.

Eine 1860 schon gehaltene Rede des Biologen Karl Ernst von Baer: "Welche Auffassung der Natur ist die richtige"? Und später dann die Abhandlung des Philosophen und Logikers Sigwart: "Über die Natur unseres Bewußtseins von räumlichen und zeitlichen Größen". Beide haben dasselbe Thema. Sie behandeln nämlich die eigentümliche Tatsache, daß unsere Empfindungen und Wahrnehmungen ganz offensichtlich mit der zeitlichen Organisation des Menschen zusammenhängen. Ich sage zeitliche Organisation und meine damit dies, daß das Zeitgefühl und dann auch das Zeitbewußtsein des Menschen offensichtlich zum Teil der Träger unseres Unterscheidungsvermögens ist.

Um das zu erklären. Bei allem Auffassen ist entscheidend, wie oft wir auffassen. Nehmen Sie auffassen jetzt in weitestem Sinn als percipere, so ist also die Perzeption entscheidend. Unterscheiden von Empfindungen. Das heißt, wir empfinden einen Schmerz, wir haben optische Empfindungen, wir sehen etwas, aber dieses Empfinden ist

ein Strom. Dieser Strom wird nun unterbrochen durch Auffassungsakte. Und diese Auffassungsakte sind die Träger der Unterscheidung.

Dieser Gedanke wird erst klar durch die praktischen Konsequenzen, aus denen man ihn erschlossen hat. Es sind Ihnen sicher sogenannte Zeitlupenaufnahmen bekannt. Dabei geschieht doch dies. Der Sprung etwa des Reiters über eine Hürde wird im Film so dargestellt, daß der Reiter mit seinem Pferd langsam über die Hürde schwebt und sich gemächlich auf der anderen Seite niederläßt. Wie ist das möglich? Nun, sehr einfach im Grunde. Der Aufnahmeapparat arbeitet schneller als das menschliche Auge. Während das menschliche Auge in der Sekunde etwa 30 Bilder aufnimmt, kann der Filmapparat viel mehr aufnehmen. Die Folge davon ist, daß wir auch viel mehr sehen, aber zugleich auch die Bewegung nicht mehr erkennen. Das hat nun Sigwart sehr breit ausgemalt. Hätten wir z.B. nur alle Minute einen Auffassungsakt, dann würden wir viel weniger, aber ein Mehr an Bewegung sehen. Dann würden also beispielsweise Sonne und Mond wie Feuerkugeln zum Himmel hinauffahren, die Erde würde sich mit zauberhafter Geschwindigkeit mit Grün bedecken und das würde wieder verschwinden. Dafür aber könnten wir eine Menge von Bewegungen, die wir jetzt noch sehen, nicht mehr sehen. Also z.B. könnten wir die Bewegung der Beine eines Tieres nicht mehr erkennen, wir könnten in einer Symphonie die Töne nicht mehr unterscheiden usw.

Zum Teil wird Ihnen das verständlich, wenn sie an den Zeitraffer denken. Da geschieht folgendes: Das Wachstum einer Pflanze etwa wird aufgenommen, aber so, daß nur alle Tage eine Aufnahme gemacht wird. Dann werden diese Bilder vorgeführt. Indem sie aber nun in der Schnelligkeit ablaufen, in der unser Auge eben noch Veränderungen unterscheiden kann, so erscheint nun also die Bewegung des Wachstums der Pflanze, wir sehen die Pflanze wachsen.

Nun das Entgegengesetzte: Wenn wir in der Sekunde zwanzigmal mehr auffassen würden als bis jetzt, dann würde der Eindruck der Geschwindigkeit unendlich verringert. Die lebendigen Wesen würden sich ganz langsam bewegen, Regentropfen würden in langsamer Prozession sich zur Erde senken. Wir würden das Schwirren der Flügel eines Insektes genauso erkennen können, wie wir heute die Schläge der Adlerschwinge erkennen können, die er macht. Zugleich aber mit dieser Verlangsamung der Welt würde uns sich eine neue Welt auftun. Es würde nicht mehr vorkommen, daß bei einem sich drehenden Farbkreis die Farben ineinander übergehen würden, wir könnten bequem sehen, wie eine Flintenkugel ihren Weg nimmt usw. Dann würden wir Bewegungen sehen, die wir jetzt nicht mehr sehen.

Und was bedeutet das Ganze? Was können wir daraus schließen? Nun, wir sehen hier gleich tiefer in das Verhältnis von Erleben und Erlebnis, Empfinden und Empfindung, Wahrnehmen und Wahrnehmung, Vorstellen und Vorstellung.

Es ist z.B. möglich, daß, wenn wir solche verschnellerte Auffassungsfähigkeit hätten, etwas, was uns bisher als einheitlich grün erschien, nun in verschiedene Farben zerfiel. Denn es ist ja gewiß, daß auf diese Weise bei einer rascheren Abfolge der

einzelnen Auffassungsakte manches, was jetzt als einheitliche Empfindung erscheint, sich in eine Folge von Empfindungen auflösen würde.

Andererseits, bei einer Verlangsamung würde manches, was jetzt als eine Folge von vielen einzelnen Empfindungen erscheint, zu einer Einheit zusammenschmelzen. Wenn jede Mimik ein Auffassungsakt wäre, dann würden wir kleinere Veränderungen überhaupt nicht mehr bemerken. Wenn Sie jetzt mit der Hand über einen Teil Ihres Körpers streichen, so erscheint Ihnen das als ein Wechsel von Tastempfindungen. Bei verlangsamter Auffassung wäre das eine einzige Empfindung, ungeteilt, einheitlich. Im Ganzen: Der Aufbau unserer Empfindungswelt würde ein vollkommen anderer sein. Blitze würden wir nicht mehr sehen, spurlos gingen viele andere Eindrücke an uns vorbei.

Sehen wir den ersten Fall, Verschnellerung. Dann würde vieles, was wir als einheitlichen Film sehen, in eine Fülle von Einzelveränderungen zerfallen. Die Kreide, die hinunterfällt, würde vielleicht ruckweise fallen. Wir könnten die Etappen ihres Falls verfolgen. Schneiden wir uns mit einem Messer, so würde der Schnitt, den wir als einheitlichen Schmerz empfinden, in eine Reihe von Schmerzen zerfallen. D.h. also: Der Erlebnisstrom differenziert sich mit der Vervielfachung der Auffassungsakte.

Sehen wir den zweiten Fall: Verlangsamung. Wir würden das Fliegen eines Vogels so sehen, wie wir jetzt einen Blitz sehen. Dafür aber würde manches, was jetzt als Einheit erscheint, wiederum zerfallen. Wir würden das Gras wachsen sehen. Einen Blitz aber würden wir überhaupt nicht mehr oder nur ganz selten sehen. D.h. also: Mit der Verminderung der Auffassungsakte würde sich der Erlebnisstrom vereinheitlichen.

Und nun daraus die Konsequenz. Letzte Qualitäten: Erlebnisstrom und Ichqualität. Fluß und Stetigkeit. Verschnellerung des Erlebnisflusses tritt ein, wenn wir unsere Auffassungsakte vervielfachen. Im Warten zerdehnen sich die Sekunden; Verlangsamung des Flusses, wenn wir Auffassungsakte vermindern. Die Stunden fließen dahin, wenn wir müde sind, aber auch wenn wir angestrengt sind. In beiden Fällen dasselbe, einzelnes wird nicht mehr aufgefaßt.

Jetzt fragen wir, wo liegt die Ichqualität, wo liegt der Erlebnisstrom? Was fließt, was beharrt? Gewinnen wir aus dem Bisherigen einen Aufschluß über den Charakter des Erlebnisstroms und der Ichqualität? Doch wohl. Schnelligkeit oder Langsamkeit des Flusses hängt von der Zahl der Auffassungsakte ab. Weiter aber. Der Auffassungsakt ist es also, der als statisches Element dem Fluß gegenübersteht.

Wir sehen einen Moment auf die Theorie: Von Klages und Palagyi. Der Auffassungsakt ist Bewußtsein. Wir treten heraus aus dem Strom. Würden wir das öfter tun, dann würde der Strom schneller, aber auch differenzierter, weniger oft, dann würde der Strom langsamer, aber einheitlicher.

Nun kommt bei Klages und Palagyi ein Sprung: Auffassungsakt = Bewußtsein; Empfindung = Strom; Ichqualität = Bewußtsein; Erlebnisstrom = Empfindung.

So bestechend diese Auffassung ist, sie hält nicht stand. Denn dann dürften die Tiere keine Empfindungen haben. Der Erlebnisstrom zerfällt nicht deswegen in Einzelheiten, weil wir Bewußtsein haben, sondern jedes lebendige Geschehen, das empfindet, zerfällt. Mit anderen Worten: Dieser Versuch, die Ichqualität aus dem Psychischen herauszuheben, scheitert.

Neunzehnte Vorlesung

Nachdem wir die These, daß das Ich Bewußtsein ist, abgelehnt haben, müssen wir kurz noch die andere Theorie und die darauf folgende These erörtern, daß das Ich im Unbewußten liegt. Das möchte ich diesmal nicht so breit tun wie bei der Theorie von Klages, einfach deswegen, weil hier an wirklichen Tatbeständen, vorläufig wenigstens, nicht so viel zu besprechen ist. Was wir hier an Tatbeständen zu besprechen haben, gehört in ein späteres Kapitel, nämlich in das vom Schichtenaufbau der Person.

Uns interessiert an dieser Theorie eigentlich nur die Gegenüberstellung zu dem bisher Erörterten, zur These nämlich, daß das Ich Bewußtsein ist.

Und wieder gehen wir von dem Gegensatz von Ichqualität und Erlebnisstrom aus. Wie ich das letzte Mal aber schon erklärte, verändert sich nun der Aspekt. Es blickt diese zweite Theorie nämlich darauf, daß das Empfinden, Wahrnehmen und Vorstellen Bewußtsein ist. Nach dieser Theorie läuft also der Erlebnisstrom im wesentlichen im Bewußtsein ab. Genau entgegengesetzt also zur Auffassung von Palagy und Klages, die ja gerade meinen, daß das Bewußtsein, der Geist das Ich ausmachen, wird hier gesagt, daß im bewußten Leben dieses Fließen und Kommen und Gehen ist. Und wiederum spricht auch dafür manches. Zunächst einmal vor allem dies, daß der Erwachsene ja Psychisches im wesentlichen als Bewußtes hat. Beim Erwachsenen sind Empfindungen, Vorstellungen und Wahrnehmungen im wesentlichen bewußt, hier vollzieht sich also dieser ganze Strom des seelischen Lebens im Bewußtsein. Und nun waren es eine Reihe von Entdeckungen, die allmählich zeigten, daß doch hinter dem Bewußtsein ein anderes noch arbeitet, das Unbewußte nämlich. Auf die Tatsachen, die diese Entdeckung rechtfertigen und auf den ganzen Komplex des Unbewußten gehe ich hier nicht ein. Uns interessiert wiederum nur die Auswertung dieser Dinge für unser spezielles Problem: Ichqualität und Erlebnisstrom.

Wenn also der Erlebnisstrom ein bewußter ist, und wie sehr die Psychologie dieser Auffassung zuneigte, das sehen Sie einfach daran, daß man kurzerhand vom Bewußtseinsstrom sprach, dann liegt es nahe, zu fragen: Ist das, was die Stetigkeit und die Richtung und die Einheit dieses Erlebnisstroms ausmacht, nicht vielleicht das Unbewußte? Und wenn dem so ist, wenn also das tiefer liegende Einheitliche der Psyche das Unbewußte ist, muß dann nicht auch der Ichcharakter ein unbewußter sein?

Es ist im Grunde, nur mit anderen Vorzeichen, derselbe Gedankengang, den wir auch bei Klages fanden. Der Versuch nämlich, auf die eine Seite des Seelischen das Strömen und auf die andere Seite die Stetigkeit zu bringen. Wie Klages sagt, daß die Stetigkeit des menschlichen Seelenlebens durch den Geist erzeugt wird, so kommt nun

bei dieser Theorie merkwürdig die Auffassung heraus, daß die Stetigkeit des menschlichen Seelenlebens durch das Unbewußte erzeugt wird.

Nun, und dazu möchte ich gleich die Kritik bringen, um dieses Ergänzungskapitel abzuschließen. Prinzipiell sagte ich, derselbe Ansatz und prinzipiell derselbe Fehler. Auch hier wird, genau wie es Klages tut, die Ichqualität aus dem Psychischen herausgenommen, und diesmal freilich nicht im Geist, wohl aber in den Trieben gesucht. Aber auch dagegen spricht einfach das tatsächliche seelische Leben. Es mag ein unbewußtes Ich geben, es gibt zweifelsohne auch ein bewußtes Ich. Ja, mehr als das, von einem unbewußten Ich können wir doch nur in einem übertragenen Sinn sprechen. Wenn wir vom Ich sprechen, meinen wir zunächst ein bewußtes Ich. Denn das, was wir als Ich empfinden und besitzen, ist bewußt. Wir sind der Überzeugung, daß der letzte Träger der Stetigkeit eben dieses Ich ist, um das wir wissen. Wir würden auch vom Tier nicht sagen, daß es ein Ich oder gar eine Persönlichkeit hat, sondern eben nur vom Menschen. Und damit ist im Grunde alles gesagt. Nämlich dies, daß auch dieser Lösungsversuch des Rätsels von Ichqualität und Erlebnisstrom nicht glückt, wie keiner glücken kann, der davon absieht, daß nun einmal im Psychischen diese beiden Dinge, Ichqualität und Erlebnisstrom, nebeneinander sind.

Damit aber möchte ich nun das abschließen und in der Darstellung der Psychologie fortfahren. Nachdem nun die elementaren Tatbestände des Psychischen: Empfindung, Wahrnehmung, Vorstellung, Ichqualität und Erlebnisstrom gekennzeichnet sind, wollen wir nun genauer den Kreis des Seelischen darstellen. Die alte Darstellung begann dabei mit der Empfindungslehre. Nun aber ist stets die Frage: Theoretisch läßt sich die reine Empfindung scharf von der Wahrnehmung trennen, praktisch ist es einfach so, daß wir z.B. bei jeder Wahrnehmung, wenn wir ein Bild sehen etwa, auch Empfindungen haben, nämlich optische. Und umgekehrt schließen sich an alle Empfindungen Wahrnehmungen und Vorstellungen an.

Ich selbst beginne darum direkt mit der Darstellung der Wahrnehmung. Von der Entwicklung der Wahrnehmungslehre aus werde ich jeweils auf die Empfindungslehre zurück- und auf die Vorstellungslehre vorgreifen. Wir werden also jetzt nicht mehr mit derselben theoretischen Schärfe zwischen Wahrnehmung, Empfindung und Vorstellung unterscheiden.

Wir beginnen mit der optischen Wahrnehmung. Zunächst einmal die Gesichtsempfindungen. Man kann sie in Helligkeits- und Farbempfindungen trennen, also den Farbton - rot, blau, grün - und die Intensität, die Sättigung, je nach dem Zusatz von farblosem Licht zu den Farben. Sie wissen, daß die qualitativ abgestuften Farben sich in einer Farbkugel ordnen lassen. Die Zahl der unterscheidbaren Farben wird recht verschieden angegeben, nach neueren Forschungen von Jones und Reves 128, nach der älteren Angabe von Ostwald aber 500. Wir unterscheiden dann weiter bei den Farben drei Dinge: Helligkeit, Intensität und Farbe.

Nun gilt als Gesetz, daß den Farben äußere Reize entsprechen, und zwar hängt der Farbton von der Wellenlänge ab, die Helligkeit von der Intensität, die Sättigung von der Reinheit der Farben. Nicht alle bunten Farben haben übrigens ihre Ursache in einer bestimmten Wellenlänge. Purpur ist nur durch eine Mischung verschiedener Wellen zu erzielen. Dann kompliziert sich die Sache weiter bei Weiß, dem entspricht überhaupt keine bestimmte Wellenlänge, Schwarz kommt entweder allein durch einen äußeren Reiz zustande oder es kommt ganz auf Rechnung innerer Reize. Ein Beispiel: Eine beleuchtete Fläche durch eine schwarze Röhre betrachtet, erscheint nicht schwarz, sondern grau. Ein tiefes Schwarz entsteht nur, wenn gleichzeitig andere benachbarte Teile des Gesichtsfeldes stärker beleuchtet sind.

Weiter, um die Grundzahlen zu geben: Im normalen Farbenspektrum befindet sich zunächst eine längere Strecke in Rot, wo nur Unterschiede der Intensität beobachtet werden können, die 762 - 655 reicht. Von 655 an nimmt die Gelblichkeit zu bis zum Urgelb, das man auf 582 ansetzen kann, Ugrün liegt bei 500, Urblau bei 480. Dabei ist endlich bemerkenswert, daß auch die Helligkeit von der Wellenlänge abhängt. So nimmt man unmittelbar wahr, daß Gelb heller ist als Blau.

Nun, wir stehen noch im Bereich der optischen Empfindungen, d.h. also, wir untersuchen vorläufig nur Reize und die reaktionsmäßig auftauchende Empfindung. Dabei haben wir also jetzt schon eine Reihe von Zusammenhängen entdeckt, die alle zeigen, daß ein bestimmter äußerer Reiz die Sehempfindung hervorruft. Selbstverständlich hat man diese Forschungen bis in die physiologischen Details fortgesetzt, diese aber zu referieren fehlt uns die Zeit. Ich weise auf Fröbes "Lehrbuch der Experimentellen Psychologie" hin, wo sie das alles finden. Wir heben nun vorläufig nur die knappen Ergebnisse heraus: Die Sehempfindung als Farbempfindung ist abhängig vom Reiz, aber auch von der Organisation des Auges. Das wiederum beweist die Farbenblindheit. Das normale Farbsystem kann man durch Gleichungen und Ungleichungen sowie durch die Ähnlichkeiten definieren. Nun gibt es die Farbenblindheit. Am häufigsten ist die Rotgrünblindheit, die etwa bei 4 Prozent der Männer, bei Frauen merkwürdigerweise fast gar nicht vorkommt. Diese Anormalen sehen nur Gelb und Blau. Dann gibt es die Gelbblaublindheit, wo nur Rot und Grün gesehen wird. Dann gibt es vollkommene Farbenblindheit. Diese wurde übrigens entdeckt durch ein Eisenbahnunglück in Lagerlunda, wo der Lokomotivführer beschwor, das Einfahrtssignal gesehen zu haben, während in Wirklichkeit die Strecke gesperrt war. Da stellte sich bei der Prüfung heraus, daß der Mann keine Farben sehen konnte. Daraufhin wurden übrigens erst Farbenprüfungen eingeführt. Das war 1875.

Auf die einzelnen Theorien des Farbensehens und der Farbenblindheit gehen wir nicht ein. Nur so viel ist gewiß, daß es verschiedene Prozesse sind, die zusammenwirken, um das Sehen zu erzeugen.

Bis hierher also sprechen wir eigentlich von isolierten Empfindungen. Genauer, im Gesichtssinn werden die Empfindungen nur nach ihrer Zugehörigkeit zu bestimmten

Reizen zunächst geordnet. Wir nehmen noch keine Rücksicht darauf, daß Empfindung ja nicht nur Reizantwort, sondern auch Erlebnis ist. Und machen Sie sich an dem bisher Gesagten klar, was eigentlich in diesem Sinn reine Empfindungen sind. Es sind Untersuchungen bestimmter Erlebnisqualitäten anhand der ihnen zugrundeliegenden Reize und unter Rücksicht auf die aufnehmenden Organe, in diesem Fall also das Sehorgan.

Gehen wir nun auf die optischen Wahrnehmungen über, so verändert sich unser Blickpunkt. Wir sehen jetzt auf das Wahrnehmen, d.h. auf die aktive Seite des Vorgangs. Wir fragen nun nicht mehr, welche Empfindungen kommen auf welche Reize zustande, sondern wie nehme ich wahr.

Hier ist nun vor allem die Frage der Raumwahrnehmung aufschlußreich. Und nehmen wir hier die räumliche Gesichtswahrnehmung, so lassen sich hier verschiedene Bestandteile sondern. 1. Die Farbempfindungen, das Material, in dem wir die Gegenstände sehen samt ihrer räumlichen Anordnung, d.h. die räumliche Gesichtswahrnehmung im engeren Sinn. 2. Die reproduktiven Zutaten. In einem uns bekannten Zimmer sehen wir sehr viele Dinge ganz richtig, obgleich wir sie nur ahnen, wir ergänzen. Die schwachen Empfindungen allein vermitteln hier nicht das Sehen. 3. Das Gestaltmoment. Die Elemente sammeln sich zu einer bestimmten Ordnung. Beispiel: Ich zeige Ihnen eine Zündholzschachtel. Nun werden manche von Ihnen nur die Vorderfläche sehen, dennoch ergänzen sie dieses Sehen automatisch nach der Rückseite, nach der Tiefe dieser Schachtel. Sie werden also ohne Zögern behaupten, daß sie eine Zündholzschachtel sehen, auch wenn sie in Wirklichkeit, d.h. wirklich, nur die Vorderseite sehen.

Indem Sie nun diese Punkte bedenken, sind wir schon mitten in einer uns bekannten Problematik. Empfindung haben wir von Wahrnehmung getrennt, Wahrnehmung wieder von Vorstellung. Wir haben andererseits zugegeben, daß die Vorstellung sich auf Wahrnehmung, die Wahrnehmung sich auf Empfindung aufbaut. Hier sehen Sie nun, daß die Grenze nach keiner Seite scharf zu ziehen ist. Sie sehen eine Zündholzschachtel. Ja, was von ihr sehen Sie eigentlich? Und ich möchte jetzt einmal ganz paradox fragen: Können Sie überhaupt eine Zündholzschachtel sehen? Sie werden darauf antworten, natürlich. Aber die Frage meint, Sie sehen die Vorderseite einer Zündholzschachtel. Sie nehmen aber die ganze Zündholzschachtel wahr, d.h. Sie ergänzen diese Vorderseite. Sie sehen im strengsten Sinn eine Fläche und, wenn ich die Zündholzschachtel anders drehe, eine räumliche Gestalt. Aber Sie sehen nicht die Schachtel, die aufzuzeichnen ist usw. Das alles ergänzen sie.

Sehen wir aber von dem Ergänzen ab und halten wir uns einfach an die Wahrnehmung, dann ist das entscheidend Neue der Auffassungsakt. D.h., zum reinen Sehen kommt schon bald das auffassende Sehen hinzu, also die bloße Gesichtsempfindung ergänzt sich durch auffassende Tätigkeit. Um es noch einmal anders auszudrücken: Ein aktives Element springt hier ein und ergänzt die antwortende Reiztätigkeit.

Dabei ist das Interessante: Wenn wir ganz naiv fragen: Was ist denn eigentlich das Sehen als seelischer Vorgang, dann kommen wir auf verschiedene Elemente.

Erstens, die Empfindung als Reizantwort, zweitens, die aktive Tätigkeit, der Akt, die Wahrnehmung. Nun machen Sie sich das prinzipiell einmal klar. Im Sehen geht praktisch immer Wahrnehmung und Empfindung ineinander und durcheinander.

Ich sagte aber vorhin, das Problem des Raumes gibt bei der optischen Wahrnehmung Aufschlüsse. Warum gerade das Problem des Raumes? Sehr einfach. Solange es sich um Farben handelt, ist wirklich weitgehend Empfindung das Tragende. Der aktive Akt, das Auffassen, tritt nicht so hervor. Das ändert sich in dem Moment, wo wir nun nicht von isoliertem Sehen im Sinn von Qualitäten sprechen, sondern vom ganzheitlichen Sehen von Dingen. Jetzt erscheint das andere, das Formen im Gegensatz zum bloßen Empfangen.

Um das nochmals beispielhaft klarzumachen. Wir müssen also eigentlich unterscheiden zwischen unmittelbarem Sehen, der anschaulich visuellen Wahrnehmung, die sich auf dem unmittelbaren Sehen aufbaut. Wir sehen die Sonne heißt im täglichen Sprachgebrauch, wir sehen einen Körper, der sehr groß ist, Wärme ausstrahlt, brennt, sich bewegt usw. Streng genommen aber sehen wir nur eine gelbrote Scheibe von der Größe eines Tellers. Das und nichts anderes ist das Sehding. Übertragen wir das nun auf die Raumfrage. Was sehen wir als Raum? Ja, der Raum, den Sie hier sehen, ist das Zimmer, würden Sie sagen. Aber wiederum sehen Sie im strengen Sinn nur Gegenstände in diesem Raum, die Farbe der Wand usw. Das übrige ergänzen Sie, genauso wie Sie zur Sonne ergänzen, daß sie groß ist usw. Mit anderen Worten, wenn wir gewöhnlich vom Sehen sprechen, so arbeitet überall schon ein psychischer Prozeß mit, den wir eben jetzt untersuchen wollen, der Prozeß der Wahrnehmung. Und da ist die vordringlichste Aufgabe: Wie kommt es denn zum Flächen- und Raumsehen?

Nehmen wir den einfachsten Fall: Das Sehen einer Fläche bei ruhendem Blick und bei einäugigem Sehen und versuchen wir einfach, die Leistungsfähigkeit des Auges festzustellen, dann sind es zwei Dinge, die auffallen: Sehschärfe und Augenmaß. Sehschärfe geht auf die Unterscheidung. Wir sagen von jemandem, er sieht scharf, wenn er Punkte noch erkennt, die wir nicht mehr erkennen. Die praktische Messung der Sehschärfe kennen Sie alle. Die Methode, Buchstaben von verschiedener Größe an einer Tafel dem Betrachter in einer bestimmten Entfernung vorzustellen und dann zu prüfen, welche er noch erkennt und welche nicht mehr (Snellen). Das Augenmaß ist die Fähigkeit, Größenverhältnisse im Gesichtsfeld beurteilen zu können, ob eine Linie gerade ist oder nicht, ob sie genau vertikal ist usw. Beispiel: Ein Bild hängt an der Wand, es hängt eine Kleinigkeit schief. Jemand mit gutem Augenmaß wird das sofort sehen. Nun, Augenmaß und Sehschärfe sind weitgehend untersucht, ich weise auf Fröbes "Lehrbuch der Experimentellen Psychologie" hin.

Nun, Sehschärfe und Augenmaß sind ja offensichtlich noch Momente, die wir schon nicht mehr allein bei der Reaktionsfähigkeit suchen dürfen. Wenngleich natürlich hier die Frage strittig ist. Ich will gar nicht entscheiden, inwieweit handelt es sich hier nun schon um Wahrnehmungsakte und inwieweit ist das einfach noch

Empfindungsarbeit. Lassen wir die Frage offen, deren Beantwortung zur Zeit jedenfalls nicht möglich ist.

Aber: Jedenfalls beginnt hier nun doch schon das Wahrnehmungsproblem. Warum? Nun, deswegen, weil es sich hier, etwa bei der Unterscheidung eines Punktes, der ganz draußen in der Ferne liegt oder bei dem Sehen eines schiefhängenden Bildes, insofern nicht mehr um reine Empfindungsvorgänge handelt, als ja schon vergleichende Akte nötig sind. Ich glaube zwar vielleicht zu empfinden, daß das Bild schief hängt, in Wirklichkeit aber ist es ein Vergleich etwa zwischen der geraden Linie der Wand und der Linie, die die obere Kante des Bildes zieht. Da sehe ich eine Differenz. Und hier taucht das ganz prinzipielle Problem auf. Was ich hier sehe, ist ein Mangel, eine negative Qualität. Kann ich die noch empfinden? Empfinden ist ja Antwort auf einen positiven Reiz. Kann ich noch, immer im engen Sinn der Psychologie, Negatives empfinden? Das ist das Problem. Ich sehe weiß, ich sehe rot, ich sehe grün im Sinne der Sehempfindung, aber es hat keinen rechten Sinn zu sagen, ich empfinde das Nichtübereinstimmen von zwei Linien.

Wahrnehmung, so sagten wir, ist Auffassung, aktiver als die Empfindung. Nun, überraschend wird dieses Moment bei der optischen Täuschung sichtbar, die ich jetzt heranziehen will.

Sie sehen hier an der Tafel verschiedene Linien. Dabei möchte ich Sie etwas fragen. Wie stehen die Diagonalen zueinander? Sie werden wahrscheinlich sagen, sie stünden schief. Das ist nicht der Fall. Die Diagonalen sind genau parallel. Wodurch kommt aber nun der Eindruck zustande, daß sie schief sind? Diese gezeichnete Figur, die sogenannte Zöllnersche, ist die bekannteste der optischen Täuschungen und eigentlich die eindrucksvollste.

Ganz offenbar liegt die Täuschung im Auffassungsakt. Und hier ist der Ort, wo wir nun der Wahrnehmung, und zwar ihrer eigentümlichen Qualität, etwas näher kommen. So: Die optische Täuschung ergibt ein objektiv falsches Bild. Das Zustandekommen dieses falschen Bildes beruht aber offensichtlich nicht auf der reinen Empfindung. Man hat zwar für diese und andere Täuschungen rein physiologische Erklärungen gesucht, die aber nicht ausreichen. Sondern diese Störungen der richtigen Auffassung liegen ganz offensichtlich im zusammenfassenden und gestaltenden Akt.

Ohne diese Querlinien würden Sie sofort sehen, daß die Diagonalen parallel sind. Durch die Querlinien aber wird das Bild falsch. Jetzt bekommen Sie den Eindruck, als ob diese Linien in der Fläche nicht parallel sind. Mit anderen Worten:

1. Die Vielheit der Erscheinungen und, wie wir dazusetzen dürfen, der Empfindungen verändert das Bild.
2. Die Linien stören sich gegenseitig in der Sehfläche so, daß sie ein falsches Bild ergeben.

Daraus müssen wir schließen, daß der Auffassungsakt von Gesetzen abhängt, die nun nicht mehr rein empfindungsbedingt sind.

Zwanzigste Vorlesung

Wir waren bis zur optischen Täuschung gekommen, und ich hatte sie am Beispiel der Zöllnerschen Figur klargemacht. Ich zeichne sie nochmals an. Der Tatbestand ist dieser: Die gezeichnete Figur wird objektiv unrichtig wahrgenommen, wir sehen anstelle der parallelen Linien nun schiefe Linien.

Und ich sagte nun das letzte Mal schon, daß diese und andere optische Täuschungen aufschlußreich für den Wahrnehmungsvorgang als solchen sind. Gerade am Fehler, dem hier die Wahrnehmungstätigkeit unweigerlich verfällt, wird nämlich die Eigenart dieser Tätigkeit klar. Wenn wir nun auch keineswegs befriedigend die optischen Täuschungen aufklären können, so geben sie uns doch Aufschluß über den Wahrnehmungsvorgang.

Also, ich kann in diesem Fall nicht sagen, warum es zu dieser Täuschung kommen muß. Wir können überhaupt nur einen Teil der Täuschungen aufklären, so z.B. die Metamorphosien. Wird die Netzhaut nämlich durch eine Krankheit verzerrt, so wird auch ein regelmäßiges Gitter verzerrt gesehen. Offenbar nimmt die verzerrte Netzhaut die Punkte genauso auf wie früher, offenbar also ist in der Wahrnehmung eines Gitters jeweils ein Netzhautpunkt einem Gitterpunkt zugeordnet. Verzerrt sich nun die Netzhaut, dann wird entsprechend auch das Gitter verzerrt. Dabei ist gleich noch etwas zu erwähnen. Diese Krankheit geht bisweilen zurück, d.h. die Wahrnehmungsverzerrung verschwindet. Schon Wundt hat aber entdeckt, daß diese Heilung eine psychische Gesamtleistung ist. Die Erfahrung lehrt uns, allmählich das Gitter wieder richtig zu sehen und macht die Verzerrung rückgängig. Daß dies der Fall ist, bestätigen auch andere Beobachtungen. Wenn Sie eine Brille aufsetzen, so werden die allmählichen Verzerrungen (in diesem Fall also dioptrische Metamorphosien) durch Gewöhnung überwunden. Ein noch nicht bestätigtes Experiment lehrt sogar folgendes: Sie können eine Brille aufsetzen, die wie eine photographische Linse alles auf den Kopf stellt. Nun soll auch dieses nach Monaten verschwinden, die Welt stellt sich von selbst wieder richtig. Auch hier ist der Grund derselbe: Die Gewöhnung kehrt die Welt wieder um. Nun, das zeigt schon, daß die optische Wahrnehmung als solche von einem komplizierten psychischen Vorgang abhängig ist.

Desto eindrucksvoller bleibt aber die optische Täuschung wie die Zöllnersche und andere. Hier unterliegen wir immer wieder zwangsläufig dem Eindruck, daß die Linien nicht parallel sind. Soviel jedenfalls ist klar: Die Täuschung kommt erst durch die horizontalen und vertikalen Linien zustande. Und nun ist doch dies anzunehmen: Schon die Wahrnehmung einer Linie ist ja wohl ein komplizierter Vorgang. Schon eine

einfache Linie wird offenbar nicht mehr ganz gesehen, sondern geschätzt. Mit dem Ausdruck Schätzung wollen wir diesen Tatbestand bezeichnen, daß hier eine seelische Arbeit einsetzt, die uns den Eindruck des Geraden vermittelt. Werden - so nimmt man nach Hering an - gewisse Reihen von Netzhautelementen gleichzeitig gereizt, dann erhalten wir den Eindruck einer geraden Linie. Daß wir aber nun eine Gerade sehen, bleibt dennoch erstaunlich, angesichts dessen, daß die Augoberfläche gebogen ist. Aber hier darf man wohl noch, wie bei den Farben, annehmen, daß ebenso wie bestimmte Wellenlängen den Farben entsprechen, und ebenso wie dieses Verhältnis angeboren ist, auch angeboren ist, daß wenn eine bestimmte Reihe von Netzhautpunkten gereizt wird, die Gerade erscheint.

Was aber geschieht dann bei der optischen Täuschung? Hier liegt ja doch die Sache nochmals anders. Hier verschiebt sich der richtige Eindruck. Aber nun sind alle optischen Täuschungen Verhältnistäuschungen. D.h. im Fall der Zöllnerschen Figur: Erst durch die verschiedenartigen Linien kommt die Täuschung zustande. Und so müssen wir annehmen, daß der Wahrnehmungsakt als solcher sich bei gewissen Flächen so kompliziert, daß Fehler entstehen. Die Täuschung wird hervorgerufen durch den wahrnehmenden Vergleich. Dieser Vergleich fällt noch richtig aus, wenn nur die Parallelen da sind oder wenn die Parallelen nur durch Senkrechte oder nur durch Waagrechte gekreuzt werden. Versuchen Sie selbst folgendes an der Figur: Betrachten Sie einmal für sich zwei Linien, die entweder nur durch Waagrechte oder nur durch Senkrechte gekreuzt werden. Dann sehen Sie sofort, daß sie hier den richtigen Eindruck haben. Um so stärker allerdings scheint dann die dazwischenliegende Linie in einer anderen Richtung zu verlaufen.

Wir sehen also: Im Wahrnehmungsakt liegt, jedenfalls bei komplizierteren Wahrnehmungen, ein vergleichender Vorgang. Und dieser vergleichende Vorgang, der in diesem Fall die verschiedenen Richtungen zusammen betrachten muß, kann offenbar zwar die Gerade festhalten, aber versagt eben beim Vergleich, er kann nicht mehr die Stellung der Linien zueinander festhalten.

Nun, gehen wir ein Stück weiter. Was wir bis jetzt besprochen haben, sind nur Flächenwahrnehmungen. Noch haben wir nicht von Raumwahrnehmungen gesprochen.

Nun, gehen wir ein Stück weiter. Wir fragen nach dem Vorgang der Wahrnehmung als psychischem Vorgang. Was geschieht denn eigentlich, wenn wir wahrnehmen? Wie entsteht das Sehfeld? Was heißt es, daß wir in einer Fläche Parallelen sehen, Punkte ordnen, Abstände sehen usw.? Was ist hierbei das Sehen? Vor allem, warum verändert sich das ganze nicht, wenn wir mit zwei Augen sehen? Warum also bleibt der Raum der gleiche, ob wir ihn nun mit einem oder zwei Augen sehen?

Die älteste Antwort darauf ist auch die nächstliegende. Man hat sie Projektionstheorie genannt, und diese Projektionstheorie stellt sich vor, daß der Punkt, der sich auf der Netzhautlinie abbildet, wieder in den Raum projiziert wird, und daß weiter an dem

Punkt nun, wo sich die Fixierlinien beider Augen schneiden, der Punkt außen gesehen wird.

Das Gesetz der identischen Sehrichtungen ist es, das vor allem zu dieser Theorie geführt hat. Man fixiert einen nahegelegenen Punkt F, bringt einen dahinter liegenden Punkt B in dieselbe Sehrichtung und sucht einen zweiten Punkt H, der dem anderen Auge entspricht. Fixiert man nun mit beiden Augen den Punkt F, so erscheinen hintereinander F, B, H. Das heißt, alle Objekte, die auf beiden zusammengehörigen fixierenden Sehrichtungen liegen, werden im Sehraum auf dieselbe identische Richtung vereinigt. Daraus folgt, daß die meisten wirklichen Punkte im Sehfeld in Doppelbildern erscheinen. Aber der Inhalt der beiden Fixierlinien erscheint auf einer gemeinsamen Hauptrichtung.

Das Wichtige an diesem Gesetz ist, daß es die Tatsache erklärt, daß wir mit zwei Augen einen Punkt sehen können, weiter erklärt dieses Gesetz, daß wir verschiedene Punkte gleichzeitig sehen können. Aber was es nicht erklärt ist die Flächenwahrnehmung. Wie nehmen wir denn eine Fläche wahr? Wie kommt es dazu? Und auch hier kann ich nur eine Theorie referieren, die sogenannte, von Lotze stammende Theorie der Lokalzeichen. Sie lautet: Die Gliederung, die wir im Sehraum haben, geht beim Sehen zunächst verloren, wir sehen zunächst weder Fläche noch Raum. Anstelle der Ordnung des Raums sehen wir eine Vielheit oder besser: haben wir eine Vielheit von Erregungen, und diese Erregungen müssen sich erst in der Seele wieder zu einer Raumwelt ausbreiten. Dafür ist nun nötig, daß jeder Punkt, der im Auge gereizt wird, mit einem Lokalzeichen verbunden ist. Dieses Lokalzeichen entsteht, indem das Auge den Punkt auf die Stelle des deutlichsten Sehens bringt. Beispiel: In der Sehrichtung meiner oder vielmehr Ihrer Augen liegt die Tafel. Wollen Sie nun das Fenster sehen, das links von der Tafel liegt, so ist eine Augenbewegung notwendig. Diese Bewegung gibt das Lokalzeichen. Aus diesem Lokalzeichen entsteht der Raum.

Nun, wie gesagt, überwunden ist diese Theorie nicht. Aber die neuere Forschung strebt doch wieder von ihr weg. Sie verzichtet eigentlich auf eine Theorie und nimmt an, daß es eine letzte, nicht mehr erklärbare Tatsache ist, daß aufgrund der gleichzeitigen Erregung der verschiedenen Teile der Sehsphäre die Anschauung einer in sich zusammenhängenden kontinuierlichen Fläche entsteht. Also, es sieht die Seele nicht im Gehirn die Fläche, sondern unmittelbar entsteht das Bewußtsein der Fläche.

Sie sehen nun das Problem, das aus diesen ganzen Erörterungen erwächst. Schon bei der Besprechung der Zöllnerschen Täuschung sagten wir, daß im Wahrnehmungsakt ein vergleichender, ein bildender Vorgang liegt. Je mehr wir nun in das Problem der optischen Wahrnehmung hineinkommen, desto mehr wird eben gerade dies die Frage. Wie entsteht das Bild? Ausgangspunkt unserer Überlegungen war ja zunächst das Entstehen der Farbe, die wir als Antwort auf einen physikalischen Reiz definierten, als Netzhauterregung, die sich dann weiter fortpflanzt. Hier ist die Wahrnehmung noch ein sehr einfacher Vorgang. Ich werde dieser Erregung inne, ich sehe die Farbe. Schwieriger

wird es schon beim räumlichen Sehen, wovon wir bis jetzt das Flächensehen behandelt haben. Da zeigt schon die optische Täuschung, daß Sehen und Sehen zweierlei ist. Da nämlich erscheint unmittelbar die Frage nach dem Bild. Denn dies ist doch charakteristisch für die optischen Täuschungen. Wir sehen eine Zeichnung, wir haben von ihr ein Sehbild. Aber das Sehbild entspricht nicht der wirklichen Zeichnung. Unser Sehbild ist ein anderes als das gezeichnete Bild. Und zwar weicht das Sehbild zu Unrecht ab vom wirklichen Bild. Hier also liegen optische Veränderungen vor, die das wirkliche Bild zum Sehbild machen. Da wir bei manchen optischen Täuschungen jedenfalls die physiologische Erklärung ablehnen müssen und auf die psychologische gewiesen werden, fragten wir nun nach dem psychischen Vorgang der Wahrnehmung. Und jetzt hat sich schon die Flächenwahrnehmung als eine Frage herausgestellt, die außerordentliche Schwierigkeiten macht. Unmittelbar sind da eben eine Reihe von Fragen gegeben: Wir sehen mit zwei Augen, wir sehen Doppelbilder und sehen doch wieder nur ein Bild. Nun, das Gesetz der identischen Sehrichtung erklärt diese Tatsache noch. Nun aber kam die zweite Frage: Wie sehen wir eine Fläche? Im Grunde dasselbe Problem. Auch hier sehen wir ein Nebeneinander in einer einstrahligen Sehrichtung. Halten wir uns an das zuletzt Gesagte, dann müßten wir annehmen, daß die Flächenwahrnehmung eine unmittelbare seelische Tätigkeit ist.

Und fassen wir das Ganze zusammen, dann stoßen wir allmählich auf das zentrale psychische Problem der Wahrnehmung, das eigentlich von jeher bekannt war und in der Psychologie als der Gegensatz von nativistischer und empiristischer Auffassung definiert wird. Das besagt: Die empiristische Auffassung lehrt, daß wir keine ursprüngliche Auffassung vom Raum und von der Fläche haben, sondern daß die flächenhafte und dann vor allem die räumliche Ordnung erst durch die Erfahrung zustande kommt. Zu diesem Typus gehört etwa die Lokalzeichentheorie von Lotze. Denn ihr Grundgedanke ist ja, daß wir unmöglich die räumliche Ordnung sehen können, also unmittelbar sehen können, weil die einfache Seele nichts Ausgedehntes abbilden kann, weil die einlinige Sehrichtung nichts Dimensionales fassen kann, weil das punktförmige Sehen nicht ein Nebeneinander bilden kann. Und danach entsteht die Fläche erst durch die Spannungsbewegungen und die Spannungen, die bei der Bewegung des Auges, das ein Nebeneinander faßt, entstehen.

Dem steht die nativistische Auffassung gegenüber, die nun lehrt, daß es doch ein ursprüngliches Flächen- und Raumsehen gibt. Wir haben also eine angeborene (daher nativistische) Fähigkeit, den Raum und die Fläche zu sehen. Nimmt man das aber an, dann entsteht die Frage: Wie ist diese angeborene Raumschauung? Ist sie so angeboren, daß wir fix und fertig, wenn wir sehen, auch den Raum sehen? Oder liegt hier eine Entwicklung vor? Gestaltet sich allmählich erst der Raum? Bei der Besprechung des Gesetzes von der identischen Sehrichtung wies ich schon darauf hin, daß man annimmt, daß wir einen subjektiven Sehraum mitbringen, der dann allmählich der Erfahrung angepaßt wird. Und das hieße ja, daß wirklich eine Entwicklung vorliegt, daß wir also zwar

einen angeborenen Sehraum haben, der sich aber allmählich erst gestaltet. Dies ist wirklich der Fall.

Das läßt sich zunächst einmal direkt an der Entwicklung des Sehens, und zwar vor allem des Tiefensehens, zeigen. Wir kommen jetzt also zur Frage nach dem wirklichen Raumsehen, d.h. nach dem Sehen des dreidimensionalen Raumes, der nicht nur wie die Fläche Höhe und Breite, sondern auch Tiefe hat. Und da ist eine Sache ganz unmittelbare Erfahrungsatsache. Erst allmählich lernen wir die Tiefe kennen. Denn es ist ja zweifelsohne so: Je ferner ein Gegenstand ist, desto kleiner ist sein Netzhautbild. Mit anderen Worten: Der Mensch, der in einem Meter Entfernung vor uns steht, den sehen wir viel größer als einen Menschen, der in hundert Meter Entfernung auf uns zukommt. Indessen, sobald wir - und das geschieht ja schon sehr früh - die wirkliche Größe eines Menschen erkannt haben, wissen wir auch dieses Bild zu korrigieren. Wir nehmen also keineswegs an, wie es dem tatsächlichen Sehen entspricht, daß dieser hundert Meter entfernte Mensch kleiner ist als der einen Meter entfernte, wir nehmen vielmehr an, daß er ebenso groß ist. Aus der Erfahrung korrigieren wir also das Bild. Und von dieser Erfahrung aus sehen wir nun die Tiefe, d.h. wir sehen ohne weiteres, daß Punkte, die weit entfernt sind, größer sind als Punkte, die an sich dieselbe Größe haben, aber nahe sind.

Damit Sie sich das etwas klarer machen. Dieses Erfahrungsergebnis wendet nun also der Maler umgekehrt an. Er nämlich zeichnet, um den Eindruck der Tiefe zu erwecken, ferne Gegenstände kleiner, nahe Gegenstände größer. Sehen wir mit unserem durch die Erfahrung geschulten Blick ein solches Bild, dann hat das Bild plötzlich Tiefe. Es gewinnt Tiefenraum. Das, was auf der Fläche, also auf einem Raum ohne Tiefe, gemalt ist, erscheint nun als ein Raum mit Tiefe. Das ist die Perspektive, und wenn Sie alte Bilder sehen, dann erkennen Sie ohne weiteres den perspektivischen Mangel.

Also die Erfahrung, wie wir vorläufig sagen, arbeitet hier an der Gestaltung der Wahrnehmung mit. Sie ist es, die das Bild entstehen läßt, und zwar das räumliche Bild. Danach müßten wir ursprünglich alle Dinge in einer Fläche sehen, und zwar in einem Nebeneinander ohne Tiefenwahrnehmung, eine rein zweidimensionale Fläche, und die Ausbildung der dritten Dimension kommt durch die Erfahrung zustande. Wenn z.B. ein Stab sich dreht und sich dabei verkürzt, so ist mir das aus der Erfahrung ein Zeichen, daß der Stab in die dritte Dimension übergegangen ist.

Dafür spricht, wie gesagt, die Entwicklung des Tiefensehens. Kinder unterschätzen Entfernung ganz unglaublich, aber auch dem Erwachsenen kann es noch passieren. Steht man z.B. zum ersten Mal vor dem Meer, so unterschätzt man ganz unweigerlich die Entfernung eines Schiffes. Dann zeigen systematische Beobachtungen an Kindern eine wahrscheinliche Entwicklung des Raumes. Der Urraum des Neugeborenen soll nach diesen Beobachtungen der Mund sein, beim Berühren der Wange dreht sich der Kopf, der Mund sucht die Stelle. Der Raum, in dem das Kind im ersten Vierteljahr lebt, ist etwa eine Halbkugel von $\frac{1}{3}$ Meter Durchmesser, und erst im zweiten Vierteljahr

öffnet sich der Fernraum. Allerdings ist noch nicht bewiesen, daß Kinder ursprünglich nur Flächen sehen.

Dann sprechen weiter für diese Tatsache die Erfahrungen, die man an operierten Blindgeborenen gemacht hat. Und die lassen sich nun wirklich am einfachsten verstehen, wenn man annimmt, daß sie zuerst nur Flächenwahrnehmung haben, was umso sonderbarer ist, als sie ja einen Tastraum haben. Die Entwicklung geht hier freilich sehr schnell. Erst werden die Objekte auf die Oberfläche des eigenen Körpers verlegt oder innerhalb der Reichweite. So glaubt einer dieser Blindgeborenen, nachdem ihm das eine Auge operiert ist, die Objekte, die er sieht, sind auf seinem Auge, ein anderer fürchtet, an Gegenstände zu stoßen, die sehr weit weg sind, ein dritter meint, alles, was er sieht, ist in seiner Reichweite. Ein operierter Knabe, der genau beobachtet wurde, drückt es plastisch aus. Er behauptet, alle Gegenstände berührten seine Augen, macht sich also überhaupt keinen Begriff von Entfernungen. Außerordentlich interessant ist hier die Einstellung zu Gemälden. Erst nach zwei Monaten macht er die Entdeckung, daß diese Gemälde Körper darstellen. Bis dahin hatte er sie als buntscheckige Flächen angesehen.

Einundzwanzigste Vorlesung

Es geht zunächst noch darum, das Material zu vervollständigen, das uns zum Begreifen der Wahrnehmung dienen soll. Ich erinnere kurz noch einmal an das Bisherige. Wir sahen schon bei der optischen Täuschung das Mitwirken von psychischen Faktoren im engeren Sinn. Schon hier zeigt sich, daß nicht reine Empfindungsvorgänge die Täuschung veranlassen. Wir gingen dann einen Schritt weiter und zeigten nun die Rolle der Erfahrung bei der Entwicklung des Tiefensehens. Hier lehren vor allem die Fälle der operierten Blindgeborenen, daß es sich um eine Entwicklung handelt. Hier zeigt es sich ganz scharf, daß das unmittelbare Sehen kein Tiefensehen ist, sondern zunächst bestenfalls ein Flächensehen.

Und wenn wir hier das Ergebnis formulieren, dann müssen wir geradezu sagen: Die dreidimensionale Raumwahrnehmung ist zum Teil ein Ergebnis der Erfahrung. Im vollen Sinn des Wortes können wir sagen: Die Wahrnehmung des Raumes baut sich erst auf. Der Raum gestaltet sich erst allmählich. Ohne Erfahrung besitzt der Mensch keinen dreidimensionalen Raum. Wir sehen unmittelbar gewiß Farben, wir sehen unmittelbar vielleicht Flächen, aber wir sehen den Raum nicht unmittelbar, sondern wir kommen zum Sehen des Raumes erst durch jene gestaltende psychische Arbeit, jenes aktive Formen, das eben für die Wahrnehmung charakteristisch ist.

Nun wird dieses Ergebnis noch einmal von einer anderen Seite her bestätigt, nämlich durch die Untersuchung und Selbstbeobachtung von später Erblindeten. Eine besonders aufschlußreiche Untersuchung stammt von Ahlmann. Er - als ziemlich junger Mensch infolge einer Verletzung erblindet - beschreibt ausführlich, wie ihm allmählich der Sehraum verloren ging. Das Interessante an dieser Untersuchung ist ja, daß wir hier nun den umgekehrten Prozeß erleben. Bei den Blindgeborenen und Operierten sehen wir, wie der Raum, also der Sehraum, entsteht. Hier sehen wir, wie der Sehraum verschwindet. Bei den operierten Blindgeborenen können wir also nachkontrollieren, wie sich die psychische Arbeit entwickelt, die uns den Raum sehen lehrt. Hier liegt die Sache umgekehrt, da ist der Sehraum vorhanden gewesen, da ist die psychische Funktion der Wahrnehmung voll entwickelt und plötzlich nun wird dieser Funktion der Träger genommen, das Auge erblindet. Was geht dann vor sich, so fragen wir?

Die Antwort scheint zunächst ja sehr einfach. Der Blinde kann keine Wahrnehmung vom Raum mehr haben, weil er nicht mehr sieht. Das ist richtig. Er sieht nicht mehr, sieht den Raum nicht mehr und dennoch hat er zunächst noch etwas: nämlich die aus der Zeit, wo er noch sah, herübergerettete Vorstellung des Raumes. Er besitzt also

jenes Stück vom dreidimensionalen Raum, das sich der operierte Blindgeborene erst erwerben muß, nämlich die Erfahrung.

Und von diesem Gesichtspunkt aus wird erst die Tatsache interessant, daß der Erblindete nach und nach den Sehraum, den er zunächst noch in der Vorstellung hat, verliert. Und das geht offenbar so vor sich, wenn wir der Selbstbeobachtung von Ahlmann trauen dürfen, daß allmählich die Raumvorstellung eines eckigen Raumes verschwindet. Der Raum wird nur mehr noch kugelig vorgestellt und endlich bleibt von dem Sehraum auch in der Vorstellung nur das Kugelige übrig.

Und nun vergleichen Sie. Wir forschen ja nach der Wahrnehmung, nach der Eigenart der Wahrnehmung. Und wir haben uns zunächst nur an das gehalten, was uns der unmittelbare Begriff der Wahrnehmung sagt: Die Wahrnehmung ist aktiver als die Empfindung, sie gestaltet stärker. Nachdem wir nun aber das Material durchgesehen haben, sind wir durchaus einen Schritt weiter. Wir können jetzt genauer feststellen, worin dieses gestaltende Moment der Wahrnehmung liegt. Allerdings vorläufig nur im Bereich der optischen Wahrnehmung. Aufbau des Wahrnehmungsraumes bei operierten Blindgeborenen und Verlust des Wahrnehmungsraumes bei Erblindeten zeigt dies. Zunächst also bei den operierten Blindgeborenen: Unmittelbar werden die Dinge flächenhaft auf dem Auge selbst gesehen. Rasch entwickelt sich die Sehschärfe, d.h. das Unterscheidungsvermögen und ganz allmählich erst die Tiefenwahrnehmung. Und man möchte so sagen: Zuerst ist die Fläche, das Nebeneinander der Dinge, d.h. aber eine Fläche, die ohne Entfernung, ohne Tiefe ist, und dann entwickelt sich daraus das allmähliche Tiefensehen. Es ist die Theorie von Ebbinghaus, die ich hier andeute. Ihr zufolge wären die komplizierten Wahrnehmungen, also z.B. die Raumwahrnehmungen, durchaus empirisch. Und dann würde das gestaltende Moment der Wahrnehmung darin beruhen, daß die Wahrnehmung der unmittelbaren Empfindung Erfahrungselemente zuführt. Die Wahrnehmung ist also deswegen gestaltend und aktiver, weil sie nicht mehr der bloßen Empfindung allein unterliegt, sondern schon Kombinationen durchführen kann, die mehrere Empfindungselemente miteinander verbinden.

Aber nun sehen Sie auf die andere Seite. Auf die nachträglich Erblindeten. Da ist die Erfahrung verschwunden und allmählich verschwindet der Sehraum. Er wird nicht mehr wahrgenommen. Als Rest bleibt ein Vorstellungsrudiment zurück, das sich noch einen runden, kugeligen Raum vorstellt. Und dieses Element bleibt. Wenn nun das der Fall ist, dann bleibt doch noch ein Wahrnehmungsrest. Und von hier aus wird eine andere Meinung wenigstens verständlich. Die von Hering nämlich. Dieser nimmt an, daß doch eine ursprüngliche Tiefenempfindung gegeben ist. Der dreidimensionale Raum entsteht also nicht ganz aus der Erfahrung, sondern wir bringen eine Tiefenempfindung mit, die dann auch der Erblindete behält, wenigstens in der Vorstellung behält. Aber warum, so könnte man fragen, hat der operierte Blindgeborene diese Tiefenvorstellung nicht? Warum muß er sie erst entwickeln? Spricht das nicht dafür, daß das eigentliche Wahrnehmungselement doch der Erwerb der Erfahrung ist? Nicht

unbedingt. Denn es könnte so sein, daß er nur beim Sehen erst die Tiefenwahrnehmung entwickeln muß. Ein gewisses Gefühl für Tiefe hat auch er. Es zeigt sich nur im Anfang rein negativ. Überraschend rücken ihm, da er plötzlich sieht, die Dinge auf den Leib. Und nun hat er plötzlich das Gefühl, daß er an alles stößt.

Hier sehen wir nun das wahrnehmende Moment, die Eigenart der Wahrnehmung von einer ganz anderen Seite. Aber auch wieder sehen wir doch ein gestaltendes Moment. Wir sehen gleichsam die Gestaltungsanlage. Die Gestaltungsanlage zur optischen Wahrnehmung des Raumes. Entscheidend ist hier das Hervortreten des gestaltenden Momentes. Die Rückbildung des flächenhaften Raumes zum kugeligen, unbestimmten Raum zeigt doch zunächst, welche Erfahrungsgrundlagen verschwinden. Wir sagten vorhin, daß das gestaltende Moment der Raumwahrnehmung darin liegt, daß die Flächen zum Raum kombiniert werden. Das heißt, das durch das Auge gegebene flächenhafte Material wird erst zum Raum gestaltet. Nun, dieses Material verschwindet eben. Wie das Auge keine Farben mehr sieht, so sieht es auch keine Flächen mehr. Und in dem Maße als das vorgeht, kann der Raum nicht mehr zum begrenzten Raum gestaltet werden. Es bleibt nur noch ein gewisses Raumgefühl. Wir hätten also demnach zwei Momente zu unterscheiden: Dieses Raumgefühl, die Raumgestaltungsanlage sozusagen, und die eigentliche Gestaltung des Raumes, die durch visuelle Kombination entsteht.

In diesem Fall also kommen wir zu dem Ergebnis, daß die Gestaltungskraft der Wahrnehmung im Fall der Raumwahrnehmung offenbar in einem unmittelbaren visuellen Kombinieren besteht.

Und bei dieser Gelegenheit möchte ich auf einen Unterschied hinweisen, der in den Theorien der experimentellen Psychologie immer wieder hervorgetreten ist und sich gelegentlich zum scharfen Antagonismus gesteigert hat. Er wird Ihnen sofort einleuchten, wenn Sie nochmals das Problem der Raumwahrnehmung überblicken. Ich habe die eine Theorie, die von Ebbinghaus angedeutete, wonach ursprünglich die Flächenwahrnehmung war und daraus sich die Wahrnehmung entwickelt. Nun, das ist eine Theorie, die in die Richtung des Empirismus geht. Danach entsteht der Raum durch Erfahrung. Die andere Theorie, die von Hering, ist dagegen geneigt, doch eine angeborene (darum nativistische Theorie) Raumempfindung anzunehmen. Und dann ist die endgültige Gestaltung des Raumes eine Konsequenz dieser Raumempfindung, sie wächst daraus hervor. So meint Hering eben, daß die Tiefenvorstellung ein rein visuelles Element ist. Und in einer gewissen Richtung läßt sich das ja wohl halten, das beweist der nachträglich Erblindete, der ja noch einen Rest behält. Wie dem aber auch sei, gewiß ist, daß die bloße visuelle Tiefenempfindung nicht ausreicht, um uns den Raum zu geben. Die eigentliche Erfahrungsarbeit des Auges muß dazukommen. Wir müssen die Fläche in dieser charakteristischen Weise assoziieren, so daß man zum Raum kommt.

Aber darauf kommt es uns vor allem an. Wir wollten die Eigenart der Wahrnehmungsarbeit sehen. Wir wollten dieses aktive Moment ergründen, das da im seelischen Leben als Wahrnehmung arbeitet. Und wir können es so bestimmen: Es ist eine

gestaltende und kombinierende Kraft. Aber wir dürfen dabei offenbar noch nicht an ein verstandesmäßiges Gestalten und Kombinieren denken, sondern an ein visuelles. Dennoch ist eben deutlich der Unterschied zum bloßen Empfinden da. Nichts zeigt es deutlicher als die allmähliche Entwicklung des operierten Blindgeborenen zum Gemäldesehen. Ursprünglich hatte er bei den Gemälden nur Farbempfindungen, also die Farben assoziieren sich im rein Visuellen zu einem gestaltlosen Konglomerat. Aber dann wird diese gesetzlose, gestaltlose Assoziation gestaltend, und es wird das Bild gesehen. Hier sehen Sie ganz deutlich den allmählichen Aufbau, das allmähliche Aktivwerden der Wahrnehmung.

Ausdrücklich möchte ich dabei an die heutige Auffassung des Gestaltsehens überhaupt erinnern. Ch. Ehrenfels wies zuerst nach, daß wir, wenn eine Mehrheit von Reizen ein Sinnesorgan trifft, wir nicht nur diesen Reiz innerwerden, sondern auch noch etwas anderes erleben. Wir hören also bei einer Vielheit von Tönen die Melodie. Wir entnehmen dem Nebeneinander von Farben das Bild. Dies sind Gestaltwahrnehmungen. Achten Sie auf die Definition der Gestalt: Wenn eine Mehrheit von Reizen ein Sinnesorgan trifft, dann kommt etwas Neues hinzu, was nicht unmittelbar empfunden wird. Das ist die Gestalt. Nichts anderes hat sich ja im Grunde herausgestellt. Die Wahrnehmung ist es, die dieses Mehr erzeugt.

Nun aber haben wir schon, Ihnen vielleicht nicht unbemerkt, in diesen Überlegungen das dritte elementare Geschehen, nämlich die Vorstellung, gestreift. Und zwar bei den letzten besprochenen Fällen, der nachträglichen Erblindung. Also der Erblindete hat, so sagten wir zunächst, noch eine Raumvorstellung. Er hat keine Lichtempfindung mehr, er kann ja nicht mehr sehen, er kann nicht unmittelbar mehr wahrnehmen, aus dem gleichen Grund nicht mehr. Aber dennoch besitzt er noch etwas. Das nennen wir im Sprachgebrauch des Alltags und der Wissenschaft Vorstellung. Als wir ganz allgemein Empfindung, Wahrnehmung und Vorstellung behandelten, sagten wir, daß die Vorstellung noch einen Grad unabhängiger vom außen ist als die Wahrnehmung. Sie muß sich nicht unmittelbar auf einen Gegenstand beziehen, sie ist noch aktiver als die Wahrnehmung. Aber gleichzeitig ist das Vorstellungsleben an Intensität schwächer. Hier war es außerdem, bei der allgemeinen Besprechung der Vorstellung, wo wir auf den Erlebnisstrom stießen. Das innere Leben der Vorstellungen ist ein ständiges Kommen und Gehen, ein eigentümliches Flüchtigkeitsein.

Das genüge zur Erinnerung. Was wir jetzt zu tun haben, ist, genau wie bei der optischen Empfindung und Wahrnehmung, dieses allgemeine Ergebnis an den Tatsachen zu erläutern. Und wir beginnen nun also bei der optischen Vorstellung. Da zeigt sich zunächst ja ein überraschendes Ergebnis. Wir sagen, der Erblindete hat noch, zunächst noch, eine Raumvorstellung, die sich dann freilich grundsätzlich ändert. Was ist diese Vorstellung? Ja, sie kann gar nichts anderes sein als ein Nachbild, und zwar ein Nachbild des ursprünglich wahrgenommenen Raumes. Mit anderen Worten, die Grundlage für die Vorstellung ist die Wahrnehmung. Vorstellungen haben heißt

zunächst, Wahrnehmungen gehabt haben und sie aufbewahrt haben. Sie erinnern sich weiter, daß man zwischen Gedächtnis- und Phantasievorstellungen unterscheidet. Was ist die Gedächtnisvorstellung? Eine aufbewahrte Wahrnehmung. Eine nachklingende Wahrnehmung. Eine reelle Wahrnehmung erzeugt ein Bild. Dieses Bild geht verloren, wenn die Wahrnehmung aufhört, aber es geht nicht ganz verloren. Die Wahrnehmung kann vielmehr, sie muß freilich nicht, ein Bild hinterlassen, das viel blasser und weniger intensiv ist als das der Wahrnehmung, aber das dafür eine längere Dauer, einen zeitlich festeren Bestand hat. Das also ist die Vorstellung, soweit ist klar, was mit Vorstellung gemeint ist. Soweit erscheint Vorstellung nur als der Restbestand von Wahrnehmung. Jedoch aber kommt ein weiteres hinzu. Das sehen wir bei der Phantasievorstellung. Diese Restbestände nämlich können zu selbständigen und neuen Gebilden vereinigt werden, und dann entsteht eine Vorstellung, die sich nicht mehr direkt auf eine Wahrnehmung bezieht, ja nicht mehr beziehen kann.

Darauf richten wir unser Augenmerk. Worin besteht diese Leistung der Vorstellung? Denn das ist ja die psychische Leistung.

Auch hierfür ist nun wieder besonders aufschlußreich das Material anormaler Fälle. Man bezeichnet in der Psychiatrie mit Seelenblindheit, besser mit dem Ausdruck Agnosie, ein Phänomen, das in doppelter Form auftritt, als sogenannte perzeptive und als sogenannte assoziative Seelenblindheit. Die wesentlichen Merkmale dieses Phänomens sind, daß die Kranken Störungen der Wahrnehmung und der Vorstellung haben. Z.B. gibt es Kranke, die die Vorstellung der Größe von Gegenständen verlieren. Andere, die merkwürdige Verschiebungen wahrnehmen. Z.B. alle Menschen erscheinen ihnen winkelig gebaut. In stärkerer Form sind solche Entartungen dann nach dem Krieg vor allem bei Hirnverletzten beobachtet worden. Da gab es Patienten, die gute Sehschärfe hatten, aber keine Gestalten mehr erkennen konnten, auch keine primitiven Gestalten. Das ging soweit, daß diese Patienten weder den Krümmungs- noch den Geradheitseindruck festhalten konnten. Dazu gleich eine rückblickende Bemerkung. Ich sagte ja schon, daß man der Annahme zuneigt, daß schon beim Sehen einer Linie psychische Arbeit vorliegt, daß wir also eine Gerade nicht unmittelbar erfassen. Nun, diese Erkrankungen sprechen durchaus dafür. Denn hier ist die Sehschärfe vorhanden, aber der Kranke kann trotzdem den Krümmungs- und Geradheitseindruck nicht festhalten.

Das Erstaunliche ist: Der Kranke nimmt also wahr, ohne daß er die Gestalt wahrnehmen kann. Derselbe Patient hatte auch die Fähigkeit verloren, Bewegungen wahrzunehmen. Nimmt man alles in allem, dann erscheint diese perzeptive Seelenblindheit als der Ausfall des Gestaltmomentes der Wahrnehmung. Und dazu ist sofort zu sagen, daß diese Fähigkeit der Gestaltwahrnehmung als das eigentlich Charakteristische an der Wahrnehmung offenbar zentral lokalisiert ist. Es handelt sich um Hirnverletzte, bei denen diese Fähigkeit ausfällt.

Dies nennt man perzeptive Seelenblindheit. Der Name leuchtet ja unmittelbar ein. Auffassende Seelenblindheit, das Gestaltmoment, fällt aus.

Nun die assoziative Seelenblindheit und bei ihrer Besprechung kommen wir an das Vorstellungsproblem. Die perzeptive Seelenblindheit berührt dieses Problem noch nicht unmittelbar. In den Fällen der sogenannten assoziativen Seelenblindheit können die Kranken Gestalten auffassen, aber sie können die optischen Eindrücke nicht verwenden. Sie haben genügend Sehvermögen, genügend Sehschärfe und Blickfeld. Aber es wird - ich denke an einen Fall, den Stauffenberg ausführlich analysiert hat - der Patientin ein Bild, ein Gegenstand gezeigt. Sie vermag nicht zu erkennen, was es ist. Sie sieht ein andermal zufällig das Bild, den Gegenstand und sagt: das ist dies, das ist jenes, erkennt also. Wenn aber nun ihre Aufmerksamkeit auf eben diese Gegenstände gelenkt wird, versagt sie. Weiter: Dinge, die beim ersten Hinsehen richtig aufgefaßt werden, wurden dann bei längerer Betrachtung wieder verkannt. So wird, nur damit Sie ein Beispiel haben, eine Zahnbürste für ein Glas gehalten und bei längerer Betrachtung dann gesagt, da gehört ein Stöpsel drauf. Oder die richtige Bezeichnung wird verspätet gefunden. Der Patientin wird das Bild eines Hahnes gezeigt, dann sagt sie: "Ist kein Gockel". Ich nehme an, daß Ihnen das süddeutsche Wort Gockel für Hahn bekannt ist.

Was ist hier gestört? Assoziative Seelenblindheit nennt man das Ganze. Es versagt die Fähigkeit, die wahrgenommenen Gestalten einzuordnen, sie richtig zu erkennen. Aber diese Fähigkeit versagt, weil die Vorstellung nicht kommt. Die Patientin und überhaupt diese Kranken sehen die Dinge, sie sehen Gestalten, wir müssen also sagen, sie nehmen wahr und dann können sie das Wahrgenommene doch nicht mit der richtigen Vorstellung verbinden. Die setzt aus. Es fehlt also jenes Plus, das bei der Vorstellung zur Wahrnehmung hinzutritt. Und hieraus können wir nun doch sehen, was die Vorstellung tut. Die Empfindung, die von der Wahrnehmung zur Gestalt wird, wird von der Vorstellung unter ein Schema genommen.

Zweiundzwanzigste Vorlesung

Wir stehen bei der Besprechung der Vorstellung. Und zwar besprach ich zuletzt die assoziative Seelenblindheit. Sie erst zeigt uns eigentlich das Wesen der Vorstellung. Denn hier ist das Erstaunliche: die Kranken haben Sehempfindung, ja, sie haben Wahrnehmung, aber sie können nicht vorstellen. Und der Ausfall dieser Vorstellungstätigkeit ergibt nun zunächst, daß sie, obgleich sie Gegenstände wahrnehmen, dieselben nicht festhalten und nicht ergreifen können. Ich sage ergreifen können und damit ist eigentlich das Wesen des Mangels, der hier vorliegt, zunächst am deutlichsten getroffen. Überdenken Sie bitte einmal die verschiedenen Beispiele, die ich gebracht habe. Immer wieder taucht dieses auf: Der Kranke sieht einen Gegenstand, aber gefragt, was das ist, kann er ihn nicht benennen. Je länger er auf den Gegenstand starrt, desto mehr entschwindet ihm Begriff und Namen des Gegenstandes.

Was heißt hier denn nun eigentlich Vorstellung? Worin liegt die Kraft des Vorstellens hier? Handelt es sich nicht vielmehr um einen Ausfall der Intelligenz? Der Kranke sieht ein Ding, aber er kann es nicht benennen, also nicht erkennen. Wenn das das Entscheidende ist, dann sollte man doch meinen, daß es sich um einen Intelligenzdefekt handelt.

Bei genauerer Betrachtung wird dieser Einwand hinfällig, denn es ist kein eigentlicher Mangel der Intelligenz. Das geht schon daraus hervor, daß die Kranken mit den Gegenständen umgehen können, daß nicht eigentlich ihre Fähigkeit zu denken getrübt ist, sondern daß eben nur die Fähigkeit des Ergreifens gelitten hat. Sie sehen die Gegenstände genauso wie wir, aber es ist ihnen nicht möglich, davon eine Vorstellung zu behalten. Sie können sich also gleichsam kein Bild von der Sache machen. Sie haben wohl ein optisches und ein Wahrnehmungsbild, aber kein Vorstellungsbild. Und insofern ist der Ausdruck Seelenblindheit sehr treffend.

Denn die Vorstellung ist ja offenbar etwas, was über Empfindung und Wahrnehmung hinaus den Gegenstand festhält. Das ist das Wesen der Erinnerungsvorstellung. Sie bewahrt sich ein Bild auf. Dieses Bild ist nicht so deutlich wie das der Wahrnehmung, aber es ist dafür unabhängig von der Wahrnehmung. Und nun geht bei diesen Kranken doch folgendes vor sich: Über solche Bilder verfügen sie nicht mehr. Sie sehen jeden Gegenstand völlig neu. Daneben haben sie zwar gewisse Reste von Vorstellungen, unter die sie diese neuen Wahrnehmungen zu bringen versuchen. Dies aber eben mißglückt. Die Verbindung zwischen diesem Rest und neuer Wahrnehmung können sie nicht herstellen. Warum nicht? Ja, offenbar deswegen, weil sie den Akt nicht vollziehen können, der der Vorstellung zugrunde liegt. Wenn ich mir nämlich etwas vorstelle, dann

stelle ich mir ein Bild, das ich einmal als wirkliches Wahrnehmungsbild gehabt habe, gegenüber. Ich ergreife also, unabhängig von der vorhandenen Wirklichkeit, also unabhängig in diesem Fall vom Seh- und Wahrnehmungsbild, ein altes Bild.

Aber diese Kraft des Vorstellens arbeitet nun dauernd bei uns. Indem wir irgendwelche Gegenstände sehen, werden zugleich Vorstellungen von schon einmal gesehenen Gegenständen ausgelöst. Sehe ich also vor mir einen Gegenstand mit vier Beinen, einer Sitzfläche, einer Lehne usw., dann sage ich: "Das ist ein Stuhl". D.h. aber nichts anderes, als daß ich im selben Moment, wo ich die Wahrnehmung mache, eine alte Vorstellung wieder hervorrufe. Ich ergreife also die neue Wahrnehmung vermittels dieser alten Vorstellung und nehme sie unter die alte Vorstellung. Das können diese Kranken nicht.

Das Wesen der Vorstellung, sagte ich und das wird daraus klar, ist ein Ergreifen. Sehe ich einen mir völlig unbekanntem Gegenstand zum ersten Mal und betrachte ihn genau, so daß ich seine Gestalt wahrnehme, dann läuft gleichzeitig, Hand in Hand damit, praktisch nicht von ihm zu unterscheiden, nur theoretisch von ihm zu trennen, ein zweiter Prozeß ab. Ich präge mir das Bild dieser Wahrnehmung ein, ich setze es gleichsam fest. Und daraus erwächst die Vorstellung. Denn die Elemente, die ich auf diese Weise behalte, geben die Vorstellung ab. Diese Art des Ergreifens kann natürlich nur auf Grund einer Wahrnehmung geschehen. Solange es zu keiner Wahrnehmung kommt, habe ich auch keine Vorstellung. Wenn Sie irgend etwas hören, ohne Zusammenhang, bloß als Geräusch, z.B. eine Reihe von Tönen, und eben nur eine Schallempfindung haben oder nur im Falle des Sehens optische Empfindungen, wenn Sie also keine eigentliche Wahrnehmung haben, dann haben Sie davon auch keine Vorstellung. Sie können keine bilden. Denn um eine Vorstellung zu entwickeln, muß die Gestalt als solche wahrgenommen sein. Kommt es nicht dazu, dann kann nichts festgehalten werden. Dann ist das Ergreifen nur ein momentanes und dann entsteht keine Vorstellung.

So daß wir sagen können, die Vorstellung entstand aus der Wahrnehmung, wie die Wahrnehmung aus der Empfindung entsteht. Und um die einzelnen Etappen gegeneinander abzugrenzen. Die Empfindung ist das Material der Wahrnehmung. In einer Abfolge von Tönen, deren Klangempfindung ich habe, nehme ich eine Melodie wahr. Und indem ich wahrnehme, entsteht vor mir die Gestalt. Sie prägt sich anhand der Empfindung aus und gleichzeitig stellt sie sich mir als Gestalt dar. Diese Gestaltwahrnehmung ist ein aktives Hören der Klänge. Sie ist aber gleichzeitig das Material nun für die Vorstellung. Denn diese Gestalt, die ich da an der Empfindung ergreife, kann ich noch in einem zweiten Sinn ergreifen. Ich kann sie von der Empfindung ablösen. Tue ich das, dann habe ich die Vorstellung. Ich stelle mir die Melodie vor heißt also, ich höre sie wieder, nicht wirklich, aber virtuell, sagt der Psychologe. Und damit hat sie nun in mir Selbständigkeit gewonnen in der Weise nämlich, daß ich sie hervorrufen kann. Achten Sie doch bitte auf die eigentümliche Umkehrung. Erst ruft die Melodie in mir die Empfindung hervor, dann rufen die Empfindungen die Wahrnehmung hervor, dann kann die

Wahrnehmung eine Vorstellung hervorrufen. Und nun kann ich, wenn Empfindung und Wahrnehmung weg sind, die Vorstellung hervorrufen. Hier kehrt sich also der Prozeß um: Die Vorstellung wird durch die Wahrnehmung hervorgerufen, aber ist sie einmal da, dann kann ich sie hervorrufen. Und das wiederum hängt offenbar mit jener eigentümlichen Fähigkeit zusammen, die wir Gedächtnis nennen. Auf die aber möchte ich hier nicht eingehen. Wir kommen später im Kapitel über die Schichtung des seelischen Lebens darauf zu sprechen.

Noch eine andere Seite der Vorstellung möchte ich hier besprechen. Sie erinnern sich ja, daß wir bei der allgemeinen Besprechung der Vorstellung sagten, daß Vorstellungen unabhängig vom Gegenstand sind, richtiger, unabhängiger als die Empfindung und Wahrnehmung. Nun, diese Seite haben wir eben durchgesprochen. Das ist eben das Eigentümliche des vorstellungshaften Ergreifens, daß davon ein Rest bleibt, der wieder und wieder hervorgerufen werden kann. Nun fragen wir einmal, was ist denn eigentlich dieser Rest? Bisher haben wir nur gefragt, wie ist er entstanden? Bei der allgemeinen Besprechung der Vorstellung sagten wir, daß die Vorstellung gegenüber der Empfindung und Wahrnehmung an Intensität verliert. Wenn Sie sich jetzt etwa das Gebäude der Universität vorstellen, also von außen, dann ist diese Vorstellung unendlich viel blasser als die Wahrnehmung, die Sie haben, wenn Sie vor ihr stehen. Wir sind immer wieder überrascht, wenn wir jemanden, den wir längere Zeit nicht gesehen haben, nun wieder sehen. Da zeigt es sich nämlich, wie blaß die Vorstellung ist und wie viel mehr uns die Wahrnehmung gibt. - Da muß ich nun freilich eine Zwischenbemerkung machen. Es geht uns nicht selten so, daß unsere Wahrnehmungen von Vorstellungen verdrängt werden. Gerade bei bekannten Gegenständen ist es erstaunlich. Sehen wir einen Menschen, mit dem wir täglich zusammen sind, so sehen wir ihn vielleicht gar nicht mehr. D.h., wir nehmen ihn nicht eigentlich wahr, sondern im Moment, wo wir ihn sehen, taucht die uns bekannte und fixierte Vorstellung auf. Daher nun kommt es, daß wir so oft Veränderungen nicht bemerken. Hat also jemand beispielsweise einen anderen Haarschnitt, jemand, den wir täglich sehen, so können wir das übersehen. Wir haben dann zwar das leise Gefühl, etwas hat sich verändert, wir haben die ganz dunkle Empfindung von etwas Neuem, aber achten nicht darauf. Wir achten auf diese Empfindung nicht und so kommt es wiederum zu keiner Wahrnehmung. Wir bleiben unserer ursprünglichen Vorstellung treu, wir haben statt einer neuen und fortgesetzten Wahrnehmung die alte Vorstellung. Hier zeigt sich ein Moment, von dem wir gleich nochmals zu sprechen haben: Die Vorstellungen und das Vorstellungsleben können zur Beschränkung der Wahrnehmung und Empfindung führen. - Aber dies sei nur zwischendurch gesagt. Wir sprachen davon, daß die Vorstellung blasser ist als die Wahrnehmung, daß gegenüber einer Vorstellung die Wahrnehmung immer als das Vollere und Reichere erscheint. Also muß im Prozeß der Entwicklung von der Wahrnehmung zur Vorstellung selbst eine Beschränkung liegen. Wie geht diese Beschränkung vor sich?

Dies ist nun freilich kein ganz geklärtes Kapitel in der Psychologie. Gewiß ist nur so viel: Stellen Sie sich einmal ein Dreieck vor. Schließen Sie für einen Moment die Augen und stellen Sie sich einen Hund vor. Nun, dann erscheint vor Ihnen entweder das Bild eines bekannten Hundes oder aber eine allgemeine Vorstellung von Hund. Wenn es eine allgemeinere Vorstellung ist, dann wird diese Vorstellung etwa die Züge eines Schäferhundes, eines Wolfshundes, einer Dogge, eines Dackels usw. tragen. Aber dieses Bild, das da entsteht, ist nur ein umrißhaftes Bild. Es ist wie eine Zeichnung, die nun auch die Gestalt festhält. Sie kennen vielleicht das bekannte Wort: Zeichnen heißt weglassen. Gemeint ist damit, eine gute Zeichnung gibt ganz wenige charakteristische Linien wieder, alles andere wird weggelassen. In gewissem Sinn könnte man dieses Wort modifiziert auf die Vorstellung anwenden und könnte sagen: Vorstellen heißt weglassen. Das ist es nämlich, vorstellen, indem ich vorstelle, lasse ich weg. Ein anderes Beispiel: Stellen Sie sich eine Streichholzschachtel vor. Nun, da werden Sie das Bild einer kleinen, länglichen, rechteckigen Schachtel haben. Sie werden weiter einen Gesamteindruck von blau haben, da in Deutschland die Streichholzschachteln blau sind. Sie werden endlich die Vorstellung der dunkelbraunen Reibfläche haben und dann werden Sie, wenn es hochkommt, noch den Eindruck einer vielleicht gelben Etikette haben. Auf dieser Etikette ist etwas gedruckt. Wenn ich Sie nun fragen würde, was, wird kaum einer von Ihnen antworten können.

Die wenigsten werden in ihrer Vorstellung noch diese anderen Momente haben, daß auf einer Streichholzschachtel etwa steht: Haushaltmarke, daß der Preis darauf steht, also 30 Pf., daß ein Adler darauf ist, daß darauf gedruckt steht "Deutsche Zündwaren Monopolgesellschaft", daß Sicherheitshölzer oder Welthölzer darauf steht. Vorstellen heißt weglassen. Was wird denn weggelassen? Das Rätsel kann ich Ihnen in diesem Fall lösen. Es gibt verschiedene Streichholzschachteln, es gibt etwa solche mit einem blauen und solche mit einem gelben Etikett. Weggelassen wird nun offenbar, wenigstens bei der allgemeineren Vorstellung, gerade das, was die Streichholzschachtel nicht zur Streichholzschachtel macht, sondern was sie nur unterscheidet voneinander, ohne ihnen die Qualität der Streichholzschachtel zu nehmen. Und in diesem Fall ist es ganz charakteristisch, daß bei den meisten von Ihnen die Vorstellung beim Etikett aussetzt. Was Sie sich alle vorstellen ist die Gestalt, Farben und Etikett. Während aber die Gestalt ganz genau bestimmt ist, ist das übrige unbestimmt.

Im Ergebnis sieht das so aus: Die Vorstellung hat eine Reihe bestimmter Momente und im übrigen Leerstellen. Bestimmt also ist in der Vorstellung die Gestalt der Zündholzschachtel, Leerstelle ist die Beschriftung und Etikettierung. Verstehen Sie es nun recht, wenn ich sage, die Vorstellung schematisiert. Sie bildet sich ein Schema, d.h. aber, sie fixiert bestimmte Dinge und läßt andere offen. Wir sprechen im täglichen Sprachgebrauch von allgemeinen Vorstellungen. Wir sagen: "Ach, er hat nur eine ganz allgemeine Vorstellung davon". In Wirklichkeit ist nun jede Vorstellung allgemein, denn

jede Vorstellung ist ein Schema. Wir können uns auch einen noch so bekannten Menschen nicht vorstellen, ohne dieses Schema zu bilden.

Damit hängt aber wiederum nun ein anderes zusammen. Wenn verschiedene Wahrnehmungen sich im wesentlichen treffen, in den Leerstellen unterscheiden, dann können wir dafür eine gemeinsame Vorstellung fixieren. Das ist nun die allgemeine Vorstellung im zweiten Sinn, nämlich die Vorstellung, die eine ist für Vieles, die ein Schema hat für viele Wahrnehmungen. Und indem wir auf diese Seite der Vorstellung hinweisen, stehen wir nun schon unmittelbar vor Vorgängen, die charakteristisch für die höheren seelischen Leistungen sind. Denn die Verallgemeinerung ist ja Grundlage des begrifflichen Denkens.

Die Grenzscheide zwischen Vorstellen und Denken ist nicht immer scharf zu ziehen, sie ist vor allem nicht immer scharf gezogen worden, und das hat in der Erkenntnistheorie zu vielen Irrtümern Anlaß gegeben. Aus diesem Grund möchte ich doch noch prinzipiell sagen: Jede Vorstellung, so allgemein sie auch ist, ist eine sinnliche Allgemeinheit, noch keine logische, erst die Allgemeinheit des Begriffs ist eine logische. Im Bereich der Vorstellung sprechen wir also nur von sinnlichen Verallgemeinerungen, von Schematisierungen.

Um nun aber das Kapitel der optischen Vorstellungen, an denen wir nochmals die Eigentümlichkeit der Vorstellung entwickelt haben, abzuschließen, so ist noch einiges Material nachzutragen, das im wesentlichen auf den Zusammenhang zwischen Empfindung, Wahrnehmung einerseits und Vorstellung andererseits geht.

Aus der schematisierenden Kraft der Vorstellung geht dann wieder ein anderes hervor, darauf aber will ich nicht genauer eingehen, weil wir das später bei der Lehre von den Assoziationen behandeln. Das ist die Fähigkeit der Vorstellungen, sich zu neuen Vorstellungen zu verbinden. Wir sprachen bei der allgemeinen Besprechung der Vorstellung ja von der Flüchtigkeit des Vorstellungslebens. Sie kommen und gehen, nicht an den Gegenstand gebunden, scheinen sie sich frei zu entwickeln und auch wieder zu verschwinden. Daß das nicht ganz so ist, habe ich schon angedeutet, und es ist ein wesentliches Ergebnis der Psychologie. Auch die Vorstellungen stehen unter Gesetzmäßigkeiten, allerdings sind sie nicht wie Empfindungen und Wahrnehmungen von Äußeren abhängig, sondern von einer inneren Gesetzmäßigkeit, eben der der Assoziationen. Aber die Assoziation hat selbst wieder ihre Grundlage in der schematisierenden Arbeit. Darauf allein sei hier hingewiesen. Jede Vorstellung hat Leerstellen, in die ich nun beliebig einsetzen kann. Ich kann in eine solche Leerstelle eine andere Vorstellung einsetzen, das geht soweit, daß ich Vorstellungen erzeugen kann, die keiner wirklichen Wahrnehmung entspringen. Und das ist, wie gesagt, nur möglich, weil jede Vorstellung ein Schema ist, das nicht überall ausgefüllt ist.

Um nun aber das Kapitel der optischen Vorstellung abzuschließen, so ist noch einiges Material nachzutragen. Es geht im wesentlichen um den Zusammenhang zwischen Empfindung, Wahrnehmung einerseits und der Vorstellung andererseits.

Wir sagten allgemein, daß die Vorstellung nicht so intensiv ist wie Wahrnehmung und Empfindung. Wenn das auch allgemein richtig ist, so sind hier dann doch große Differenzen. Es gibt Menschen, deren Vorstellungskraft nahezu die Empfindungsstärke erreicht. Es gibt also einfach Menschen mit sehr starker Vorstellungskraft. Beispiele dafür: Goethe beschreibt von sich, wenn er die Augen schließe und sich eine Blume denke, so lege sie sich auseinander und entfalte sich gegen seinen Willen zu immer neuen, schönen Formen, ähnlich wie im Kaleidoskop. Aber er konnte die Formen nicht festhalten. Interessant daran ist, daß hier die Vorstellungskraft mit unmittelbarer Wahrnehmungsstärke arbeitet, gleichwohl aber das Vorstellungsleben seine Flüchtigkeit beibehält. Einen anderen Fall berichtet Brierre de Boismont, der einen Maler nennt, der im Jahr gegen dreihundert Porträts malte. Das war nur möglich, weil er nach einer halbstündigen Sitzung und nach einigen Skizzen ein so festes Vorstellungsbild hatte, daß er die Person sich dann auf dem Stuhle sitzend vorstellte und danach das Bild fertig machte. Interessant ist hieran, daß auch wiederum die Vorstellungskraft mit unmittelbarer Wahrnehmungsstärke arbeitet, gleichzeitig aber die Vorstellung fixiert ist, wenigstens bis zur Ausarbeitung des Bildes. Ein bekannter Fall ist weiter der Blindspieler im Schach. Der Blindspieler muß das Brett nicht vor sich haben, sondern er kann aus dem Gedächtnis spielen. Er stellt sich das Brett vor, weiß wie die Figuren stehen und gibt dann die Züge an, die er machen will. Vom Blickpunkt des Psychologen aus ist hier wieder zu bemerken, daß die Vorstellung mit unmittelbarer Wahrnehmungskraft arbeitet, aber gleichfalls fixiert. Vollends erstaunlich wird das nun, wenn man erfährt, daß es Blindspieler gibt, die bis zu 24 Partien simultan spielen können, d.h. also: gleichzeitig. Hier zeigt sich die Unabhängigkeit der Vorstellung ganz erstaunlich. Denn diese Menschen behalten mit der Stärke der Wahrnehmung gleichzeitig 24 Partien vorstellend im Kopf. Freilich ist es da offenbar so, daß sie nicht jede Partie wirklich gegenwärtig haben, sondern sich jeweils immer wieder auf die Partie besinnen. Sie lassen sich etwa den letzten Zug angeben und erinnern sich dann der ganzen Partie. Vom Standpunkt des Psychologen ist hier wiederum bemerkenswert, daß also mehrere Partien mit unmittelbarer Wahrnehmungskraft gesehen werden, gleichzeitig die Vorstellungen aber beliebig ausgetauscht werden können und wieder hervorgerufen werden können.

Ein Grenzfall solcher Vorstellungskraft ist die Halluzination. In Erregungszuständen, auch beim Normalen, erscheint mit völliger Leibhaftigkeit ein Bild. Hier ist das Bemerkenswerte, daß die Vorstellung sich als Wahrnehmung gibt. Es kann also überhaupt die Grenze zwischen Vorstellung und Wahrnehmung verwischt werden, bei Kranken kann sie endgültig verwischt werden. Sie leben unter ihren Traumgestalten so, wie wir unter den wirklichen Gestalten. Das deutet darauf hin, daß eben die Vorstellungskraft eine höher entwickelte Funktion ist. Gleichfalls in diese Richtung deutet ja auch die Tatsache, daß Kinder so leicht Vorstellungen und Wirklichkeit verwechseln.

Dem stehen nun auf der anderen Seite Vorstellungsarmut und Vorstellungsschwäche gegenüber. Wenn wir von den schon besprochenen Fällen der Seelenblindheit

absehen, wo wir überhaupt von einem Ausfall, oder wenigstens einem nahezu vollständigen Ausfall der Vorstellungsgabe sprechen, so gibt es auch bei Normalen eine untere Grenze der Vorstellungskraft.

Dreiundzwanzigste Vorlesung

Wir haben nun in den folgenden Kapiteln den Empfindungs-, Wahrnehmungs- und Vorstellungskreis der anderen Sinne und der sich darauf aufbauenden Wahrnehmungen zu behandeln. Das wird wesentlich schneller geschehen können, da wir bei der Behandlung des optischen Kreises schon vieles Prinzipielles gesehen haben, was sich nur noch wiederholt.

Ich sagte ja, daß man heute 7 Empfindungskreise unterscheidet:

1. Gesichtsempfindungen
2. Gehörsempfindungen
3. Geruch und Geschmack
4. Hautempfindungen im engeren Sinn.
5. Bewegungs- und Lageempfindungen
6. statischen Sinn und
7. die inneren Körper- und Organempfindungen.

Und zunächst will ich den psychologischen Kreis der Gehörsempfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen behandeln.

Wie das Auge die Lichtwellen, so sammelt das Ohr die Schallwellen. Diese treffen auf das Trommelfell, welches so gebaut ist, daß es den verschiedensten Schwingungen zu folgen vermag und von dort gehen sie zu den Gehörknöchelchen, welche die Erschütterungen aufnehmen und bis zum ovalen Fenster leiten. Von hier aus verwandeln sich die Schwingungen in Wasserwellen und treffen die Membran. Das mag zur physiologischen Grundlage des Hörens genügen. Und als Ergebnis stellen wir fest, daß die Schallwellen, die das Ohr treffen, den Ton zur Gegebenheit bringen. Damit setzt der psychologische Vorgang ein.

Man unterscheidet am Ton drei Haupteigenschaften: Stärke, Höhe und Klangfarbe, also laute und leise Töne, helle, scharfe und dunkle, tiefe. Die Klangfarbe ist das, was gleich hohe Töne bei verschiedenen Instrumenten unterscheidet. Und diese Momente stehen selbst wieder offenbar in Abhängigkeit von dem Schall, also von Reizwellen, die den Ton erzeugen. Und zwar so, daß die Tonhöhe eines Tones durch die Schwingungszahl bestimmt wird, die Stärke des Tones durch die Weite (Amplitude) der Schwingung und die Klangfarbe durch Zusammensetzung aus einfachen Schwingungen mit ihrer Verschiedenheit von Wellenlänge und Schwingungsweite.

Zur Erläuterung dessen seien einige Gesetze angeführt. Von zwei Tönen, die die gleiche Amplitude haben, also die gleiche Schwingungsweite, ist der höhere der

stärkere. Eine Pikkoloflöte beherrscht das ganze Orchester, wenigstens in den höheren Tönen, ein Sopran kann Chor und Orchester beherrschen.

Drücken wir es also so aus: Wir nehmen mit dem Ohr Schwingungen wahr, die physikalisch bestimmbar sind. Ja, das Ohr ist spezifisch auf Schwingungen eingerichtet, wie das Auge auf Lichtwellen. Naturgemäß ist die Frage zunächst, wie weit reicht das Ohr, um die Schwingungen zu erfassen? Ist unser Gehörfeld begrenzt, wie ja auch das Gesichtsfeld begrenzt ist? Man hat nun gefunden, daß die unterste Grenze 15 - 19 Schwingungen sind, daß die Töne höchster Höhe, die wir hören, 22000 Schwingungen haben.

Aber wie geht das Hören vor sich? Die heute immer noch am meisten angenommene Theorie ist die von Helmholtz, wonach jedes Fäserchen der Grundmembran seine eigene Schwingung hat, auf die es am stärksten anspricht, und jedes Fäserchen wiederum ist mit einer Nervenfaser verbunden, welche die Reizung mit einer Tonempfindung beantwortet. Soweit nun also das, was über die Gehörempfindung zu sagen ist. Fassen wir zusammen: Töne unterscheiden sich nach Intensität, Höhe und Klangfarbe, der die Schwingungsweite, die Schwingungszahl und die Zusammensetzung aus Wellenlänge und Schwingungsweite entspricht. Das Hören selbst ist ein Aufnehmen also von Schallwellen durch das Ohr, das mit seiner Membran die Töne unterscheidet und die Empfindungen auslöst.

Nun aber hören wir nicht nur Töne, sondern wir hören Geräusche und hören Tonverbindungen. Zunächst einmal ist die Frage zu beantworten, was sind Geräusche? Subjektiv genommen ist der Ton etwas Ruhiges, Klares, Musikalisches, wogegen das Geräusch unruhig, rauh ist. Doch diese Unterscheidung ist nur subjektiv, für Unmusikalische ist die Musik nur Geräusch. Durchaus kann weiter für den einen Geräusch sein, was für den andern Ton ist, aber auch umgekehrt. Objektiv aber entspricht der Klarheit der Töne eine eigentümliche Ordnung innerhalb der Schwingungen, wie sie am deutlichsten etwa in den Gesetzen der Harmonie zum Ausdruck kommt, während die Welt der Geräusche offenbar ungeordneter ist. Obwohl übrigens auch für Geräusche die Unterschiede von Intensität, Höhe und Klangfarbe gelten.

Sehen wir also schon zwischen Tonwahrnehmung und Geräuschwahrnehmung einen Unterschied, der offenbar in der gestaltenden Arbeit ruht, die die Wahrnehmung leistet, so kommt das noch deutlicher zum Ausdruck, wenn wir Tonverbindungen betrachten. Hier arbeitet nun ausgesprochen die gestaltende Kraft der Wahrnehmung. Nichtmusiker hören den Akkord c - e - g als eine Einheit. Der Musiker kann nicht nur diesen Akkord zerlegen, sondern er kann auch Klänge zerlegen, die er noch nicht gehört hat. Also das Ohr trennt und unterscheidet nicht nur, sondern es verschmilzt dann auch wieder die Elemente zu einer Einheit. Wie bedeutsam dieses Verschmelzen ist, zeigt sich nun etwa bei der Musik, wo eine Reihe von Tönen - für den Nichtmusiker von Geräuschen - zu einer Einheit verschmolzen werden, wo das Ohr gestaltend wahrnimmt. Es zeigt sich vor allem weiter bei der Sprache. Hier ist sogar eine höchst komplizierte

Gestaltwahrnehmung vorhanden. Töne und Geräusche verbinden sich zu einer Einheit des Hörens. Von diesem Blickpunkt aus gesehen ist das Hören der Sprache ein Wunder an Arbeitsleistung. Wenn wir jemanden hören, fassen wir in blitzschneller Arbeit Töne und Geräusche auf, die wir ja unterscheiden müssen, um sie zu hören, zu verbinden und aufzufassen.

Die akustische Wahrnehmung ist also zunächst einmal, genau wie die optische, eine Gestaltung der Gehörempfindungen. Die Gestaltung, die wahrnehmende Gestaltung der Sehempfindungen, führt zum Sehen des Raums und seiner Gestaltungen, sie erschafft den Raum. Die Gestaltung der Gehörempfindungen, und wiederum müssen wir sagen, die wahrnehmende Gestaltung der Gehörempfindungen, gibt uns eine Klangwelt. Wie sich nun erst allmählich im Sehen des Säuglings der Raum entwickelt, so entwickelt sich auch ganz allmählich erst die Klangwelt. Diese Entwicklung geht unendlich viel langsamer vor sich als die Entwicklung des Sehens. Zwar entwickelt sich, wie schon früher gesagt, das reine Empfindungshören ziemlich rasch, aber auch schon etwas später als das Sehen. Erst nach Wochen horcht das Kind aufmerksam auf einen Klang, dreht sich erst im zweiten Halbjahr nach einem Schall um. Aber auf diese erste, relativ schnelle Entwicklungsperiode folgt eine lange Entwicklung. Lange erst nachdem der Sehraum entwickelt ist, nachdem also die gestaltende Fähigkeit der optischen Wahrnehmung vorhanden ist, läuft noch die Entwicklung der Gehörwahrnehmungen. Entwicklungspsychologisch gesehen hinkt also die Entwicklung der Gehörwahrnehmungen hinter den Sehempfindungen einher. Der erste Anfang ist wohl das Erfassen von einfachen Melodien, aber auch das fällt schon in den Beginn des zweiten Lebensjahres. Wenn zwar gelegentlich stolze Mütter erzählen, daß ihre Kinder schon aufmerksam auf Lieder hören, so ist das nicht ganz unrichtig, aber zweifelsohne hören die Kinder nicht Melodien, sondern nur Geräusche. Und dann beginnt wiederum ganz allmählich im zweiten Jahr das Hören von Worten, also das Wahrnehmen von Wortgestalten. Hand in Hand geht damit die Periode der Lautnachahmung. Diese folgt auf eine erste Periode, in der das Kind seine Empfindungen und Gefühle durch Krähen ausdrückt und auf die zweite Periode des Lallens. Es ist also schon eine dritte Periode, in der Laute nachgeahmt werden und gleichzeitig Laute wahrgenommen werden. Darauf erst folgt dann die Periode des beginnenden Sprachverständnisses und endlich des Sprachgebrauchs.

Ist nun aber diese Wahrnehmungsstufe erreicht, d.h. hat das Kind nun akustische Wahrnehmungen von Tönen, Melodien und von Worten, dann beginnt wieder erst jene lange Entwicklung, die zur Beherrschung der Sprache führt. Im vierten Jahr kann das Kind sich einigermaßen ausdrücken, aber selbstverständlich kann man doch noch in keiner Weise sagen, daß das Kind eine Sprache beherrscht.

Es ist also ein langer Prozeß, der zur Entwicklung der akustischen Welt führt, oder sagen wir es gleich richtig, zur Entwicklung der akustischen Vorstellungen. Denn in diese akustische Welt gehört eben nicht nur die Welt der Töne, sondern die Welt der Sprache. Diese aber ist, im Gegensatz zur Schwelt des Menschen, ein

Entwicklungsinstrument. Und wir stehen mit der Besprechung der akustischen Vorstellungen noch viel näher bei den höheren psychischen Leistungen als bei der Besprechung der optischen Vorstellung.

Zunächst einmal: Was sind akustische Vorstellungen? Wie kommt es zu akustischen Vorstellungen? Es wiederholt sich der Prozeß, den wir das letzte Mal ausführlich besprochen. Ggesetzt den Fall, ich höre eine Melodie, ich empfinde also die Töne, nehme die Melodie, d.h. die Gestalt der Melodie, wahr und gleichzeitig prägt sich diese Melodie mir ein. Ich kann mir also jetzt die Melodie vorstellen. Was heißt das? Nun, ich kann also etwa die Melodie "Ein Männlein steht im Walde" in mir wiederholen, ohne daß sie hörbar wird. Ich brauche die Melodie gar nicht zu singen, ich muß noch nicht einmal den Mund bewegen, ich stelle mir die Melodie nur vor. Mir hat sich ein akustisches Schema eingeprägt, und dieses Schema kann ich reproduzieren. Ich entwickle also innerlich die Melodie, ich rufe das Vorstellungsschema zurück. Gerade hier sehen Sie sehr schön den Charakter des Schemas. Ein lautloses, innerliches Geschehen spielt sich ab, virtuell erscheint in mir die Melodie. Aber ich kann sie jederzeit auch tonhaft ausdrücken, kann sie also mir selbst wieder zur Wahrnehmung und Empfindung bringen.

Nun wird die Sache sehr viel komplizierter, wenn wir uns dem zweiten Bereich der akustischen Vorstellungen, dem Sprachbereich, zuwenden. Die reine Wort- oder Sprachvorstellung ist genau so wie die optische Vorstellung ein Nachbild eines einmal gehörten, also wahrgenommenen Wortes. Dafür gibt es übrigens einen schönen Beweis. Es ist nachgewiesen, daß das Kind selbständig keine neuen Worte bildet, sondern daß es sich seine Sprache aus dem aufbaut, was ihm der Erwachsene zuführt. Insbesondere die Untersuchungen von Stumpf sind hier sehr aufschlußreich gewesen, der bei seinem Sohn eine eigenartige Sprache feststellte, aber auch hier als Grundelemente Worte fand, welche der Sprache der Umgebung entstammten.

Also auch hier ist die Vorstellung zunächst ein Nachbild, besser würde man natürlich sagen: ein Nachklang von gehörten Worten. Aber nun zeigt sich hier in gesteigertem Maße die Fähigkeit der Vorstellung, die ich das letzte Mal ausführlich beschrieb, diese Fähigkeit der sinnlichen Abstraktion, des Weglassens. Am Beispiel: Ein berühmtes Beispiel von Roman zeigt das. Ein Kind hat das Wort Quack für Ente gesagt bekommen. Dieses Wort überträgt es nun zunächst auf eine Münze, die einen Adler zeigt, also auch das ist für das Kind Quack, und dann nennt es schließlich alle Münzen Quack. Analysieren wir nun diesen Prozeß: Für die Ente wurde dem Kind das Wort Quack gesagt, die Wortvorstellung Quack blieb. Sie wird wieder hervorgerufen bei einer Münze, die den Adler trägt, schließlich aber bei allen Münzen. Es wird also schließlich das ursprüngliche Bild ganz weggelassen, die Wortvorstellung Quack ist nun eingeschränkt oder erweitert - wie Sie wollen - auf Münzen. Das besagt aber - hier an einem sehr deutlichen Beispiel -, daß die Wortschemata, wenn wir so kurz die Wortvorstellungen nennen wollen, in einem viel stärkeren Maße übertragbar und erweiterbar sind als etwa optische Vorstellungen. Dieser Vorgang nun gerade ist entscheidend für die

Sprache. Denn das, was wir hier an diesem Beispiel sehen, ist im Grunde nur das Modell für den Vorstellungs- und Bedeutungswandel in der Entwicklung der Sprache. Freilich ist hier nun die Grenze zwischen Sprechen und Denken nicht mehr deutlich zu ziehen.

Nun hat uns gerade die Untersuchung der Sprache und der Sprachvorstellungen bedeutsame psychologische Aufschlüsse über die Vorstellung verschafft. Wiederum sind es hier Grenzfälle, anormale Fälle, die diesen Aufschluß gebracht haben. Der Sammelausdruck für diese Erscheinungen heißt "Aphasie", wörtlich: ohne Sprache. Zwei Gruppen von Aphasien sind besonders wichtig geworden, die sensorische und die motorische Aphasie. Um das Entscheidende gleich zu sagen: Die Störungen der Sprache, die hier stattfinden, sind physiologisch festzulegen. Es gibt im Gehirn zwei Sprachzentren, das Brocasche und das Wernickesche. Die Störung des ersteren bedingt die motorische, die Störung des zweiten die sensorische Aphasie. Das von Broca (1861) entdeckte Zentrum liegt in der dritten unteren Stirnwindung. Das von Wernicke liegt am hinteren Teil der linken oberen Schläfenwindung. Normalerweise liegen beide Zentren auf der linken Seite. Aber schon Broca hat entdeckt, daß bei Linkshändern das Zentrum rechts liegt.

Und wie gesagt, es waren diese Entdeckungen, also erstens einmal die Analyse der Aphasien und dann die weitere der Tatsache ihrer Lokalisation, die nun eine Reihe von psychologischen Erkenntnissen zur Folge hatten.

Vorerst aber ist der Tatbestand der Aphasien zu beschreiben. Aphasie heißt also Sprachstörung. Die sensorische Aphasie, auch Worttaubheit genannt, ist die Unfähigkeit, gehörte Worte zu verstehen, wobei weder eine Geistesstörung vorliegt noch ein Fehler im Gehörorgan. Das Prinzip solcher Störungen ist uns ja schon aus der Agnosie, aus der Seelenblindheit, bekannt. Der Kranke kann also Geräusche hören, oft sogar die leisesten Geräusche, aber alles erscheint ihm als Geräusch. Die Sprache ist für ihn ein nichtssagendes Geräusch. Nicht immer ist die Störung total, wenn sie allerdings total ist, dann reagieren die Kranken auf Sprechen überhaupt nicht. In schwächeren Formen hören die Kranken noch einzelne Silben. So hörte ein Kranker alles als phot oder pololo, ein anderer als Wirrarr und Gewoge. Viele Kranke empfinden die Sprache als einen Lärm, den sie nicht nachmachen können. Oft tritt bei der Aphasie die Paraphrasie auf, d.h. statt bestimmter Worte werden falsche verwandt, verstümmelte oder ähnliche. Nun liegt eine Störung des Hörens vor, keine Störung des Sprechens oder wenigstens keine unmittelbare Störung des Sprechens. Und um es nochmals zu sagen, keine Störung des Gehörorgans oder des Geistes. Die Kranken selbst können also fließend sprechen. Das äußere Gerüst der Rede ist vorhanden, Zeitwörter, Konjugationen sind richtig gebraucht, wenngleich Fürwörter oder Partikel weggelassen werden. Der Kranke selbst kann also sprechen, aber nicht hören. So entsteht in einer Unterhaltung mit einem solchen Kranken ein eigentümlicher Dialog. Der Kranke redet und redet, man selbst redet auch. Indessen versteht der Kranke das nicht, was sein Partner sagt, und so zeigt sich das in reiner Form, was ja im gewöhnlichen Leben auch bei Unterhaltungen von

Leuten, die nicht worttaub sind, gar nicht so selten vorkommt: Der Worttaube redet das Seine und hört das andere nicht.

Nun, das ist die sensorische Aphasie. Was ergibt ihre Analyse? Was bedeutet diese Störung des Hörens? Warum kann der Kranke die Geräusche, die er hört, nicht zum Verständnis erheben? In welchem Sinn hört er eigentlich nicht, da er doch akustisch hört? Die erste Beantwortung der Frage wird Ihnen ja nach der Behandlung der Seelenblindheit unmittelbar einleuchten: Der Kranke kann die akustischen Eindrücke nicht in Wortvorstellungen verwandeln. Es ist also der Übergang von der Empfindung und vielleicht der Wahrnehmung zur Vorstellung gestört und zwar beim Hören. Bei der motorischen Aphasie liegt das Gegenteil vor, da können die Kranken nicht sprechen bzw. die Sprache ist gestört, obwohl sie hören können.

Nun erinnern wir uns des Zusammenhanges, um den es uns geht. Das ist die Untersuchung der Sprachvorstellung. Wir wollen wissen, was hier vor sich geht. Die sensorische Aphasie gibt nun folgendes Bild: Die Sprachvorstellung, die aktiv beherrscht wird, denn die Kranken können ja sprechen, wird passiv nicht beherrscht. Ganz einfach ausgedrückt: Es kommt nicht zu Sprachvorstellungen, obgleich es zu Gehörsempfindungen kommt. Und wiederum muß man sofort dazu sagen: Es kommt nicht zu passiven Sprachvorstellungen, wohl aber zu aktiven. Da ja die Kranken sprechen können, sind sie auch imstande, Sprachvorstellungen zu bilden.

Nun sagte ich vorhin, hier würde sehr schön der Prozeß klar, den wir die letzte Stunde beschrieben haben. Wir sagten, von der Empfindung über die Wahrnehmung führt die psychische Entwicklung zur Vorstellung. Ist ein solcher Verlauf bei der Vorstellung angelangt, dann kann er sich umkehren, jetzt also kann die Vorstellung die Wahrnehmung und die Empfindung herbeirufen. Also im Schema:

R -> E -> W -> V

Bei der sensorischen Aphasie ist also dieser Prozeß in der Richtung zur Vorstellung gestört. Die Vorstellung kann nicht aufgrund des Worthörens erzeugt werden. Dagegen ist nicht der umgekehrte Prozeß gestört. Denn der Kranke hat Wortvorstellungen, er kann sprechen. Blitzartig wird uns die Art der Störung klar, wenn wir erfahren, daß einer dieser Kranken, der also nicht hören konnte, Geschriebenes durchaus verstand und auf die Fragen seines Arztes, die ihm schriftlich gestellt wurden, durchaus antwortete. Und hier zeigt sich zugleich auch, daß es sich wiederum nicht um eine Intelligenz- oder Denkstörung handelt, jedenfalls primär, obgleich sekundär natürlich durch den Ausfall des Erfassens von Wortvorstellungen dann auch das Denken gestört wird, sondern um eine reine Störung des Vorstellungsbereiches.

Nun aber gibt die sensorische und dann auch die motorische Aphasie noch einen anderen Aufschluß. Es liegt nahe, daß wir die Vorstellungen dinglich denken. Empfindungen jedenfalls können wir als materielle Vorgänge nachweisen. Wir können den Weg verfolgen, den etwa der Lichtstrahl oder die Schallwelle nimmt. Wir können verfolgen, wie sie empfangen und weitergegeben werden. Es liegt, wie gesagt, dann

nahe, auch die Wahrnehmungen und die Vorstellungen in dieser Weise als dingliche Geschehnisse zu betrachten und sich etwa vorzustellen, daß irgendwo im Gehirn, also etwa im Brocaschen oder Wernickeschen Zentrum, die Vorstellungen aufbewahrt sind und dort als Atome hausen. Ja, Wernicke selbst hat sogar überlegt, ob nicht jede Vorstellung, die wir besitzen, in irgend einer Gehirnzelle deponiert ist. Dem widerspricht nun ganz scharf die genaue Untersuchung der Aphasie. Denn sie zeigt, daß nicht die Vorstellungen als solche vernichtet sind. Denn der sensorisch Aphasische hat die Vorstellungen, wenn er selbst spricht, der motorisch Aphasische, der selbst nicht sprechen kann, hat die Vorstellungen, wenn er hört. Gestört ist die Vorstellungskraft. Das ist das Entscheidende.

Vierundzwanzigste Vorlesung

Wir behandeln die Aphasien und sind mit der Behandlung der Aphasien in den Problembereich der akustischen Vorstellungen eingetreten. Denn die Aphasie zeigt uns ja in aller Deutlichkeit den Ausfall der akustischen Vorstellungen. Nicht das Gehör, also das Ohr, ist gestört, nicht die Geistestätigkeit, wiederum liegt kein Intelligenzdefekt vor, sondern jene Tätigkeit, die der Experimentalpsychologe noch zu den elementaren Vorgängen des Seelenlebens rechnet, ist gestört.

Nun geht unsere ganze Untersuchung ja letzten Endes in diesem Abschnitt darauf hinaus, zu sehen, was eigentlich Empfindung und Wahrnehmung und Vorstellung ist. Schon bei den optischen Vorstellungen ging uns die Eigentümlichkeit der Vorstellungsarbeit auf, die darin liegt, daß sie schematisiert. Denn das, was ich vorstellend ergreife, bilde ich zu einem Schema um. Auf Grund dieses Schemas aber erkenne ich später Dinge wieder.

Die sensorische Aphasie nun, die wir bis jetzt behandelt haben, zeigt, daß die Vorstellungskraft so gestört sein kann, daß es nicht zur Bildung von den akustischen Schemata kommt, also nicht zu den akustischen Vorstellungen beim Hören. Der Kranke hört mit dem Ohr, aber er hört nicht mit seiner Vorstellungskraft. Aber er besitzt andererseits solche akustischen Schemata, denn er selbst kann sprechen. Aktiv kann er also akustische Vorstellungen entwickeln, passiv nicht.

Ich fing gegen Schluß der letzten Stunde an, darauf hinzuweisen, daß dieser Tatbestand uns etwas Merkwürdiges lehrt. Wir dürfen die Vorstellungen nicht als dingliche Gegebenheiten nehmen. Es liegt ja nahe, zu meinen, daß in unserem Gedächtnis wie in einem Behälter Vorstellungen aufbewahrt sind. Das ist ein uralter Gedanke. Denken Sie nur an die *Ideae innatae* bei Descartes, die von Gott mitgegebenen und dem Menschen angeborenen Vorstellungen. Das ist, als ob in uns kleine Dinge sind, Ideen oder Vorstellungen genannt, so eine Art von Seelenatomen, die in uns sitzen.

Hier bei den Aphasien sehen Sie aber nun deutlich, wie falsch diese dinghafte Vorstellung ist. Vorstellungen sind immer nur, halten Sie das fest, Funktionen. Bei der sensorischen Aphasie ist die Vorstellungskraft, und zwar die akustische Vorstellungskraft, gestört. Nun, das bedeutet, daß hier die Funktion, aus dem reinen Empfindungshören Sprachvorstellungen zu bilden, lahmgelegt ist. Nicht die akustischen Vorstellungen selbst sind vernichtet, das wäre widersinnig anzunehmen. Warum kann der sensorisch Aphasische sprechen, warum hat er dann plötzlich die akustischen Vorstellungen? Es ist vielmehr so, daß ein Zweig dieses Funktionsbereiches lahmgelegt ist, eben der, der die Ton- und Geräuschempfindungen in Sprachlaute verwandelt.

Eben dasselbe tritt nun auf der anderen Seite bei der Betrachtung der motorischen Aphasien zutage. Motorisch Aphasische leiden nicht darunter, daß sie nicht verstehen, sondern sie können nicht sprechen. Die Kranken sind unfähig, die Gedanken, die sie haben, in Artikulationen einzukleiden. Häufig ist der Verlust der Sprechfähigkeit ein vollkommener. Dann aber haben diese Kranken noch einzelne Laute zur Verfügung. Sie haben die Fähigkeit, deren Tonfall zu modifizieren. Sie haben manchmal sogar noch mehrere Worte, aber sind dann nicht fähig, sie wahlweise zu gebrauchen. Diese Kranken können nicht Einzelworte, die ihnen zur Verfügung stehen, zu einem Satz vereinigen.

Einige Beispiele: So hatte ein Kranker nur mehr noch die Silben auch, parda, tunke. Ein anderer nur mehr noch das Wort macassa. Manche Kranke haben noch einige Redewendungen. Erstaunlich ist dann wieder, daß in Fällen hochgradiger Erregung die Sprache oder Teile der Sprache wiederkehren können. Ein Aphasischer kann also im Zorn plötzlich einen Fluch ausstoßen. Besonders interessant ist ein Fall, den Gowers berichtet: Der Kranke war mehrmals aufgefordert worden, nein zu sagen. Schließlich ruft er voller Zorn aus: "Ich kann nicht nein sagen, Herr Doktor".

Das beleuchtet ganz genau die Situation. Gelähmt ist die Kraft, die Vorstellung zu entwickeln. Sie ist gelähmt, in einem besonderen Anlaß erscheint sie dann wieder. Nun tauchen motorische Aphasien meist im Gefolge von Schlaganfällen auf. Und die rein physiologische Betrachtung geht nun auch dahin, daß man eben mit Recht annimmt, eine bestimmte Gehirnpartie ist gelähmt. In diesem Fall also das Brocasche Zentrum, das ja zweifelsohne für die motorischen Aphasien verantwortlich ist, wie das Wernickesche für die sensorischen.

Aber so aufschlußreich das ist, so interessiert uns hier ja mehr der psychologische Vorgang. In Verbindung also mit dieser Lähmung geht die Fähigkeit des Sprechens verloren, aktive Wortvorstellungen können nicht mehr entwickelt werden.

Nun ist hier aber noch etwas anzumerken, was weiterhin sehr aufschlußreich ist. Es gibt Fälle von motorischer Aphasie, wo die Sprechfähigkeit verloren gegangen ist, nicht aber die Schreibfähigkeit. Das ist nicht zu verwechseln mit dem, was wir bei der sensorischen Aphasie erfahren haben. Dort können die Kranken zwar nicht hören, aber sie können die Fragen, die ihnen der Arzt stellt, schriftlich beantworten. Mit anderen Worten: Sie können aufgrund optischer Vorstellungen nur zu der Entwicklung der Gedanken kommen, sie können über den optischen Weg dann verstehen. Der motorisch Aphasische kann aber ja selbst nicht sprechen, er kann aktiv keine akustischen Vorstellungen entwickeln. Er kann aber - nicht alle - schreiben, d.h. also, er kann seine Gedanken, die er zu aktiven akustischen Vorstellungen nicht gestalten kann, in optische umsetzen. Also wiederum dieselbe Hemmung. Das akustische Vorstellungszentrum versagt, es versagt aber nur teilweise.

Die Beobachtungen, die man nun an den Aphasien machen kann, deuten aber darauf hin, daß, wenngleich den sensorisch Aphasischen die Möglichkeit fehlt, Sprache

zu verstehen, sie dennoch ein innerliches Sprachverständnis haben und umgekehrt, daß die motorisch Aphasischen, obgleich ihnen die Möglichkeit fehlt, zu sprechen, sie eine innerliche Sprache haben. Dies ist ein für uns sehr wichtiges Ergebnis. Es zeigt ja an, daß einer der kompliziertesten psychologischen Vorgänge und einer der grundlegenden Vorgänge für die höheren psychologischen Funktionen, nämlich die Sprache, zwar empfindungs- und wahrnehmungsgebunden ist in der Entstehung, dann aber unabhängig wird. Denn es liegt ja auf der Hand, daß der Ausfall eines elementaren psychologischen Vorgangs, oder wenigstens der teilweise Ausfall, die Vorstellung nämlich, nicht die Sprache aufhebt. Und ich deute hier nur an, daß die Reihe, die wir entwickelt haben, weiter fortzusetzen ist.

E - W - V - Sprache

Wir können jetzt geradezu ein Gesetz dieser Reihe aufstellen, die übrigens noch nicht fertig ist. Jedes nachfolgende Glied baut sich aus dem vorhergehenden auf, entwickelt sich aus dem vorhergehenden. Einmal aber entwickelt hat es eine gewisse Selbständigkeit und Unabhängigkeit gewonnen. Das besagt, schon die Wahrnehmung kann an die Stelle der Empfindung treten, die Vorstellung an die Stelle der Wahrnehmung, die Sprache an die Stelle der Vorstellung.

Dieses Aufbaugesetz selbst wiederum aber ist nur, das sei hier angemerkt, ein Teil eines umfassenderen Schichtengesetzes vom seelischen Leben, das wir später behandeln müssen.

Wie kommt aber nun überhaupt die Sprache zustande? Können wir diese Frage schon beantworten? Natürlich können wir nur nach dem psychologischen Zustandekommen fragen. Zum Teil können wir diese Frage in der Tat beantworten. Und zwar dank der Ergebnisse, die aus den Aphasien gewonnen wurden.

Schon Lichtheim hat ein Aphasienschema angegeben, das zum Teil auch heute noch seine Richtigkeit hat. Er nimmt nämlich an, daß es zwei Sprachzentren gibt, das Zentrum B und das Zentrum A. Das eine bewahrt die Bilder der Sprechbewegung auf, das andere, das auditive Zentrum, bewahrt die Wortklangvorstellungen auf. Weiter gibt es ein Zentrum C, das Begriffszentrum oder Gegenstandszentrum, das Zentrum der Objektvorstellungen. Dann hätten wir also A als Zentrum der Wortklangvorstellung, B als Zentrum der Artikulation. Diese beiden Zentren sind mit C verbunden.

C

B

A

Das entspricht insofern zunächst den Tatsachen, als das Wernickesche Zentrum für die sensorischen Aphasien verantwortlich ist, seine Störung also die Kranken nicht hören läßt. Hier auf dem Schema entspräche das dem Zentrum A, dem Wortklang, dem auditiven Zentrum. Weiter ist das Brocasche Zentrum verantwortlich für die motorischen Aphasien, seine Störung läßt die Kranken nicht sprechen, nicht artikulieren usw.

Nun sehen wir weiter. Verbinden wir A mit C, B mit C, A mit B. Zerstörung von A läßt das Bild der sensorischen Aphasie erscheinen. Zerstörung von B bewirkt motorische Aphasie. Nun paßt zu dem Schema weiter, daß es kompliziertere Krankheitsbilder gibt, die ich nicht ausführlich besprechen möchte, sondern nur andeuten möchte. Wir haben ja die Verbindungslinien gezogen. Denken wir uns nun der Reihe nach die Verbindungen gestört, z.B. die von A nach C. Also keine Zerstörung von A, wohl aber eine Störung der Leitung von A nach C. Dann bleibt A bestehen, auch die Bahn von A nach B. Das hieße, daß hier zum Teil das Wortklangzentrum erhalten ist. Es gibt solche Fälle. Nämlich Kranke, die zwar Nachsprechen können, aber nicht hören können, die sogenannte transcorticale sensorische Aphasie. Denken wir uns weiter die Bahn von B nach C gestört. Wieder ein ähnliches Bild. B ist erhalten, das Artikulationszentrum ist ungestört. Gestört aber ist die Verbindung von B nach C, d.h. also, die Möglichkeit des aktiven Sprechens ist aufgehoben. Und wiederum gibt es solche Fälle. Das sind Kranke, die selbst nicht aktiv sprechen können, die aber trotzdem nachsprechen können. Transcorticale motorische Aphasie heißen diese Störungen. Denken wir uns weiter die Leitung von A nach B gestört. Dann ist das akustische Zentrum und das Artikulationszentrum erhalten, aber die Verbindung zwischen dem Wortklangzentrum und dem Artikulationszentrum fehlt. Was bedeutet das? Nun, die Kranken können wohl hören, sie können auch sprechen, sie können also Wortklangvorstellungen passiv bilden und aktiv auswerten, aber sie können nicht unmittelbar etwas Gehörtes in Sprache umsetzen. Einfach gesagt: sie können nicht nachsprechen.

Und weiter zeigen nun die sogenannten Fälle der subcortikalen motorischen und der subcorticalen sensorischen Aphasie, daß es Störungen gibt, die keine Zerstörung des Zentrums von A oder B sind, obwohl sie ähnliche Erscheinungen auslösen. Die subcorticale sensorische Aphasie ist eine Krankheit, bei der die Kranken nicht hören. Das Verständnis der Sprache und des Gehörten fehlt, aber die Kranken können lesen und schreiben. Vor allem das Lesen ist das Wichtige, denn das zeigt, daß die Kranken gewisse Wortklangvorstellungen aufnehmen können. Dasselbe Bild bei der subcorticalen motorischen Aphasie, wo die Kranken nicht sprechen können, dennoch aber schreiben können. Auch hier wiederum nicht vollständige Störung des Zentrums von B.

Doch da es uns ja nicht so sehr um die einzelnen Formen der Aphasie zu tun ist, sondern um das Verständnis des Ganzen, des psychologischen Vorgangs, so müssen wir fragen, was uns dieses Aphasieschema überhaupt lehrt. Nun, es zeigt und ist zum Teil eine Bestätigung des experimentalpsychologischen Ansatzes, eine Bestätigung eben jener viel verlästerten Elementenpsychologie. Bei der Sprache erweist sich ja unmittelbar, daß das Sprechen selbst ein äußerst kompliziertes Phänomen ist, wo ganz offenbar die verschiedensten Prozesse ineinander greifen. Wir sehen an diesem Schema ja faktisch, wie wir dreierlei unterscheiden müssen: Sprechen und Hören als

Empfindungsvorgänge, die sich unmittelbar in den Empfindungsträgern, den Organen abspielen. Dann wiederum Sprechen und Hören als Vorstellungsvorgänge, die sich in gewissen Zentren des Gehirns abspielen. Und endlich wiederum noch ein drittes Gebiet, das wir in diesem Fall am besten als die innere Sprache benennen. Dieses Sprechen aber gehört eigentlich schon in das Denken. Und wie können wir das beweisen? Nun, aus den verschiedenen Arten der Erkrankungen. Die innere Sprache ist ja offenbar nicht gestört bei den Störungen der Vorstellungszentren. Ein innerliches Sprechen kann sich vollziehen, obgleich die Träger dieses Sprechens, die Vorstellungszentren, gestört sind. Und weiter. Nehmen Sie die Fälle der Taubstummen oder der Ertaubten. Ich denke jetzt an Fälle der Gehörzerstörung. Auch hier kann dann ersatzweise über den Umweg der Gebärden und der Tastsprache eine innerliche Sprache ausgebildet werden.

So haben wir hier eigentlich zum ersten Mal einen Beweis für die Richtigkeit des Vorgehens der Experimentalpsychologie. Hier hat die schrittweise Analyse, die Zerlegung in Elemente, neue Erkenntnisse erschlossen. Wir wären niemals dazu gelangt, solch komplizierte Phänomene, die ja dann doch wieder so selbstverständlich sind, wie die Sprache aufzuhellen ohne diese Zerlegung, ohne diese Vorstellung, daß es Elementarvorgänge gibt, aus denen sich dann die höheren Vorgänge zusammensetzen.

Aber gleichzeitig sehen Sie doch noch etwas anderes. Die Grundthese der Elementenpsychologie war ja die Behauptung, daß das seelische Leben sich in Elementarvorgängen abspielt, aus denen sich dann die höheren seelischen Leistungen aufbauen. Was ich jetzt dazu kritisch, aber positiv kritisch, zu sagen habe, wird Ihnen vielleicht schon im Laufe des Durchdenkens der Dinge klar geworden sein. Es muß Ihnen jedenfalls eigentlich an den letztbehandelten Beispielen, also an den Aphasien und der kurzen Behandlung, die wir der Sprache zuteil werden ließen, eingeleuchtet haben. Etwa so können wir dieses Ergebnis fassen. Gewiß, das seelische Leben ruht auf elementaren Vorgängen, deren elementarster wiederum das Empfinden ist. Aber dann - ich habe es ja jederzeit betont - zeigt sich doch wieder, daß die höheren Vorgänge eine gewisse Unabhängigkeit gewinnen. Wie ist das möglich?

Blicken Sie auf das Aphasisenschema. Was ist denn, von ihm aus betrachtet, das Sprechen oder die innere Sprache? Nun, ein Vorgang, der zunächst sich auf das Hören gründet. Das Hörenkönnen ist die Grundbedingung für die innere Sprache, das reine Empfindungshören. So ist die normale Entwicklung. Das Gehör nimmt auf, bildet die Klangvorstellung. Das ist die Zeit, in der das Kind sich allmählich nach einem Schall umdreht. Unabhängig davon arbeitet das Kind, das noch nicht sprechen kann, mit seinen Sprachwerkzeugen, es schreit, kräht, es lallt schließlich. Aber diese Vorperioden werden für die Sprache erst wichtig, wenn nun die Klangvorstellungen sich allmählich dieser Sprachwerkzeuge bemächtigen, wenn es zum Nachsprechen kommt, wenn also die Bahn zwischen A und B in Tätigkeit tritt. Und erst daraus entwickelt sich dann C, das Begriffszentrum, das Zentrum der innerlichen Sprache. Das ist der normale Sprachaufbau.

Nun betrachten Sie den unnormalen Sprachaufbau, das Sprechlernen etwa des Taubstummen. Er kann zunächst nicht sprechen, weil er nicht hören kann. Er kann dann auf dem Umweg über die Gebärdensprache, also Zeichen, sprechen lernen. So kann also diese innere Sprache auch über den Umweg der optischen Qualitäten, Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen entwickelt werden. Ja, hier zeigt sich dann, daß nachträglich, obwohl die Träger dieser Vorgänge, die Empfindungsträger, gestört sind, die innere Sprache entwickelt wird. Zweifelsohne lernt der Taube niemals hören, es sei denn, daß ihm eine Operation das Gehör verschafft. Aber er kann die Sprache an den Lippen ablesen. Seine Sprachvorstellungen werden also zunächst rein optische Vorstellungen sein. Aber das Merkwürdige ist, daß er auf diesem Umweg nun selbst sprechen lernt, daß von hier aus also plötzlich das Artikulationszentrum erwacht. Dann kann er Töne sprechen, die er selbst niemals hört. Aber er kann sprechen.

Tritt hier nun ersatzweise das optische Zentrum ein, so müssen wir gleich daran denken, daß bei einem ähnlichen Mangel, nämlich bei der Erblindung, wiederum ersatzweise die Tasterarbeit eintreten kann. Der Blinde kann zwar sprechen und hören, aber er kann nicht sehen und deswegen nicht lesen. Hier fällt nun also die optische Seite dieses ganzen großen Komplexes, den wir da Sprache nennen, aus. Und auch das kann noch ersetzt werden, nämlich durch den Tastsinn.

Nun, darauf kommt es mir an. Eben darin will ich die These der Experimentalpsychologie korrigieren. Schon aus dem bisher Behandelten sehen Sie, daß die psychische Arbeit sich wohl aus ganz verschiedenen einzelnen Kräften zusammensetzt. Daß sie wirklich auf der Empfindungsarbeit aufgebaut ist, daß an allen höheren psychischen Leistungen Empfindungsleistungen partizipieren. Aber Sie sehen gleichzeitig, daß die psychische Arbeit sich auch ausbilden kann, wenn die eine oder andere Funktion gestört ist, wenn das eine oder andere Empfindungsorgan aussetzt. Sie sehen an den Beispielen der Seelenblindheit und der Aphasien, wie wechselweise andere Funktionen einspringen. Sie sehen insbesondere an den Blinden und Taubstummen, wie relativ ersetzbar die Arbeit der Empfindungsorgane ist. Freilich, wenn zwei ganz wesentliche Empfindungsträger zerstört sind, wie z.B. bei den Taubblinden, also Menschen, die taub und blind sind, dann werden auch die Folgen für das höhere seelische Leben beinahe unüberwindbar. Diese Menschen stehen zunächst völlig auf der Stufe des Tieres, d.h. in gewissem Sinn unter dem Tier. Das Tier kann hören und sehen, dann aber wieder auch über dem Tier, denn sie können sich doch noch kraft ihrer höheren geistigen Organisation, die sich freilich nicht zum eigentlichen Geistesleben entwickelt, behaupten. Ein Tier, das nicht hören und sehen kann, geht unweigerlich zugrunde.

Also, die höheren seelischen Leistungen bilden, so sagen wir vorweggreifend, ein System, in dem wechselweise eins das andere ersetzen kann. Und diese Zusammenarbeit ist es, aufgrund derer wir die These der Experimentalpsychologie korrigieren müssen. Das höhere seelische Leben und überhaupt das seelische Leben baut sich zwar aus den elementaren Leistungen auf, ist aber doch nicht ganz aus ihnen zu verstehen.

Nun möchte ich damit das Kapitel der akustischen Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen abschließen. Ich gehe zur Darstellung der sogenannten kinästhetischen Vorgänge und stelle in eins damit die Tastvorgänge dar. Also wir beginnen mit dem Sinneskreis der Hautempfindungen und behandeln in eins damit die kinästhetischen Empfindungen.

Fünfundzwanzigste Vorlesung

Ich beginne das Kapitel der sogenannten Empfindungen des früheren fünften Sinnes. Denn die alte Auffassung ist ja die, daß der Mensch fünf Sinne hat. Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Tasten. Der fünfte Sinn ist das Tasten. Nun, dieses ganze Gebiet des Tastens hat sich durch die Forschung der Psychologie unendlich aufgespalten. Wir nehmen heute von diesen vier ersten Sinnen, Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, zwei zusammen: Geruch und Geschmack. So haben wir also zunächst drei Sinneskreise, Sehen, Hören, Geruch und Geschmack, und alles übrige fällt unter den früheren Tastsinn. Unter diesen Sinn gehören also nun Hautempfindungen, Bewegungs- und Lageempfindungen, statische Empfindungen und innere Körperempfindungen. Der Tastsinn hat sich also in der Forschung in verschiedene Sinnesgruppen aufgespalten.

Sprechen wir zunächst kurz von den Hautempfindungen. Vom Hautsinn, wie wir heute sagen. Nun, unter Hautsinn verstehen wir alle jene Empfindungen, die offenbar in der Haut lokalisiert sind, deren Träger die Haut ist, deren Qualität darin besteht, daß sie von der Haut aufgenommen werden. Hier haben nun Untersuchungen von Weber, Blix und Frey gezeigt, daß selbst dieser Sinn wieder eigentlich in vier Sinne zerfällt.

Ich zähle auf: Kältesinn, Wärmesinn, Drucksinn und Schmerzsinn. Und zwar ist die Trennung deswegen durchgeführt worden, weil man erkannte, daß es für jede dieser Qualitäten ganz spezifische Sinnespunkte gibt, ganz spezifische Nerven, die z.B. auf Druck, auf Wärme, auf Kälte, auf Schmerz antworten. Alle diese Nerven können elektrisch, z.T. auch chemisch gereizt werden. Bei der Narkose hört beispielsweise zuerst die Schmerzempfindlichkeit auf, dann die Druckempfindlichkeit. Beim Einschlafen eines Gliedes fällt zuerst die Kälteempfindlichkeit aus und dann die anderen Qualitäten.

Es gibt heute eine Methode zur Auffindung der Hautsinnespunkte. Dazu muß man noch sagen, daß die eigentliche Erforschung dieses Hautsinnes, der also selbst, wie ich nochmals wieder sagen möchte, vierfach untergeteilt ist, mit der Feststellung begann, daß über die ganze Haut hinweg die Sinnespunkte, d.h. die Empfänger dieser Empfindungen, verteilt sind. Das Wesentliche dieser Methode besteht nun darin, daß die Haut durch Kälte- bzw. Wärmeempfindungen gereizt wird und der zu Untersuchende angeben muß, wo er Empfindungen hat bzw. keine hat. Dann ergibt sich ein Schema von über die Haut verteilten unregelmäßigen Punkten, das etwa so aussieht: Am leichtesten sind die Kältepunkte zu finden. Ähnlich werden die Druckpunkte untersucht, mit Haaren übrigens. Am schwierigsten sind die Schmerzpunkte zu untersuchen, die mit Pferdehaaren festgestellt werden.

Wir gehen auf all diese Dinge nicht genauer ein, wie ich sie überhaupt nur kurzrissig behandeln will und im wesentlichen nur die Ergebnisse mitteilen will. Was die Zahl und Ordnung der Sinnespunkte angeht, so sind also diese vier Qualitäten an verschiedene Punkte der Haut geknüpft, die unregelmäßig verteilt sind. Kältepunkte hat die Haut durchschnittlich auf einem qcm 12 - 13, dagegen nur 1 - 2 Wärmepunkte. Schmerzpunkte kommen auf den qcm des Handrückens etwa 100 - 200, das ließe auf eine Gesamtzahl von 2 - 4 Millionen schließen. Druckpunkte liegen über dem ganzen Körper außerordentlich dicht. Sie liegen z.B. regelmäßig an der Verlängerung jedes Haares. 95 % der Haut ist behaart. Selbstverständlich ist hier unter Behaarung nicht die Behaarung verstanden, die wir am Kopf haben, sondern auch die kleinen Flaumhaare, die oft kaum sichtbar sind. Aber darüberhinaus sind die nichtbehaarten Stellen noch dichter mit Druckpunkten besetzt.

Noch einige Zahlen. Man schätzt die Kältepunkte der Haut auf 1/2 Million, die Zahl der Wärmepunkte auf 30 000. Die Schmerzpunkte, wie ich schon sagte, auf 2 - 4 Millionen.

Nun zu den einzelnen Empfindungen selbst. Kälteempfindung steigt sofort und stichartig an, Wärmeempfindung schwillt langsam an. Es gibt eine Indifferenzempfindung, innerhalb derer weder heiß noch kalt unterschieden werden kann, aber diese Indifferenzempfindung geht nicht über 0,5 Grad.

Zu den Druckempfindungen. Die Druckempfindung ist das, was wir heute in einem engeren Sinn als Tastsinn bezeichnen. Zur Druckempfindung gehört einmal all das, was wir als Druck empfinden, jede mechanische Berührung also. Man unterscheidet helle Druckempfindungen, etwa das Kitzeln und dunkle Druckempfindungen, wenn Sie etwa einen schweren Gegenstand auf einen Teil der Körperoberfläche legen.

Endlich die Schmerzempfindungen. Allgemein ist hier zu sagen, daß alle Hautempfindungen, wie Druck, Kälte, Wärme, bei großer Intensität in Schmerz übergehen. Und so scheint die Schmerzempfindung eine Art von Empfindung zu sein, die die Hautempfindungen nach oben begrenzt. Wenn man trotzdem heute einen eigenen Schmerzsinn unterscheidet, so ist es eben deswegen, weil durch Frey eigene Schmerzpunkte entdeckt worden sind, d.h. Orte stärkster Schmerzempfindlichkeit. Die Tatsache, daß alle anderen Empfindungspunkte in Schmerzempfindungen bei starker Reizung übergehen können, deutet man so: Die Schmerzpunkte werden bei übergroßer Reizung anderer Empfindungspunkte in Mitleidenschaft gezogen. Die Qualität des Schmerzes ist stechend oder brennend oder klopfend. Durch die ganzen Hautempfindungen geht diese Tönung hindurch, die wir als hell und dunkel bezeichnen, wobei wir sonderbarerweise ja optische Qualitäten zur Charakteristik nehmen. Dann ist noch auf die Abfolge hinzuweisen, die entdeckt wurde. Es besteht z.B. die Reihenfolge: erst Druck-, dann Kälte-, dann Wärme- und zuletzt Schmerzempfindung. Schmerz also ist das, was am langsamsten kommt. Stoßen Sie z.B. hart an, so haben Sie erst die Druckempfindung und dann die Schmerzempfindung, verbrennen Sie sich, so haben Sie erst die Wärme- und dann

die Schmerzempfindung. Und damit haben wir nun dieses Kapitel abzuschließen, das eigentlich nur ein Kapitel der Empfindungslehre ist.

Und ich gehe nun gleich über zu den kinästhetischen Empfindungen. Unter kinästhetischen Empfindungen versteht man also jene Empfindungen, welche über die Lage und Bewegung des Körpers und seiner Teile zueinander berichten. Auch die Gesamtheit dieser Empfindungen unterscheidet man wieder. Man ordnet sie zwei Sinnen zu: dem eigentlich kinästhetischen und dem statischen Sinn.

Sprechen wir zunächst über die Lageempfindungen. Wir haben also, ohne daß wir hinsehen, ein ziemlich genaues Urteil über die Lage unserer Glieder. Wir wissen etwa, wie unser Arm liegt, ob die Finger geschlossen oder offen sind usw. Wir wissen ungefähr, wie die Zunge sich bewegt. Wir haben also Lageempfindungen, die freilich dort sehr ungenau werden, wo wir die Glieder nicht oft sehen. Bei längerer Ruhe wird dann die Lageempfindung sehr ungenau. Unmittelbar nach dem Erwachen wissen wir über die Lage unserer Glieder eigentlich nicht Bescheid. Die Empfindung kommt uns aber sofort, wenn wir den Körper bewegen.

Weiter die Bewegungsempfindung. Wenn ich Sie bitten würde, die Augen zu schließen und dann ihren Arm bewegen würde, so könnten Sie mir, obwohl Sie nichts sehen, ziemlich genau angeben, was mit Ihrem Arm geschieht. Wir haben also eine spezifische Bewegungsempfindung. Ein anderes Beispiel: Sie sitzen in einem Zug. Dieser steht vielleicht auf dem Bahnhof. Neben Ihnen steht ein zweiter Zug. Nun beginnt dieser Zug zu fahren. Dann kann es vorkommen, daß Sie aus der optischen Wahrnehmung der anderen Bewegung für einen Moment nicht wissen, ob der Zug fährt, in dem Sie sitzen oder der andere. Schließen Sie aber die Augen, schalten Sie also den optischen Sinn aus und fragen nun nach Ihrer Bewegungsempfindung, dann erkennen Sie deutlich, ob sich der Zug, in dem Sie sitzen, bewegt.

Die Frage ist nun, welche Organe für die Lage und Bewegungsempfindungen verantwortlich sind. Da ist gleich zu sagen, daß wir verschiedene Organe nennen müssen: Die Tastorgane der Haut einmal und dann die Empfindungen von Muskeln und Sehnen.

Und endlich nehmen wir noch als drittes die Empfindungen des statischen Sinnes. Also all das, was ich hier behandle, gehörte früher unter den Tastsinn oder den sogenannten allgemeinen Sinn. Warum sprechen wir also von statischen Empfindungen? Was kennzeichnet sie? Zunächst einmal die Beschreibung der statischen Empfindung. Wir wissen genau, ob wir liegen oder stehen. Freilich gibt es Lagetäuschungen. Stellen Sie sich auf ein Karussell, dann muß sich der Körper etwas der Achse zubeugen wenn das Karussell fährt, und dann erst hat er den Eindruck, vertikal zu stehen. Ein besonders merkwürdiger Fall ist der Schwindel. Wenn Sie sich bis zum Schwindligwerden gedreht haben und dann die Bewegung plötzlich einhalten, dann dauert, subjektiv gesehen, die Bewegung fort. Das ist der Schwindel. Sie haben das Gefühl, daß Sie sich weiter drehen oder auch nur das Gefühl, daß alles sich um Sie dreht.

Nun hat man festgestellt, daß es für die statischen Empfindungen ein bestimmtes Organ gibt, das sogenannte Labyrinth. Nämlich: auf jeder Seite des Kopfes liegen drei bogenförmige Kanäle, welche in drei fast senkrecht aufeinander stehenden Ebenen verlaufen und die also geradezu ein Koordinatensystem, und zwar ein räumliches, bilden. Man erklärt die Wirkung dieses statischen Organs wie folgt: Führt der Kopf eine Drehung aus, so wird das Wasser nicht sofort mitgehen. Nun ist am Ende jedes dieser Kanäle eine Erweiterung, die sogenannte Ampulle, und dort ragen von der Wand aus feine Härchen in die Flüssigkeit hinein. Bei einer Bewegung also werden nun durch die Veränderung der Flüssigkeit auch die Haare verändert. Auf Grund dieser Veränderungen, so nimmt man an, kommt es zur Bewegungsempfindung. Die Theorie läuft so: Jede Verbiegung der Sinneshaare in den Ampullen bewirkt die Empfindung einer Drehung.

Dieser ganze Fragenkreis ist heute sehr genau untersucht. Die Bestätigungen sind nach allen Richtungen vorhanden. Ich nenne die wichtigsten. Bei Verlust oder Verletzung einer der Bogengänge zeigen sich die Störungen immer in der Ebene dieses Bogenganges. Eine andere Bestätigung wurde von Kreidl durchgeführt, an Krebsen. Diese sind insofern besonders für solche Experimente geeignet, als sie Teile ihres Labyrinths bei der Häutung verlieren und dann die Neubildung aus gefundenem Material erfolgt. Durch ein ebenso geschicktes wie einfaches Verfahren hat Kreidl erreicht, daß die Neubildung aus Eisenteilchen zustande kam. Das Ergebnis war: Nähert man sich dem Krebs mit einem Magnet, so warf er sich sofort nach der anderen Seite. Was geschah, was empfand er? Ja, offenbar hatte er die Empfindung, nach der Seite, von der der Magnet kam, zu fallen, und diesem Fall wollte er entgegenwirken. Und dieses Gefühl hatte er, weil der Otolith, eben dieser Teil des Labyrinths, ihm anzeigte, daß er seine Lage veränderte. Diese Anzeige kam aber nun nicht aus einer wirklichen Lageveränderung, sondern aus der unnormalen Reaktion des Otolithen auf den Magneten.

Und damit möchte ich nun auch diesen Teil der Empfindungslehre abschließen. Damit Ihnen nun die Übersicht nicht verloren geht: Bis jetzt, also in den vorhergehenden Stunden, haben wir nur zwei Sinnesgebiete und die daraus folgenden Wahrnehmungen und Vorstellungen behandelt, die optischen und die akustischen. Heute sind wir nun auf eine ganze Reihe verschiedener Empfindungskreise gleichzeitig eingegangen, die früher alle unter dem sogenannten fünften Sinn, dem Tastsinn, gefaßt wurden. Die Erforschung hat nun gezeigt, daß dazu Tätigkeiten der verschiedensten Sinnesorgane und die verschiedensten Sinnesempfindungen gehören. Nämlich, ich zähle jetzt der Reihe nach auf: Die eigentlichen Hautempfindungen als erste Gruppe. Aber diese selbst schon zerfallen wieder in vier Gruppen: Druck, Kälte, Wärme, Schmerzempfindungen. Sie alle sind Hautempfindungen, ihr Empfindungsträger ist die Haut. Aber ihre eigentlichen Träger sind eben die Schmerz-, Kälte-, Wärme- und Druckpunkte, über die ich Ihnen berichtet habe.

Die zweite Gruppe, die sogenannten kinästhetischen Empfindungen, die wir zunächst definieren als die Empfindungen, die uns über die Lage der Glieder

zueinander und über die Bewegungen des Körpers berichten. Also auch hier haben wir wieder zwei Untergruppen: Lageempfindungen und Bewegungsempfindungen. Dabei habe ich nun, um die Sache nicht unnötig zu komplizieren, zwei Arten übergangen. Die Widerstands- und Schwereempfindung und die Schätzungsempfindung der Gewichtsgröße. Für die Gesamtheit dieser Empfindungen können wir nun kein bestimmtes Organ annehmen. Beteiligt sind daran erstens die Tastempfindungen, zweitens die Muskelempfindungen, drittens die Gelenkempfindungen. Und nun kommen dazu als dritte Gruppe die Empfindungen des statischen Sinnes. Diese Empfindungsgruppe definieren wir als Gesamtempfindung der Lage und der Bewegung des Gesamtkörpers. Verantwortlich dafür ist nun ein einziges Organ, das Labyrinth.

Das also ist die ganze Gruppe der sogenannten Tastempfindungen, deren Schema also sich etwa so darstellen würde:

Früherer Tastsinn

| | | |
|------------------|-------------------|------------|
| Hautempfindungen | Lage und Bewegung | statische |
| Hautpunkte | von Körperteilen | Empfindung |
| Schmerz, Druck | | Labyrinth |
| Wärme, Kälte | | |

Ich habe nun diese ganze Gruppe zusammen behandelt, weil offenbar diese ganze Gruppe nun nicht nach der Empfindungsseite, sondern nach der Wahrnehmungsseite hin zusammengehört. Alle diese Empfindungen weisen auf ein Gebiet der Wahrnehmungen und Vorstellungen, auf den Tastraum, auf die Raumwahrnehmungen des Tastsinnes. Dieser Raum, in dem wir leben, ist nicht nur ein optischer Raum, wie wir ihn bisher beschrieben haben, sondern auch ein Tastraum. Der einfachste und eindrucklichste Beweis dafür ist, daß auch der Blinde sich im Raum ja oft mit einer Sicherheit bewegen kann, die dem Sehenden unverständlich ist. Nun, hier schaltet also die optische Wahrnehmung des Raumes aus, es bleibt die Tastwahrnehmung und siehe da, sie genügt.

1. Zunächst einmal fragen wir, wieso es hier zu einer Raumwahrnehmung kommt, welche Sinnesstätigkeiten überhaupt hier das Räumliche entstehen lassen. Ich zähle sie auf. Wir sprechen von einem Raumsinn der Haut, nämlich von der Fähigkeit, Form, Größe, Zahl und Bewegung der unsere Hautfläche berührenden Gegenstände zu erkennen. Das gilt also aber nur für die Gegenstände, die uns unmittelbar berühren.

2. Die Größenschätzung der vorhandenen Objekte. Das ist also die Fähigkeit der Haut, berührte Gegenstände abzuschätzen und abzutasten. Damit sie sich davon ein Bild machen können. Es ist außerordentlich, wie genau ein Blinder eine Figur etwa, die er abtastet, nach Größe und Beschaffenheit zu beurteilen vermag. Er kann sie Ihnen

beschreiben, als ob er Sie sähe, das Gesicht beschreiben. Ihm leistet die Hand dasselbe, was uns das Auge leistet.

3. Der Ortssinn der Haut. Dieser Sinn ist zunächst die Fähigkeit, eine berührte Hautstelle richtig zu lokalisieren. Auch das gilt wiederum zunächst nur für Gegenstände, die die Haut berühren, ja es handelt sich hier sogar nur darum, anzugeben, wo der Hautpunkt liegt, der berührt wird.

4. Die Lagewahrnehmung. Darunter versteht man die Fähigkeit, von einer berührten Hautstelle die absolute Lage anzugeben, so z.B. die Lage der beliebig gehaltenen Hand im Raum vor mir. Ich schließe die Augen und strecke die Hand so aus, taste sie nun ab, dann weiß ich über ihre Lage Bescheid, ich könnte sie etwa an einem Modell mit beweglichen Gliedern nachbilden.

Nun, alles dies wirkt zusammen bei der Raumlokalisierung der Objekte im allgemeinen. Das besagt, wir können aufgrund dieser Tastempfindungen nun nicht nur unsere eigene Körperlage lokalisieren, sondern auch die fremder Körper, wenn wir irgendeine Möglichkeit haben, sie zu ertasten. Für den Sehenden spielt das keine Rolle. Selbst im Dunklen nicht. Hier tastet er sich zwar vorwärts, wie der Blinde, aber er ersetzt sofort alle Tastempfindungen durch visuelle Vorstellungen. Daß aber auf diese Weise ein Raum zustande kommt, zeigt der Blindgeborene, der aus diesen Tastwahrnehmungen eine Raumgestalt entwickelt.

Sechszwanzigste Vorlesung

Wir haben nun in der letzten Stunde in einem die Empfindungen behandelt, die man unter den Tastsinn und dann später den sogenannten allgemeinen Sinn nahm. Und ich schloß ab, indem ich sagte, daß dieses ganze Empfindungsgebiet vor allem in der Raumgestaltung und in der Sprache bedeutsam wird.

Wir behandeln also zunächst die Wahrnehmungs- und Vorstellungsgegebenheiten, die aus der Empfindungssphäre der behandelten Sinnesgebiete, nämlich Hautsinn, kinästhetischer Sinn, statischer Sinn, kommen.

Zur Ergänzung: Raumsinn der Haut und einige Untersuchungen dazu. Ich sagte, der Raumsinn ist die Fähigkeit, Form, Größe, Zahl und Bewegung der unsere Haut berührenden Gegenstände zu erkennen. Das Meßverfahren des Raumsinns möchte ich kurz andeuten. Mit einem Zirkel, für feinere Untersuchungen mit dem sogenannten Ästhesiometer, berührt man die Haut. Dann kann man erkennen, daß es zwei Spitzen sind, die die Haut berühren. Freilich muß der Abstand der beiden Zirkelspitzen ein gewisses Mindestmaß überschreiten. Diesen Abstand nennt man die Raumschwelle. Aus diesen Untersuchungen gebe ich einiges wieder. Alte Untersuchungen von Weber ergaben z.B., daß an der Zungenspitze die Raumschwelle 1 mm, an der Fingerspitz 2 mm, am roten Lippenrand 4 mm, an der inneren Hand und der Backe 14 mm, am Vorderarm 25 mm, am Oberarm 60 mm beträgt. Dann hat man mit der Verfeinerung dieser Methode die räumliche Größenschätzung berührter Objekte gemessen. Das Interessante an diesen Messungen ist lediglich das Ergebnis, daß es hier Täuschungen gibt, ähnlich wie die optischen. Indessen will ich auf diese nicht genauer eingehen, sie ergeben nichts wesentlich Neues.

3. Der Ortsinn der Haut. Unter Ortsinn verstehen wir also die Fähigkeit, eine berührte Hautstelle richtig zu lokalisieren. Die Untersuchungsmethoden sind folgende: Der Versuchsperson werden die Augen verbunden, eine Stelle der Haut wird berührt und die Versuchsperson muß nun entweder mit offenen Augen die Stelle zeigen oder aber mit einem Stift und verbundenen Augen die Stelle nachtasten. Das wesentliche Ergebnis ist, daß Raum- und Ortsinn parallel laufen. Übrigens gibt es auch hier Täuschungen.

4. Die Lagewahrnehmung. Wie ich schon sagte, die Fähigkeit, einen berührten Punkt an der Haut absolut anzugeben, d.h. also, an einem Gipsmodell etwa den Punkt zu zeigen.

5. Das Gesetz der Raumlokalisierung. Dieses allgemeine Gesetz sagt aus, daß eine Empfindung E an demjenigen Ort des Gesichtsraumes lokalisiert wird, dessen visu-

elle Vorstellung V durch die gegebene Empfindung E eingeführt wird und mit ihr verschmilzt (Assoziation). Das ist nun in einfachen Fällen ganz klar. Wenn ich mit dem Zeigefinger und geschlossenen Augen vor mir diesen Gegenstand berühre, dann lokalisiere ich ihn sofort an eine Stelle außerhalb meines Körpers, sagen wir einen halben Meter von mir entfernt. Die Tastwahrnehmung wird automatisch in die Gesichtswahrnehmung übertragen.

Man hat für diese Vorgänge den Terminus exzentrische Projektion und Gesetz der exzentrischen Projektion gefunden. Denn die Sache verhält sich doch so: An und für sich ist der Tastsinn ein Nahesinn, d.h. er kann nur arbeiten bei Gegenständen, die nahe sind, die in Reichweite sind. Wir können es aber noch schärfer sagen: Der Tastsinn ist ein Sinn, der doch nur etwas empfinden kann, wovon ihn kein räumlicher Unterschied trennt. Ich muß etwas, um es tastend zu empfinden, berühren. D.h., es muß unmittelbar an der Grenze meines Körpers sein. Andererseits aber kann ich durch das Tasten nun doch auch Distanzen bestimmen. Das zeigt ja dieser Fall. Ich berühre hier einen Gegenstand, der von mir entfernt ist, aber ich lokalisiere ihn dann nicht auf meiner Haut, sondern in der Entfernung von mir. Ich projiziere ihn von mir weg. In einem begrenzten Sinn geschieht also das, was der Gesichtssinn dauernd macht.

Weiterhin wird diese exzentrische Projektion interessant bei gewissen Empfindungen Amputierter, die nämlich Schmerzen an dem Glied empfinden können, das sie nicht mehr besitzen. Diese Illusion scheint in dreiviertel aller Fälle zu bestehen. Sie scheint sogar sehr hartnäckig zu sein. So hat selbst ein 70jähriger Mann noch Empfindungen an dem Bein, das ihm 13 Jahre zuvor abgenommen wurde. Alle Empfindungen tauchen auf, Einschlafen, Ameisenlaufen, Kälte, Wärme usw.

Also: Hier wird eine zentrale Empfindung noch lokalisiert, sie wird an einen Punkt des Körpers verlegt, der nicht mehr vorhanden ist.

Ein Beispiel in derselben Richtung, aber noch drastischer. Sie wissen, daß man heute Operationen durchführt, die das Ziel haben, einen Teil des Körpers, etwa die Nase, die abgeschlagen wurde, zu ersetzen. Man verfährt bei diesen Operationen gewöhnlich so, daß andere Teile des Körpers, deren Fehlen nicht so auffällig ist, verwendet werden, oder man ersetzt auch den fehlenden Teil durch eine Nachformung, etwa aus Paraffin, bedeckt ihn aber dann mit einem Stück Haut, das von einem anderen Teil des Körpers transplantiert wird. Von einer Stelle natürlich, wo es sich regeneriert. So also hat man bei einer Ersetzung der Nase ein Stück der Stirnhaut genommen und damit die neue künstliche Nase des Betroffenen bedeckt. Anlässlich dieser Operation aber zeigte sich, daß der Patient nun gewisse Empfindungen, die er an der Nasenspitze hatte, in die Stirn oder an die Stirn verlegte. Also, die Berührung der Nase etwa wurde von ihm ganz deutlich an der Stirn gefühlt. Später freilich verlor sich das, es entwickelte sich eine richtige Lokalisationsempfindung. Physiologisch muß man den Vorgang so erklären, daß neue Nerven in die transplantierte Haut hineingewachsen sind.

Das Interessante vom psychologischen Standpunkt aus ist natürlich die Raumlokalisierung. Hier insbesondere: Wir haben also offenbar eine gewisse Fähigkeit des Tastsinns, Objekte an einen Ort zu verlegen. Soweit ist die Sache klar. Aber wir sehen weiter, daß diese Fähigkeit ihre Grenzen hat. Wir verlegen Tastempfindungen, so z.B. der Amputierte, an Körperstellen, die nicht mehr da sind oder der, dessen Nase ersetzt ist, hat Empfindungen an der Stirn. Woher diese Verkehrungen? Offenbar ist es doch so: Der Tastraum als solcher ist genauso wie der Gesichtsraum zentral. Diese äußeren Nerven in der Haut sind es nicht, die den Raum tastend erbilden, sondern das Zusammenwirken dieser Nerven erbildet zentral den Tastraum. Was geschieht aber dann in dem Fall des Amputierten? Ja, hier wird offenbar dieser gesamte Tastraum an einer Stelle gereizt, an einem Nerv gereizt, der ursprünglich der Träger einer bestimmten Lokalisationsempfindung ist und nun diese Reizung genau als lokalisierte Empfindung meldet wie früher auch. Und dann kommt es zu dieser sonderbaren Empfindung. Ähnliches geht vor sich bei der ersetzten Nase.

Hier sehen wir, wie der Tastraum in gewissem Sinn zu einem Fernsinn wird. Das läßt sich auch an anderen Dingen belegen. Wenn Sie etwa mit einer langen Stange auf dem Grunde eines Tümpels etwas suchen, dann haben Sie das Gefühl, mit dieser Stange zu tasten. In Wirklichkeit aber ist es nur so, daß die Berührungen, die Sie mit der Stange vollziehen, von der Hand empfunden werden. Aber das Wissen, daß Sie die Stange in der Hand haben, genügt, um die Lokalisation zu distanzieren. Das kann auch bei äußerst feinen Arbeiten dasselbe sein. Der Arzt, der in einer Wunde die Kugel sucht, hat das Gefühl, mit der Sonde die Kugel zu berühren.

Hier ist nun ein Prinzipielles zu bemerken. Nämlich zur Tastvorstellung. Ich erinnere - ohne es jetzt weiter auszuführen - an die aktive Vorstellungsarbeit, an die schematisierende Arbeit der Vorstellung. Dies alles haben wir ja ausführlich besprochen. In diesem Fall liegt eine schöne Bestätigung vor. Die schon angedeuteten Untersuchungen haben dazu geführt, daß man von einem Körperschema spricht. Das ist so zu verstehen: Die Einzelempfindungen aus dem Gesamtgebiet des Tastsinns stehen offenbar im Gedächtnis nicht regellos nebeneinander, sondern sie werden zu einem Tastbild vereinigt. Genauso wie eben die Einzelempfindungen visueller Art, die wir bei einem Gegenstand haben, nicht ungeordnet nebeneinander stehen, sondern sich zu einem Ganzen vereinigen. Dieses Ganze aber ist schematisch. So haben wir in der Vorstellung eines Hundes eben das Schema. Ebenso haben wir aber auch im Tastsinn offenbar z.B. ein solches Schema des Körpers. Jeder Reiz, der uns also trifft, hat in diesem Schema bereits seinen bestimmten Ort. So kommt es zu diesen Empfindungen, die wir beschrieben haben. Darum hat also der Amputierte Schmerzen an seinem Bein, weil er Empfindungen hat, die im Schema seines Körpers so lokalisiert sind.

Und damit können wir nun übergehen zum eigentlichen Tastraum. Vorweg muß gesagt werden, daß der Raum, den der normale Sehende besitzt, wesentlich ein Gesichtsraum und erst sekundär ein Tastraum ist. Das geht soweit, daß wir, die wir sehen,

im Dunklen, wenn wir auf das Tasten angewiesen sind, alle unsere Tastwahrnehmungen in Gesichtsbilder, Gesichtsvorstellungen, also Gesichtsschemata, übersetzen. Gelingt es uns nicht, dann sind wir ratlos. Bei uns also ist der Tastraum nicht sehr entwickelt.

Eine kolossale Entwicklung dieses Tastraums aber setzt nun beim Blinden ein. Und da zeigen sich sehr merkwürdige Dinge. Das Hauptorgan für die Erwerbung der Raumvorstellung ist hier zunächst einmal die Hand. Sie wird an Empfindlichkeit nur durch die Zunge und durch die Lippen übertroffen. Und zwar ist das Eigentümliche dies: Die Blinden vermögen nicht etwa besser zu tasten als wir. Es gibt eine landläufige Auffassung, die sich etwa so die Sache vorstellt: Bei dem Ausfall eines Sinnesorgans werden andere Organe höher entwickelt, sie werden feiner. Z.B. also kann der Blinde besser tasten als wir. Man hat sogar behauptet, daß das Tastgefühl bei Blinden so entwickelt sei, daß sie die Farben durch bloßes Tasten unterscheiden könnten. Das alles hat die neuere Forschung in das Gebiet der Märchen verweisen müssen. Sondern, um es nochmals zu sagen: Die Blinden entwickeln nicht die Tastempfindung, aber sie entwickeln ihre Vorstellungs- und Wahrnehmungsarbeit bis zu einer anderen Höhe, sie verarbeiten, mit anderen Worten, die Tastempfindungen unglaublich viel stärker als wir. Das ist des Rätsels Lösung, und psychologisch ist diese Lösung außerordentlich interessant. Denn d.h. ja nichts anderes, als daß die psychische Arbeit den Ausfall von Empfindungsarbeit ersetzt. Nicht die Empfindungsarbeit steigert sich, sondern die Verarbeitung der Empfindungen.

So ist also z.B. bei Blinden der Lesefinger sogar abgestumpft. Die Fingerspitze wird durch das beständige Reiben auf den erhöhten Typen hart und weniger empfindungsfähig.

Nun aber muß zu dem reinen Tasten ein Zweites hinzukommen, das umschließende Tasten, das Abtasten. Die Gegenstände werden in der Hand gedreht. Bewegungs- und Lageempfindungen helfen also mit, um den Tastraum des Blinden zu schaffen.

Überhaupt wird nun für diesen Raum die Fähigkeit der Bewegung entscheidend. Der Blinde, der die Größe eines Schranke feststellen will, stellt sich in die Mitte eben davor und stellt durch Vergleich mit seiner Größe die Höhe fest. Entfernungen mißt er an den Schritten, die er braucht. Aber er hat dann doch ein so genaues Bild, daß er genau maßstabgetreue Pläne herstellen kann. Blinde kennen gewöhnlich genau die Stufenzahl, die zu einem Stockwerk führen, das sie öfter aufgesucht haben.

Sie haben also eine Raumvorstellung. Ich habe also seinerzeit bei der Besprechung der visuellen Phänomene schon darauf hingewiesen, wie sich der Gesichtsraum zurückbildet bzw. bei operierten Blindgeborenen bildet. Nun, wenn man die Raumvorstellungen Blinder überprüft, so sieht man, daß diese ihre Raumvorstellung primär ein Tastraum ist. Im Jahr 1893 hat z.B. ein Blinder, der im ersten Lebensjahr schon erblindet ist, seinen mathematischen Doktor gemacht. Er erklärte, daß er von allen Gegenständen seiner Umgebung genaue geometrische Vorstellungen besitzt. Er hat also reine

Tastvorstellungen. Um uns nun von diesem Tastraum ein Bild zu machen, so müssen wir denken, daß natürlich die Gestalten und dieser Raum selbst keine Tiefe haben. Der Blinde hat also keine Vorstellung davon, daß Gegenstände, die ferner stehen, kleiner erscheinen. So etwas gibt es eben im Tastraum und in der Tastwahrnehmung nicht.

Dieser Tastraum setzt sich aber zusammen aus Druckempfindungen, Wärme- und Kälteempfindungen, also aus den eigentlichen Tastempfindungen und den Bewegungsbahnen. Der Blinde hat natürlich keine optische Fläche, keinen optischen Raum. Er muß sich erst eine Tastfläche und einen Tastraum erschaffen. Der Aufbau geht so vor sich: Ursprünglich interessiert ihn beim Betasten eines Gegenstandes das Glatte oder Rauhe, die Schwere, die Temperatur. Er nimmt aber primär keine Form wahr, sondern eben nur Tastempfindungen. Beim Abtasten nun, d.h. beim bewegenden Tasten, erfährt er Bewegungsbahnen. Auf diese Weise kommt allmählich rund oder eckig zur Gegebenheit. Das kann schon sehr früh entwickelt sein. Schon blinde Kinder, die in die Blindenschule eintreten, können manchmal ihnen bekannte Gegenstände in Ton nachformen. Dazu kommt dann die extensive Bewegung des Körpers, vermittels derer nun der Raum nach Weite und Nähe geschaffen wird. Aber auch dieser Raum ist Bewegungs- und Tastraum. Das geht nun wiederum so weit, daß der Blinde schließlich eine Gesamtanschauung von der Gegend hat, in der er sich bewegt. Er fixiert die auftauchenden Einzelheiten der Reihe nach. Freilich ist diese Gesamtanschauung nach rückwärts fixiert.

So kommt es schließlich sogar zu einer Fernwahrnehmung des Blinden, die nun allerdings an dem Akustischen orientiert ist und sich anschließt. Luftbewegung, Erzittern des Bodens usw. Rätselhaft bleibt aber selbst dann eine gewisse Fernempfindung, die eindeutig nachgewiesen ist. Blinde können ruhende, geräuschlose Objekte, die sich in Kopfnähe befinden, wahrnehmen. Man spricht von Stirnempfindung.

Siebenundzwanzigste Vorlesung

Ich möchte zunächst noch einiges ergänzend nachtragen zum Tastsinn, und zwar vor allem der Blinden. Ich vergaß, Ihnen das letzte Mal ein Exemplar einer Blindenschrift zu zeigen und hole das nun nach. Ich beschreibe zugleich die Blindenschrift. Die Blindenschrift entstand aus der gewöhnlichen Schrift. Zuerst benutzte man die gewöhnliche Schrift, aber mit Buchstaben erhabener Prägung. Erst Braille erfand die jetzt allgemein eingeführte Blindenschrift, die dem Tastsinn ausgezeichnet angepaßt ist. Wie Sie selbst an dem Exemplar sehen, sind die einzelnen Buchstaben aus Gebilden, die nach dem Prinzip einer zweifach angeordneten Sechserreihe gebildet sind, gemacht. Und zwar sind aus den oberen Punkten die 10 ersten Buchstaben des Alphabetes gebildet. Durch Hinzuführung der unteren zwei Punkte entstehen die übrigen Buchstaben, dazu kommen Satzzeichen usw. Das Lesen der Schrift geht so vor sich, daß zuerst die rechte Hand lesen lernt, später erst die linke. Das ausgebildete Lesen geht aber dann mit zwei Händen vor sich. Und zwar geht die rechte Hand ruhig über die Schrift, die linke führt zuckende Bewegungen aus und tastet die Formen nach. Bei einem guten Lesen gehen dann beide Hände ruhig über das Bild. Nur wenn abgegriffene Buchstaben erscheinen, kommen wieder diese zuckenden Bewegungen oder auch, wenn unverständliche Worte kommen. Der Umfang von Büchern, die in Blindenschrift geschrieben sind, ist etwa 30 mal so groß wie der von gedruckten Büchern. Die Schnelligkeit des Lesens ist geringer. Auch hier zeigt sich das, was wir schon bei der Raumwahrnehmung des Blinden gesehen haben. Das lesende Auge umfaßt geschlossene Bilder, die vom guten Leser nun nicht eigentlich mehr Buchstabenbilder, sondern Wort- und Satzbilder sind. Demgegenüber ist der Blinde vielmehr auf das Zusammensetzen angewiesen. Er kann nicht auf einmal einen Satz überblicken. Javal hat nach Untersuchungen angegeben, daß gute Blindenschriftleser auf etwa 100 Worte in der Minute kommen können, während der visuelle Leser auf 300 kommen kann. Aber nochmals möchte ich wiederholen, dieses Lesen der Blindenschrift geht nicht etwa so vor sich, daß der Blinde über ein feineres Tastorgan verfügt, sondern daß er nur diese Qualität des Tastens besser ausbildet, genauer gesagt, seine Empfindungswerkzeuge und das Material, das er mit ihnen herbeischafft, besser verarbeitet.

Damit aber möchte ich nun diesen Abschnitt abschließen. Ein Rückblick: Unsere ganzen Überlegungen zielten dahin: Wir wollten in diesem Fall sehen, welche Wahrnehmungen und Vorstellungen vom Tastsinn getragen werden. Wir haben zunächst die Raumwahrnehmungen des Tastsinns behandelt. Wir sahen dabei, und überhaupt kann man es in diesem Gebiet sehr deutlich sehen, wie beim Ausschalten eines

Empfindungskreises, nämlich des Sehens, nun das Weltbild aus anderen Empfindungskreisen entsteht. Besonders also beim Blinden aus dem Kreis des Tastens. Wir vergleichen das mit den Erfahrungen, die wir an Taubstummten gemacht haben. Hier geht etwas Ähnliches vor sich. Da kann zunächst das Sprechen nicht entstehen. Aber dennoch, so sagten wir, bildet sich auf dem Umweg über das Lesen, sei es das Ablesen der Worte vom Munde oder das visuelle Lesen, eine Sprache. Eine innere Sprache. Die innere Sprache ist unabhängig von der äußeren, wiewohl bei Taubstummten schließlich auf diesen Umwegen ja auch eine Sprache, ein wörtliches Sprechen, entstehen kann. Dann freilich ist die eigentümliche Paradoxie, daß diese Taubstummten ein Organ benutzen, von dessen Tätigkeit sie nur einen Teil wahrnehmen. Sie können sprechen, sprechen übrigens eigentümlich tonlos. Aber sie können nicht hören, was sie sagen. Sie können sich nur vor den Spiegel stellen und an ihren eigenen Lippen ablesen, was sie gesprochen haben oder sprechen.

Vergleichen Sie das einmal mit den Blinden. Wir sagten, die Taubstummten können die innere Sprache entwickeln. Kann man nun ebenso sagen, der Blinde kann ein Weltbild, ein inneres Sehen entwickeln? Kann er über dem Umweg des Tastraums eine andere Welt von innerem Sehen erzeugen? Hat er also, wie der Taube eine innere Sprache hat, ein inneres Gesicht? Auch das muß man bis zu einem gewissen Grad bejahen. Wenn wir es anders ausdrücken, dann sehen Sie das Gemeinte. Der Blinde hat, selbst wenn er blind geboren ist, eine Vorstellung von dem Raum, der ihn umgibt. Ich wiederhole die Ergebnisse der Analyse der letzten Stunde. Zunächst einmal gewinnt er durch Tastempfindungen eine Vorstellung von einem Gegenstand. Also von den Formen des Gegenstandes, die über die Glätte, Temperatur, der Oberfläche sich langsam zu Wahrnehmungen von rund und eckig entwickeln. Ob wir nun freilich sagen dürfen, daß der Blinde eine plastische Vorstellung hat, ist zweifelhaft. Freilich, wenn Sie bedenken, was ich schon in der letzten Stunde sagte, daß schon blinde begabte Schulkinder bekannte Objekte, also Streichholzschachteln und andere Gegenstände, in Ton nachformen können, dann scheint man zugeben zu müssen, daß die Blinden eine plastische Anschauung haben. Und gewiß haben sie so etwas wie einen inneren plastischen Sinn, eine innere plastische Vorstellung. Aber diese plastische Vorstellung erreicht natürlich nie die Qualität der plastischen Vorstellung dessen, der sieht. Man muß immer bedenken, auch wenn der Taubstumme sprechen lernt, er kann nicht hören, was er sagt. Und so kann der Blinde nicht sehen, was er bildet. Dies ist die Grenze, die nicht überschritten werden kann.

Nun weiter aber bildet sich aus dem plastischen Raum für die Blinden dann auch ein gewisser Fernraum. Das zeigte ich Ihnen im einzelnen in der letzten Stunde. Zu den Tastwahrnehmungen kommen Bewegungswahrnehmungen. Die Bewegungsbahnen werden für Entfernungen genommen. Die Höhe eines Hauses ist an der Bewegungsbahn der durchlaufenden Stufen festgelegt, ebenso die Entfernung eines Ortes. Dann setzt natürlich auch das Gehör ein. So kann der Blinde etwa die Entfernung eines

Springbrunnens und die Richtung erkennen. Man hat festzustellen geglaubt, daß der Blinde doch einen Raum in seiner Umgebung von 8 - 10 Metern (Minimum) beherrscht, daß er von ihm eine Anschauung hat.

In diesem Sinn also entwickelt auch der Blinde einen Anschauungsraum von der Welt, einen inneren Anschauungsraum, der sich selbstverständlich von dem des Sehenden sehr unterscheidet, der aber doch da ist. Und da ist für uns das Entscheidende. Auch hier also das, was des öfteren betont wurde. Die Unabhängigkeit des Vorstellungs- und Wahrnehmungslebens von den Empfindungskreisen.

Noch ein anderer Nachtrag zu diesem Kapitel ist zu machen. Ich sagte, daß diese Unabhängigkeit sehr ihre Grenze hat. Die Taubblinden, also jene Menschen, wo Gehör und Gesicht aussetzen oder verloren gehen, stehen zunächst auf der Stufe des Tieres. Aber wiederum gibt es hier zwei einzigartige Fälle, die zeigen, daß selbst in diesem Fall, also beim Ausfall der wichtigsten Empfindungskreise, noch ein Ersatz geschaffen werden kann. Sie mögen sich vorerst noch einmal vor Augen halten, was das heißt: taub und blind. Diese Menschen können nicht hören, sie können infolgedessen nicht sprechen, sie können nicht sehen, sie haben also nur die Fähigkeit des Tastens, diese allein. D.h. freilich, um es zu wiederholen, sie haben verschiedene Sinne: den Hautsinn mit seinen Unterteilungen, den kinästhetischen Sinn und den statischen Sinn. Daneben haben sie natürlich Geschmacks- und Geruchssinn und die inneren Organempfindungen. Aber in der Wahrnehmung der Außenwelt sind sie wesentlich auf den Tastsinn angewiesen.

Ich sagte nun, es gibt zwei einzigartige Fälle, die in erstaunlicher Weise zeigen, wie unabhängig das Psychische von den Empfindungskreisen ist. Das sind Laura Bridgeman und Helen Keller. Aber bei beiden Fällen ist sofort eine Einschränkung zu machen. Beide waren nicht von Geburt an taubblind, sondern wurden es erst. Und zwar hat Laura Bridgeman Gehör und Gesicht im 26. Monat verloren, sie war also über zwei Jahre alt und Helen Keller im 19. Monat. Sie verfügten also immerhin eine zeitlang über diese beiden Sinneskreise, und da das Lebendige nichts ganz verliert, was es einmal besaß, so können wir nicht wissen, wie weit nicht die spätere Entwicklung auf diesen Rudimenten aufbaut.

Immerhin aber, erstaunlich bleibt das, was hier geschah. Ich greife das Wichtigste heraus. Laura Bridgeman lernt lesen durch eine ebenso einfache wie geniale Methode. Man gab ihr rechts die erhabenen Lettern für einen Gegenstand und in die linke Hand den Gegenstand selbst. Dies wurde solange fortgesetzt, bis sie begriffen hatte, daß man ihr ein Mittel geben wollte, um mit anderen Menschen zu verkehren. Denn sie müssen bedenken, das ist ja einfach das gewaltige Hindernis, das zu überwinden ist. Einem Kind zeigen sie etwas und sagen dazu den Namen des Gegenstandes, dem Blinden können sie Worte beibringen und er ahmt Worte nach, dem Taubstummen können sie lesen beibringen. Aber der Taubblinde hat ja keinen Zugang zur Welt mehr und die Welt keinen anderen zu ihm, als wirklich den des reinen Tastens. Nichts anderes ist in seiner monotonen Welt als Tastwahrnehmungen. Selbst aber hier gelingt es durch diese Methode,

ihm beizubringen, daß dies ein Mittel ist, mit anderen Menschen zu verkehren. Als Laura Bridgeman das begriffen hatte, der Unterricht begann im Alter von 8 Jahren, begann sie mit dem größten Eifer zu lernen. Helen Keller, bei der der Unterricht im 7. Jahr begann, kam viel weiter. Auch sie beschreibt, sie hat ihr Leben beschrieben, daß es ihr plötzlich, nach zweimonatigem Unterricht, wie eine gewaltige Offenbarung aufging, daß man auf diese Weise mit anderen Menschen verkehren könnte. Also diese eigentümliche Tatsache ist offenbar entscheidend bei den Taubblinden, wenn es ihnen gelingt, zu begreifen, daß es eine seelische Mitteilung, eine psychische Kommunikation gibt, dann sind sie gerettet. Bei Helen Keller geht der Unterricht nun anders vor sich. Sie lernt auf dem Weg der Fingersprache. Das ist eine Methode der Verständigung, die öfters bei Taubstummen angewandt wird. Auf die ruhende Hand dessen, der hört, wird ein Finger gelegt, in wechselnder Krümmung. Jede Krümmung und Stellung des Fingers bedeutet einen anderen Buchstaben. Die Fingersprache kann immerhin, wenn sie gut entwickelt ist, zur Schnelligkeit eines langsamen Lesens führen. Ganz nebenbei gesagt, bedenken Sie die gewaltige Erweiterung des Tastsinns, wie die Blinden lesen, wie sie auf diese Weise verstehen.

Nun, bei Helen Keller wurde der Unterricht von vornherein also auf diesem Weg begonnen. Wiederum war die erste Schwierigkeit diese, verständlich, begrifflich zu machen, daß es sich hier um Sprache handelt. Dieses elementarste Phänomen auftauchen zu lassen, daß hier ein Mittel gegeben ist, mit dem anderen zusammen zu denken. Helen Keller hat nun etwa einen Monat lang ihr unverständliche Assoziationen zwischen Gegenständen und Manipulationen, die ihre Lehrerin an der Hand vornahm, gebildet. Dann begriff sie, im zweiten Monat, und begann sofort, mit einem grenzenlosen Eifer zu lernen. Schon mit 10 Jahren lernt sie die Lautsprache und kann sie zur Unterhaltung benutzen. Sie selbst versteht, indem sie zwei Finger auf den Mund dessen legt, der spricht und auf diese Weise an den Mundbewegungen abtastet, was gesprochen wird. Das Tempo der Unterhaltung mit ihr soll mehr als die Hälfte der Geschwindigkeit einer normalen Unterhaltung haben. Helen Keller hat eine volle wissenschaftliche Ausbildung erworben. Sie wurde zur Universität zugelassen. Noch ein paar Ergänzungen: Sprachen wurden ihr leicht, sie lernte Französisch, Deutsch. Außer Englisch, das ihre Muttersprache ist, Arithmetik, Geographie, Mathematik. Bedenkt man, daß sie in wenigen Jahren zur vollen intellektuellen Entwicklung kommt, daß sie eine ausgedehnte Korrespondenz unterhielt, selbst Bücher schrieb, dann zeigt sich wiederum einmal in eindrucksvoller Weise die Unabhängigkeit der Intelligenz, des Denkens von den elementaren psychischen Vorgängen. Dies Ergebnis überhaupt möchte ich unterstreichen. Wo eine Empfindungssphäre aussetzt, ist natürlich das äußere Leben behindert. Diese Menschen sind darauf angewiesen, daß ihnen geholfen wird in den einfachen alltäglichen körperlichen Leistungen und in dem alltäglichen Sich-zurecht-finden. Aber das bedeutet nicht, daß sie ihr geistiges Leben nicht voll entwickeln können, oder muß es jedenfalls nicht bedeuten. Nach dem Stand von 1914 hatten wir in Deutschland 500 Taubblinde, von denen

man annahm, daß 250 entwicklungsfähig wären. Freilich, das zeigt sich wiederum bei den Taubblinden. Sie leben ein innerliches Leben, ein träumerisches Dasein, ein starkes Phantasieleben, genährt durch Erlebnisse, Nachdenken, Lektüre. Aber das Sonderbare ist, daß sie nun, wenn sie einmal einen Zugang zur Welt der anderen gefunden haben, eine Welt entwickeln, die dann doch wieder der der Normalen sehr ähnlich ist. So behauptet Helen Keller, beim Nachfahren der Umriss einer Statue die dargestellten Leidenschaftlichkeiten erkennen zu können. Selbstverständlich kann die ganze innere menschliche Welt irgendwie nachvollzogen werden. Dazu kommt die ersatzweise Arbeit des Tastsinns, des Gehörsinns bei Blinden, des Tastsinns und des Gesichtssinns bei Taubstummen. Wie weit dies geht, das sieht man am besten bei Taubblinden, bei den beschriebenen Fällen, auch wenn sie Ausnahmefälle sind. So konnte Helen Keller, trotzdem sie nicht hörte, ein gewisses Gefühl für Musik entwickeln. Vorgänge, die wir unbeachtet lassen, werden für den Blinden wichtig, Bewegungen der Luft, Strömungen der Luft, Erschütterungen usw. Was der Taubblinde daraus macht, ist außerordentlich. So konnte Helen Keller aus diesen Erschütterungen Musikerlebnisse ziehen. Sie konnte erstens einmal diese Erschütterungen, wobei man immer wieder bedenken muß, daß sie nicht hört, sie also nur mit der Körperoberfläche wahrnimmt, als Musik erkennen. Ja, sie konnte den Rhythmus erkennen, hohe Töne von tiefen unterscheiden, den Triller erkennen. Überhaupt können die etwas entwickelten Taubblinden an den Vibrationen erkennen, ob eine Zimmertür aufgeht, eine Tür zugeschlagen wird, getrommelt wird usw. Sie können daran erkennen, ob sich ihnen jemand nähert. Genug davon.

Und dann haben wir noch eine letzte Lücke auszufüllen. Noch einen Nachtrag zur Sprache zu geben. Ich erinnere an das Lichtheimsehe Aphasienschema. Ein Zentrum für Artikulation, eins für Klangwahrnehmungen und ein allgemeines Zentrum. Die Frage bei all unseren Überlegungen war damals: Wie kommt es, obgleich eins dieser Zentren ausfällt, zur Sprache? Dafür sind die Aphasien ja das schönste Beispiel, aber auch die Taubstummen. Das unmittelbar für die Sprache wichtige Zentrum ist ja das Klangzentrum. Das fällt nun zunächst einmal bei den Tauben aus. Trotzdem können sie sprechen lernen. Durch das Hilfsmittel des Gesichts, also im Lesen, setzen sie jenes primär nicht geschädigte Zentrum der Lautbildung und Artikulation in Bewegung, so daß sie schließlich sprechen. Ich glaube, ich habe schon gesagt, daß sie eigentümlich tonlos sprechen. Die für uns noch offene Frage ist die, wie kommt es dazu? Ich habe mit der Beantwortung dieser Frage gewartet, bis auch der kinästhetische Sinn entwickelt war, weil er dabei mitspielt und weiter deswegen, weil sich vor allem bei den Taubblinden, wo immer wieder der freilich einzigartige Fall von Helen Keller zu erwähnen ist, zeigt, wie unabhängig dieses Zentrum ist. Das Ergebnis selbst möchte ich vorwegnehmen. Die Taubstummen und die Taubblinden lernen sprechen, wenn die Verbindung von C nach A, also die Verbindung von allgemeinem Zentrum und Artikulationszentrum, entwickelt werden kann.

Was ist Sprache nun als eigentlicher Sprechvorgang? Das ist zunächst einmal nachzutragen. Als reiner Sprechvorgang betrachtet ist die Sprache eine Art von willkürlicher Bewegung. D.h., die Lautgebung ist ja zunächst die Bewegung der Stimmorgane. Und zwar lernt der Normale sprechen, indem allmählich eingelernt wird, wie er bestimmte Muskelbewegungen durchführt. Aus unwillkürlichen Lautbewegungen wächst also das willkürliche Lautgeben heraus. Das Kind, das Mama nachsagt, ahmt unwillkürliche Laute auf dem Umweg über das Gehör nach. Soweit ist die Sache relativ einfach. Denn das, was hier vor sich geht, ist, wie gesagt, eine Nachahmung, die selbst sehr allmählich vor sich geht. Wenn Sie bedenken, daß auch ein schnell entwickeltes Kind im vierten Jahr noch große Schwierigkeiten hat, ein richtiges S zu sprechen, daß es sön statt schön sagt, dann sehen Sie, daß wirkliche Übung dazugehört.

Achtundzwanzigste Vorlesung

Um nun das Kapitel der Empfindungskreise und der sich auf diese stützenden Wahrnehmungen und Vorstellungen zu beenden, müssen wir noch zwei Empfindungskreise behandeln, die keineswegs von der Wichtigkeit sind wie Gesicht, Gehör und Tastsinn, also Hautsinn, statischer und kinästhetischer Sinn. Die beiden Kreise, die wir noch zu behandeln haben, sind: Geruch und Geschmack sowie die inneren Organempfindungen.

Zunächst also die Empfindungen des Geruchs und Geschmacks, die wir beide zu den sogenannten niederen Sinnen rechnen, und zwar deswegen, weil sie ausschließlich offenbar vegetativen Zwecken dienen. Die höheren Sinne, also Gesichts-, Gehör- und Tastsinn, dienen natürlich auch den Zwecken des lebendigen Organismus, aber sie erscheinen daneben eben doch als die Zugänge zum eigentlich seelischen Leben. D.h., es sind jene Empfindungen, die zugleich die höheren Funktionen tragen und auf die eben doch das höhere Leben z.T. angewiesen ist. Das aber ist bei Geruch und Geschmack nicht der Fall.

Nebenbei gesagt, es wäre also nicht möglich, auf diese Qualitäten höhere seelische Leistungen aufzubauen, würde jemand ohne Gesichts-, Gehör- und Tastsinn auf die Welt kommen. Ein übrigens auch physiologisch nicht denkbarer Fall. So wäre wohl hier wirklich die Entwicklung eines seelischen Lebens ausgeschlossen.

Das sind nun zunächst die sogenannten Geschmacksgerüche, d.h. die vom Geruchsstoff gleichzeitig ausgelösten Geschmacksempfindungen, z.B. süßer Geruch von Chloroform, bitterer von Äther. Die Organe dafür sitzen in der Mundhöhle, im Nasenrachenraum.

Dann die eigentlichen Gerüche, die man nach einem älteren Verfahren in neun einteilt, nach einem neueren in sechs. Diese wenigstens will ich aufzählen: würzig, blumig, fruchtig, harzig, faulig, brenzlich.

Über das Geruchsorgan ist wenig bekannt. Es ist ein kleiner Teil der Nasenschleimhaut.

Weiter zu den Geschmacksempfindungen. Man hat sich heute auf eine Vierzahl festgelegt, nämlich salzig, süß, sauer und bitter. Bekannt ist ja, daß manche Leute sauer und bitter nicht unterscheiden können.

Das Geschmacksorgan ist die Zunge, und zwar genauer deren Spitze, Ränder und hintere Partie des Rückens, dann der weiche Gaumen. Übrigens sind die Mitte der Zunge und die Wände der Wangen bis zum 10. - 12. Lebensjahr geschmacksempfindlich. Weiterhin ist es interessant, daß es hier bestimmte Zonen gibt. Süß wird am stärksten an

der Spitze der Zunge, sauer an den seitlichen Rändern, bitter hinten auf der Zunge empfunden.

Alles übrige an diesem Kapitel möchte ich übergehen. Vielleicht wäre noch anzumerken, daß es bestimmte Prüfmethode gibt, um die Schärfe dieser Sinne festzustellen. Und interessant ist vielleicht noch, daß es - wie es ein absolutes Gehör gibt - so gibt es auch eine absolute Zunge. Außerordentlich gesuchte Leute, die so etwas besitzen, weil sie allein fähig sind, z.B. die Qualitäten des Tees zu bestimmen.

Dann die Organempfindungen. Darunter versteht man also eine Reihe von Empfindungen, die man nicht den eigentlichen Sinnesorganen zuzählen kann. Solche Empfindungen sind beispielsweise Hunger, Müdigkeit. Zu diesen Organempfindungen gehören nun alle Empfindungen, die ihren Sitz in Muskelempfindungen haben, in Empfindungen des Ernährungssystems oder in Empfindungen des Kreislaufsystems.

Wir wissen heute recht wenig über diese Dinge. Sie sind nicht genügend erforscht worden. Im großen und ganzen ist es vielmehr so, daß man die Klasse dieser Empfindungen feststellte, eigentlich nur deshalb, weil man sah, daß es sich um Empfindungen handelt, die aber nicht zu den Sinnesorganen gehören, die bekannt sind. Trotzdem möchte ich ganz allgemein sagen, daß die Bedeutung dieser Empfindungen in Zukunft wahrscheinlich größer werden wird. Denn es zeigt sich immer mehr, daß eine Reihe dieser Empfindungen, wie z.B. Hunger und Müdigkeit, die ja offensichtlich zunächst rein vegetative Empfindungen sind, wie Geruch und Geschmack, dann doch wieder durch höchste seelische Funktionen bedingt sind. Eigentlich kann ich Sie hier nur auf Probleme verweisen, wenn ich nicht allzu ausführlich auf Einzeluntersuchungen eingehen will. Solche Probleme sind die Regulierbarkeit von Hunger und Müdigkeit, vor allem die unbewußte. Dann der Zusammenhang des Bewußtseins überhaupt mit den Vorgängen der Ermüdung.

Der Sitz der Organempfindungen. Offenbar sind die inneren Organe alle nur schwach schmerzempfindlich. Die weitaus größte Empfindlichkeit ist in die Haut verlegt. Die Chirurgie behauptet sogar, obwohl nicht unbestritten, daß die meisten inneren Organe für Reize gar nicht oder ganz wenig empfindlich sind. So kommt es, daß z.B. Schmerzen meist unrichtig lokalisiert werden. Das innere Organ meldet sich nur schwach, oft ist die Hautstelle viel empfindlicher. So daß also hier der Schmerz von innen nach außen tritt. Das schwach schmerzende Organ steht mit den Hautnerven in Verbindung und diese melden nun heftigen Schmerz.

Jedenfalls können wir keine eigentlichen Träger der Organempfindungen ermitteln. Wir müssen wohl vielmehr sagen, daß diese Empfindungen zentraler, aber undifferenzierter Art sind. Zentral, denn wir haben, wenn wir uns beispielsweise krank fühlen, eine Empfindung, die eigentlich das ganze Empfinden beherrscht. Sehr oft geht es uns ja so, wir haben keine Schmerzen, aber unser ganzer Körper meldet, daß etwas nicht in Ordnung ist.

Und damit haben wir nun die Empfindungskreise vollständig behandelt. Ich zähle noch einmal auf. Es sind also sieben: 1. die Gesichtsempfindungen, 2. die Gehörempfindungen, 3. Geruch und Geschmack, 4. Hautsinn, 5. Lage und Bewegungsempfindungen, kinästhetische Empfindungen, 6. Empfindungen des statischen Sinns, 7. die inneren Organempfindungen.

Wir haben gesehen, wie weit also die Empfindungen Grundlage des seelischen Lebens sind. Wir haben gesehen, wie weit sie Wahrnehmungen und Vorstellungen tragen.

Wir heben nun noch einmal drei große Gruppen von Wahrnehmungen heraus, die sich auf diese Empfindungskreise stützen: die Gesichtswelt, die akustische Welt, die Tastwelt. Diese drei Kreise zusammen geben dem normalen Menschen die sichtbare Welt. Vermittels Gesichts-, Raum- und Tastwahrnehmungen erfährt er die Umwelt, aus ihnen bildet sich der Raum. Aber weiter bildet sich daraus die Sprache. Und nun zeigen die Fälle der Blinden, Taubstummen, der Taubblinden, wie Raum und Sprache auch entstehen können, wenn ein oder zwei Gebiete dieser Wahrnehmungen ausfallen. Ja, gerade bei den Taubblinden zeigt sich eindrucksvoll, wie aus den bloßen Gegebenheiten des Tastsinns schließlich diese ganze Welt des Normalen erbaut oder wenigstens nachgebaut, erlebt oder wenigstens nacherlebt werden kann.

Ja, wir müssen geradezu so sagen: Der Ausfall einer Sinnesgruppe schädigt den Menschen natürlich in seinem körperlichen Verhalten, in seinem täglichen Verhalten, aber solcher Ausfall schädigt nicht die geistige Entwicklung oder nicht die Möglichkeit zu geistiger Entwicklung. Fällt eine Sinnesgruppe aus, so erlischt zunächst eine Basis für Wahrnehmungen und Vorstellungen. Aber auf dem Umweg über eine andere Sinnesgruppe können Ersatzvorstellungen erweckt werden. So kann sich aus Tastwahrnehmungen der Raum erbauen, aus Seh- und Tastwahrnehmungen die Sprache. Und von dort aus kann nun die Welt der Vorstellungen entwickelt werden. Wir gingen soweit, zu sagen, daß die innere Gehörs-Gesichtswelt auch dann sich entwickeln kann. Und erinnern wir wieder einmal an das Schema

E - W - V - S,

so ist klar, daß in diesem Schema die Empfindungswelt die elementare Grundlage ist, die das Material der Wahrnehmungen und Vorstellungen gibt, daß aber die Wahrnehmungen und Vorstellungen selbst wieder das Mittelstück zur geistigen Welt sind. Zu jener Welt, die in der Sprache, den Kulturgütern überhaupt und dann vor allem im Denken erscheint.

Die Unabhängigkeit der Vorstellungen - das besagt also die Tatsache, daß die Vorstellungen, einmal entwickelt, einmal aus gewissen, im Grunde gleichgültig, welchen Wahrnehmungen und Empfindungen hervorgegangen, nun ein eigenes Reich ist, das nicht mehr in diesem direkten Abhängigkeitsverhältnis zur Außenwelt steht. Die Empfindung ist und bleibt auf den Reiz angewiesen. Wo Empfindung, da Reiz. Ohne Reiz

keine Empfindung. Die Vorstellungswelt aber ist ein Bereich des Psychischen, der nicht mehr auf äußere Reize allein zurückgeführt werden kann.

Diese Tatsache weist auf eine neue Gesetzmäßigkeit, die dem Vorstellungsleben angehört und es beherrscht. Im allgemeinen haben wir schon darüber gesprochen: Es ist die Tatsache der Assoziationen, die wir nun zu behandeln haben. Was wir bisher im wesentlichen untersucht haben, ist der Aufbau der Empfindungswelt und die darüber sich erhebenden Wahrnehmungen und Vorstellungen. Nun fragen wir nach den Gesetzen des Vorstellungsablaufes.

Der eigentliche Zugang dazu ist die Frage, wie es möglich ist, daß eine Vorstellung auftaucht. Zum einen Teil haben wir diese Frage beantwortet. Das Auftauchen einer Vorstellung kann die Folge einer Wahrnehmung und Empfindung sein. Aber schon da fanden wir eben als Kennzeichen der Vorstellung, daß sie die Empfindung und Wahrnehmung umformt und als Schema behält. Fragen wir nun weiter: Wie ist es möglich, daß ein solches Schema wieder auftaucht, auch ohne daß die dazugehörige Empfindung auftaucht? Denn das ist ja der Fall, gerade das erleben wir beim Kommen und Gehen der Vorstellungen. Damit stehen wir aber unmittelbar vor der Assoziation. Zwei Gesetze der Reproduktion der Vorstellungen sind allgemein anerkannt. 1. Das Gesetz der Gleichzeitigkeit. Vorstellungen, die einmal im Bewußtsein waren, haben eine Tendenz, sich gegenseitig zu wecken. Wenn z.B. aus irgend einem Grund in mir die Vorstellung eines Menschen erweckt wird, mit dem ich viel zusammen war, z.B. weil darüber gesprochen wird, so können damit eine Reihe von Situationen auftauchen, die ich mit ihm erlebt habe. 2. Das Gesetz der Folge. Sind zwei Vorstellungen kurz aufeinander gefolgt, so ist eine Tendenz vorhanden, daß durch das Gegenwärtigsein der ersten Vorstellung aus inneren Gründen sich die zweite einstellt. Ich sehe einen Blitz, dann taucht die Vorstellung des Donners vor mir auf. Im täglichen Leben sind diese beiden Assoziationsarten sehr wichtig für jegliche Erinnerung, für unser Handeln und Verhalten. Vom psychologischen Standpunkt aus gesehen wird unser ganzes Leben von Assoziationen beherrscht, unser ganzes Erfahrungswissen baut sich auf Assoziationen auf, unsere Befürchtungen, unsere Hoffnungen. Das bedeutet, psychologisch gesehen, nur dies: Wir haben Vorstellungen und knüpfen an diese andere an. Aber wir bedienen uns auch der Assoziationen. Sie wollen etwa sich ein Gedicht ins Gedächtnis rufen, von dem Sie nur die ersten Worte wissen. Dann sagen Sie sich diese Worte öfter vor, in der Hoffnung, daß nun die folgenden sich einstellen. Die Beispiele ließen sich selbstverständlich unendlich vermehren.

Man hat nun, und zwar hat Ebbinghaus das getan, diese beiden Assoziationsgesetze in eins zusammengefaßt: Wenn beliebige seelische Gebilde einmal gleichzeitig oder in naher Aufeinanderfolge das Bewußtsein erfüllt haben, so ruft die Wiederkehr einiger Glieder des früheren Erlebnisses Vorstellungen auch der übrigen wach, ohne daß für sie die ursprünglichen Ursachen gegeben sein müssen.

Nun muß ich einmal auf Erörterungen, die ganz am Anfang unserer Behandlung der Experimentalpsychologie standen, eingehen. Ichqualität und Erlebnisstrom. Wir sagten damals, daß das zwei letzte Gegebenheiten des seelischen Lebens sind. Was wir bis jetzt untersucht haben, sind die Eigenschaften des Strömens, vor allem des Aufbaus der Erlebnisse. Für einen Moment sehen Sie nun etwas anderes. Was wir als Assoziationsgesetzlichkeit begreifen und im Psychischen nachweisen können, experimentell belegen können, muß natürlich einen Hintergrund haben. Dieses eigentümliche Bestandteil des Erlebnisstromes, wie es sich in den Assoziationen zeigt, muß selbstverständlich grundgelegt sein. Wir können also sagen: Was sich als Assoziation zeigt, muß einmal entstanden sein. Dieses Ich muß die Fähigkeit haben, Kombinationen durchzuführen. Die Elementenpsychologie stellte sich die Entstehung der Assoziationen rein mechanisch vor. So etwa, wie sich in der unbelebten Natur zwei Substanzen miteinander mischen, etwa Wasser und Salz, so gehen auch die Vorstellungen mechanische Verbindungen ein. Aber so mechanisch sind die Verbindungen nicht. Sondern es ist das Ich, das kombiniert. Nicht die Vorstellungen assoziieren sich, sondern jenes Ich, das freilich nur zum Teil bewußt ist, assoziiert. Aber davon können wir erst später sprechen, wenn wir den dritten Kreis der Psychologie, die Schichtung des Seelischen, behandeln.

Ich berichte zunächst weiter über die Assoziationen. Von diesem Blickpunkt aus, daß es im Vorstellungsleben zu mechanischen Verbindungen kommt, setzte die Assoziationsforschung ein. Ebbinghaus vor allem war der, der mit seiner Untersuchung über das Gedächtnis der Vater dieser großen Literatur geworden ist.

Das wesentliche Ziel dieser Forschung war, einmal die Bedingungen zu erkennen, unter denen eine Assoziation entsteht, zum zweiten die Stärke der Assoziationen zu erforschen. Wesentlich gibt es zwei Methoden dafür. Die Erlernungsmethode: Sie ist ganz einfach. Man untersuchte die Bedingungen des Lernens. Etwas wird bis zum freien Hersagen erlernt und aus der Verschiedenheit der dazu notwendigen Wiederholungen auf die Bedingungen des Erlernens geschlossen. Dann die Treffermethode, von G.E. Müller ausgebildet. Man läßt Silbenreihen eine bestimmte Anzahl von Malen lesen und dann werden nach einer bestimmten Zeit Silben vorgesagt, mit der Aufforderung, die darauffolgende zu nennen. Das ergibt Treffer und falsche Antworten. Daraus ergibt sich die Formel r/n , wobei r die Zahl der Treffer und n die Zahl aller Fälle ist. Die Größe der Trefferzahl berichtet über die Stärke der Assoziationen. Einige Ergebnisse, zunächst ein allgemeines: Einzelne Assoziationen entstehen, indem das Gedächtnis behält. Dieses Behalten kann ein unmittelbares sein, kann aber auch mittelbar sein. Das unmittelbare Behalten kennen Sie. Ich sage Ihnen einen Satz vor, den Sie sofort nachsagen können. Schwieriger wird es schon, wenn ich Ihnen diesen Satz in französisch vorsage oder auf griechisch. Im letzten Fall wird derjenige, der nicht griechisch kann, den Satz vielleicht überhaupt nicht nachsagen können. Das Behalten hängt also offensichtlich vom Erfassen ab. Die Stärke der Assoziation hängt ab von der Stärke des Erfassens. Von dort aus wird klar, warum gewisse Vorstellungszusammenhänge, die sich einmal

blitzartig mit äußerster Intensität gebildet haben, unauslöschlich sind. Für gewöhnlich aber dauert solch unmittelbares Behalten nur kurze Zeit. Eine Stunde später können Sie vielleicht irgend einen beliebigen Satz, der Ihnen vorgesagt wurde, nicht wiederholen.

Die Untersuchung der mittelbaren Assoziationen, d.h. der Assoziationen, die vor allem Grundlage des mechanischen Lernens sind, war eine Hauptarbeit. Dafür haben wir heute ein Gesetz. Die Lernzeit wächst proportional der Länge des zu Lernenden. Beispiel: So lernte ein Rechenkünstler Diamandi 25 Zahlen in drei Minuten, 50 in sieben, 100 in 25, 200 in 135 Minuten.

Mittelbare erlernte Assoziationen sind willkürlich verfestigte Assoziationen. Unmittelbare erlernte Assoziationen sind unwillkürlich verfestigte Assoziationen. Ich sagte schon, das Hauptgebiet der experimentellen Psychologie war die Prüfung der erlernten, also der willkürlich verfestigten Assoziationen. Wir wissen bis jetzt einiges über den Prozeß der Verfestigung. Nun ist Ihnen ja aus der Erfahrung bekannt, daß solche verfestigten Assoziationen, also willkürlich Gelerntes, nicht für alle Zeit verfestigt ist. Wenn es nicht gebraucht wird, sinkt es ab. Die Festigkeit der Assoziation, der willkürlichen Assoziation, nimmt also mit der Länge der Zwischenzeit, in der sie nicht gebraucht wurde, ab. Anders ausgedrückt: Assoziationen schwinden umso langsamer, je häufiger sie durch erneute Einprägung verstärkt werden. Dazu gleich einen zweiten Satz. Eine Wiederholung hat für ältere Assoziationen einen größeren Einprägungswert als für jüngere.

Überblicken wir nun das nur in seinen wesentlichsten Bestandteilen referierte Gebiet der Assoziationsforschung, dann sehen Sie, daß eigentlich nichts wesentlich Neues gefunden wurde, daß nur auf Formeln, exaktere Formeln gebracht wurde, was ohnedies ja schon aus der täglichen Erfahrung bekannt war.

Nun aber gibt es ja Assoziationen, die von selbst entstanden sind. Und wenn die experimentelle Psychologie auch hier - das hängt mit ihrer Methode der Bewußtseinsforschung zusammen - nicht über einen gewissen Punkt hinausgekommen ist, so hat sie doch auch hier die Grundlagen für die weitere Forschung gegeben. Die Untersuchungen dieser Assoziationen nennt man die Untersuchungen der sogenannten Assoziationsreaktionen. Z.B.: Man ruft der Versuchsperson ein Wort zu, das sogenannte Reizwort, und läßt darauf die im Bewußtsein sich anschließende neue Vorstellung nennen, das sogenannte Reaktionswort. Daraus stellte man eine sogenannte Assoziationsstatistik her und versuchte wiederum, aus ihr die Gesetzmäßigkeiten des Assoziationsvorganges herzuleiten. Aber man kam dabei durchaus ins Uferlose. Schon das hätte eigentlich zeigen können, daß man mit dieser Art von naturwissenschaftlicher Erforschung des Psychischen auf einem falschen Weg war. Aber ich will, da ich die Kritik der Assoziationsforschung ausführlicher geben will, zunächst weitere Ergebnisse referieren. Zunächst versuchte man, die Arten der Assoziationen aufzufinden. Schon Wundt hat eine Einteilung gegeben. Er unterscheidet innere und äußere Assoziationen. Die äußeren erfolgen nach Zeit und Raum. Die Assoziationen nach der Zeit können wieder gleichzeitig oder

aufeinanderfolgende sein, weiter können diese äußeren Assoziationen nach den Empfindungsqualitäten, die den Vorstellungen zugrunde liegen, bestimmt werden, auditive, visuelle usw. Die inneren Assoziationen teilt er nach logischen Gesichtspunkten ein: Unterordnung oder Überordnung, Ähnlichkeit oder Gegensatz, Abhängigkeit in Kausalität oder Finalität. Aber andere Einteilungen traten konkurrierend auf, so z.B. die von Wreschner nach einfachen, mehrfachen Assoziationen, wenn mehrere Glieder vorhanden sind, vermittelte Reaktionen und endlich unbekannte Assoziationen. Dann wird das weiter untergeteilt in formale und inhaltliche Assoziationen, diese wieder, die formalen nämlich, in Ähnlichkeiten oder sprachliche Ergänzungen, die inhaltlichen in Kombinationen und Konnexionen.

Aber: Ein 24jähriger, der als Reparaturschlosser am Hochofen tätig war, hat durch eine Gasvergiftung seine Fähigkeit, neu etwas zu merken, verloren, bestehen blieben aber alle anderen Fähigkeiten, das Gedächtnis für die Ereignisse bis zum Tag des Unfalls.

Neunundzwanzigste Vorlesung

Ich habe Ihnen in der letzten Stunde einen gedrängten Überblick über die Assoziationsforschung gegeben und habe keineswegs die relative Dürftigkeit der Ergebnisse dieser ausgedehnten Untersuchungen verschwiegen. Denn all das, was die Assoziationsuntersuchungen und Einteilungen, die Experimente ergeben haben, ist wenig im Vergleich zur großen Idee, von der die Assoziationspsychologie ausging. Und diese große Idee war: Man glaubte, in dieser Tatsache der Vorstellungsverbindung ein allgemeines Gesetz des seelischen Lebens entdeckt zu haben. Daß Vorstellungen sich verbinden können, die gleichzeitig oder nacheinander aufgetreten sind, das schien ein Schlüssel zum seelischen Leben überhaupt zu sein. Warum? Sehr einfach, weil von hier aus nun der Strom des Erlebens durchsichtig zu werden schien. Dies schien die Ergänzung. Von der einen Seite her war der Aufbau des Seelischen klar geworden durch die Bedingtheit des Seelischen aus Empfindungen. Soweit man also Seelisches zurückführen konnte auf Empfindungen, war ein Schlüssel zur Erhellung des Seelischen gegeben. Aber dies ist ja nicht ganz möglich, nicht alle seelischen Empfindungen lassen sich aus augenblicklichen Empfindungen erklären. Schon die einfachsten Vorgänge der Erinnerung, sie sind nicht aus gegenwärtigen Empfindungen zu begreifen. Und da setzte nun der Assoziationsgedanke ein, der das seelische Leben, soweit es von den augenblicklichen Empfindungen unabhängig ist, zu erklären schien. So muß man die Assoziationsforschung sehen. Man glaubte, hier den Schlüssel zu dem komplizierten Gewebe des seelischen Lebens zu haben. Hier schien der Zusammenhang der Vorstellungen untereinander klar zu werden, von hier aus hoffte man, alle komplizierteren Phänomene, voran das Gedächtnis, dann das Denken, das Fühlen und das Wollen, erklären zu können. So glaubten also die Entdecker und Ausarbeiter des Assoziationsprinzips, nicht nur den ganzen Mechanismus des seelischen Lebens, sondern auch die Inhalte des Seelischen aus Assoziationen erklären zu können. So sagt etwa James Mill: Die Furcht ist die Vorstellung einer unangenehmen Empfindung, verbunden mit der Vorstellung ihrer künftigen Verwirklichung. D.h. also: ein Gefühl - denn das ist die Furcht - ist die Assoziation zweier Vorstellungen, einer vergangenen und einer künftigen. Der Glaube beruht nach ihm auf der untrennbaren Assoziation zweier Vorstellungen. Ein Willensakt, so könnte man weiter sagen, ist die Vorstellung eines Ziels, die verbunden wird mit der Vorstellung der Mittel, die zu diesem Ziel führen.

Und verglichen mit dieser Idee war das Ergebnis ein recht kärgliches. Wenn Sie nämlich summarisch übersehen, was sich bei den Assoziationsuntersuchungen ergeben hat, so ist es im Grund nur eins: Man konnte das willkürliche Gedächtnis erklären. Man

konnte also zeigen, wie Seelisches behalten wird, wie etwas gelernt wird. Hier werden zwei Vorstellungen miteinander verbunden. So geht das Lernen eines Gedichts vor sich, indem ich Vorstellungen und Worte miteinander verbinde.

Freilich, hier war schon eine Schwierigkeit. Denn das Gedächtnis besteht ja nicht nur aus willkürlichen Assoziationen, sondern zum großen Teil aus unwillkürlichen. Darunter sind Assoziationen, die schlechterdings nicht erklärlich sind. Warum z.B. haben manche Menschen eine unüberwindliche Angst vor Spinnen oder vor Mäusen, warum also hat sich hier absolut die Furchtvorstellung mit der Vorstellung eines Tieres verbunden?

Alle diese Assoziationen, die den Charakter des Unbewußten haben, sind Assoziationen, deren Entstehung nicht durch willkürliche Verbindung erklärt werden kann. So tauchte denn der Gedanke der unwillkürlichen Assoziation auf, auf den ich ja schon hingewiesen habe. Aber die Konsequenz dieses Gedankens war weiterhin die Zweiteilung des Gedächtnisses. Es gibt ein willkürliches und ein unwillkürliches Gedächtnis, ein lebendiges und ein mechanisches Gedächtnis. Diese Unterscheidung hat Bergson benützt, und von dort aus das mechanische Gedächtnis und das geistige unterschieden. Das erste bewahrt die Handlungsdispositionen und das andere die Vergangenheit. Doch hat die Bergsonsche Unterscheidung noch einen anderen Sinn. Sie behält vor allem das mechanisch sich einprägende Verhalten und das geistig erworbene im Blickpunkt.

Ich gehe darauf jedoch nicht genauer ein. Für uns ist nur die Feststellung wichtig, daß das Prinzip der Assoziation, das ja zunächst ein rein mechanisches Prinzip war, alsbald erweitert werden mußte. Und nun möchte ich, um diese Erweiterung zu charakterisieren, nochmals auf Fälle der Art verweisen, wie ich sie in der letzten Stunde zitierte. Menschen, die ihr Gedächtnis bis zu einem gewissen Punkt oder von einem gewissen Punkt an verlieren. Das heißt: Es entstehen keine Assoziationen mehr, oder es werden die bisherigen nicht mehr behalten. Man könnte versuchen, es so zu erklären: Das Assoziationsprinzip arbeitet nicht mehr. Aber warum arbeitet es nicht mehr? Offenbar deswegen, weil die zentrale Steuerung dieses Assoziationsprinzips gestört ist, weil der letzte Träger dieses Prinzips gestört ist, das Ich. Denn man kann derartige Vorgänge ja nur verstehen, wenn man nicht mehr annimmt, daß die Vorstellungen es sind, die sich verbinden. Vorstellungen haben diese Menschen, aber sie können nichts mehr behalten. Und die Vorstellungen verbinden sich nicht mehr wegen einer zentralen Störung. Das zeigt doch deutlich, daß eine ganz bestimmte Linie unseres Ichs es ist, die die Vorstellungen verbindet. Darauf kommt es an, das zu verstehen. Und von dort aus ging eine tatsächliche Kritik der Assoziationspsychologie aus.

Die ursprüngliche Absicht der Assoziationspsychologie war diese, vermittels des neu entdeckten Prinzips der Assoziation nun alle sogenannten höheren seelischen Leistungen aufzubauen. Also Sprache, Gedächtnis, Gefühl, Wille und Denken sind keine grundlegenden, elementaren Vorgänge des seelischen Lebens, sondern sie sind aus den Assoziationen entstanden.

D.h., man verstand unter Vorstellung eben jenes Element des Seelischen, das sich mit anderen verbindet und daraus nun die höheren seelischen Funktionen entstehen läßt. Nun halten sie sich nochmals Fälle vor Augen, wo das Denk- und Willensleben nicht gestört ist, wo die Fähigkeit, Vorstellungen zu entwickeln, vorhanden ist, wo aber diesen Vorstellungen die Fähigkeit fehlt, sich zu verbinden, oder wo beim Auftauchen einer Vorstellung keine andere mehr erinnert wird. Ist das der Fall, dann kann man nicht mehr sagen, daß die Assoziationen sich verbinden, sondern dann muß man anerkennen, daß hinter den Vorstellungen oder über den Vorstellungen noch andere Kräfte arbeiten.

Dies alles, was ich hier referiert habe, ist ein Stück vergangener Entwicklung, das aber gezeigt werden muß, wenn Sie jenen letzten Teil der Experimentalpsychologie befragen wollen, den ich nun darstellen werde. Dieser Teil ist die Untersuchung der höheren seelischen Funktionen, als da sind Gedächtnis, Denken, Fühlen und Wollen. Und ganz allgemein und prinzipiell müssen wir vorweg sagen: Die ursprüngliche Absicht der Experimentalpsychologie war, diese Vorgänge aus den Elementen des Empfindens, Wahrnehmens und Vorstellens abzuleiten. Diese Absicht ist mißlungen. Und das war der entscheidende Schritt, von dem aus nach anderen Wegen gesucht wurde und von dem aus es zu einer anderen Auffassung des Seelischen überhaupt kam.

So werden wir jetzt also die Darstellung dieser höheren Funktionen vom Gesichtspunkt der Experimentalpsychologie aus beginnen, allenthalben aber zeigen müssen, wie in diesen Untersuchungen nur ein Teil erfaßt wurde. Und damit ist das Ganze, was ich in den kommenden Stunden zu zeigen haben werde, ein Übergang zu einer dritten Auffassung des Seelischen, zur Schichtenauffassung des Seelischen.

Ich wiederhole aber, damit Sie den Zusammenhang bewahren, den Ansatz der Experimentalpsychologie. Aus Empfindungen erwachsen Wahrnehmungen, daraus Vorstellungen, die Vorstellungen assoziieren sich zu ganzen Gebilden. Als solche haben wir schon behandelt: die Sprache, den Raum. Zu behandeln sind: Gedächtnis, Wille, Denken und Gefühl. Überall wird unser Referat nun so gehen, daß wir zeigen, wie diese Entstehung nach der Experimentalpsychologie vor sich ging und was Gedächtnis, Gefühl, Wille und Verstand von hier aus betrachtet sind.

Das Gedächtnis.

Wir haben schon gesehen, Gedächtnis definiert die Experimentalpsychologie als Assoziationen von Vorstellungen, und zwar hat Ribot das Gedächtnis einmal so definiert: "Drei Wesenselemente besitzt es: Aufbewahrung geistiger Zustände, Erneuerung derselben, Lokalisation in der Zeit". Und dann hat man neuerdings drei Grundeigenschaften des Gedächtnisses aufgestellt: Lernfähigkeit, Gedächtnisfestigkeit und Treue. Die Lernfähigkeit wird an der Schnelligkeit des Einprägens gemessen. Z.B. die Zahl der Wiederholungen um etwas auswendig zu lernen, also durch die Erlernmethode oder durch die Treffermethode. Die Gedächtnisfestigkeit ist die Dauer des Behaltens, das

Festhalten in der Zeit. Die Treue des Gedächtnisses ist um so größer, je genauer Zug um Zug des Alten wiederholt werden kann. Und ganz allgemein haben sich zwei Hauptuntersuchungsrichtungen entwickelt. Die Lehre vom Merken und Lernen und das Wiedererkennen.

Zunächst einige Ergebnisse aus dem Kreis der Untersuchungen in der Lehre des Merkens. Da hat sich ergeben: Gedächtnis und Intelligenz gehen oft nebeneinander, aber nicht unbedingt. Man kann nicht sagen, daß wer ein gutes Gedächtnis besitzt auch intelligent ist. Idioten können ein ausgezeichnetes Gedächtnis haben. Im allgemeinen aber ist ein gutes Gedächtnis zugleich mit guter Intelligenz verbunden. Weiterhin: Die Abhängigkeit des Gedächtnisses vom Alter ist sehr groß. Bei den 8- bis 11jährigen ist eine Täuschung in jeder zweiten Aussage, die aus dem Gedächtnis gemacht wird, enthalten. Dagegen bei 11- bis 14jährigen nur bei jeder siebten. Beim 3- bis 4jährigen Kind sind korrekte Erinnerungen ganz selten. Dies ist äußerst wichtig in der Psychologie der Zeugenaussagen. Kinderaussagen bei einem Alter unter 7 Jahren sind absolut unzuverlässig. Wenn Sie auch vielleicht sich erinnern, so ergibt jedes genauere Befragen falsche Einzelheiten. Aber auch bei älteren Kindern ist die Aussagefähigkeit sehr beschränkt. Ein Versuch: Ein Lehrer kommt in die Klasse und spricht in Anwesenheit des Lehrers der Klasse etwa 10 Minuten zu den Kindern, behält den Hut auf. Nach seinem Fortgehen wird gefragt, in welcher Hand der Lehrer den Hut gehalten hätte. 24 von 39 geben an, daß der Lehrer den Hut in der rechten oder linken gehabt hätte, nur 5 wissen es, daß er den Hut auf dem Kopf behalten hat. Dann nimmt in späterem Alter die Treue des Gedächtnisses zu, aber auch dann wird sie gewöhnlich weit überschätzt. Ich weise auf folgendes Experiment: In einer Gerichtsverhandlung in Warschau erkannten Zeugen einen Menschen als den Mann an, der sie bestohlen hätte. In Wirklichkeit aber war der Betreffende gar nicht der Angeklagte, sondern statt seiner war ein anderer eingetreten.

Weiteres zur Lehre vom Merken. Manche Menschen verfügen über eine außergewöhnliche Fähigkeit des Merkens. Etwa Kardinal Mezzofanti, der 48 verschiedene Sprachen konnte. Wiewohl gerade solche Gedächtnisleistungen schon weit in das andere Problem des Gedächtnisses hineinragen, so ist doch zweifelsohne die reine Merkleistung als solche, das Behalten von Vokabeln bewundernswert. Nicht selten sind die Fälle, wo jemand eine ganze Seite, die ihm vorgelesen wird, sofort Wort für Wort wiederholen kann. Ein anderes Beispiel: Ein Dorfschmied deklamierte im Fieberdelirium griechische Verse. Er verstand nicht Griechisch, aber neben ihm wohnte ein Gymnasiast, der bei geöffnetem Fenster seine Verse lernte. Dem stehen dann die Fälle geringer Gedächtnisleistung gegenüber. Aber hier kann man zum Trost sagen, daß die Übungsfähigkeit groß ist, die Leistungsfähigkeit kann durch Übungen immer auf das Zwei- bis Dreifache gesteigert werden.

Dann gibt es außerordentliche Spezialgedächtnisse. So z.B. die Rechenkünstler, von denen einer zwei 8stellige Zahlen in 5 Sekunden miteinander multiplizierte. Für

alle diese Spezialgedächtnisse gilt, daß sie zwei Grundbedingungen haben: hochgradiges Interesse für ein Spezialgebiet und allgemein gutes Gedächtnis.

Das Wesentliche an diesem Material zum Problem des Gedächtnisses überhaupt. Hier sehen Sie schon das, was Sie jetzt noch öfter bemerken werden. Würde man allein die Ergebnisse des Merkens von der Assoziationstheorie aus erklären wollen, so wäre das allenthalben unzulänglich. Überall zeigt sich vielmehr, daß das Gedächtnis unter ganz speziellen determinierenden Tendenzen steht. Formal kann man jedes Merken als Assoziation bezeichnen, darin hat die Assoziationspsychologie recht. Aber wiederum unterscheidet sich Gedächtnis so von Gedächtnis, daß man nur sagen kann, das Assoziieren selbst ist nur ein Ausfluß bestimmter Persönlichkeitsrichtungen, Interessen, Intelligenz usw.

Nun zu der zweiten Untersuchungsgruppe, den Tatsachen des Wiedererkennens. Eine Vorstellung wird zum Gedächtnisinhalt, wenn sie uns als bekannt oder vertraut anmutet. Von der Assoziation her gesehen: Begegnet uns etwas in der Weise, daß es mit einer anderen früheren Vorstellung verknüpft ist, dann nennen wir es Erinnerung. Und vollends mit der Besprechung der Erinnerungen geraten wir wieder ein Stück weiter in die Problematik des Gedächtnisses. Zunächst einmal die Erinnerung überhaupt. Das Zurückgehen der Erinnerung. Ganz allgemein pflegt die Erinnerungsfähigkeit im zweiten Jahr einzusetzen und geht nicht sehr weit zurück. Wenn also ein Kind sich einer Situation, einer einfachen Situation 12 Wochen zurückerinnern kann, so ist das sehr viel. Im allgemeinen erstrecken sich die Erinnerungen im zweiten Lebensjahr über Tage, im dritten über Wochen, im vierten erst über Monate. Bemerkenswert dabei ist das Verlorengehen dieser Erinnerungen. Denn später als Erwachsene erinnern wir uns ja gewöhnlich im besten Fall an gewisse Fetzen des zweiten Lebensjahres, wenngleich sich auch wieder Angaben finden, nachdem schon Einzelstücke aus dem ersten Lebensjahr erinnert werden. Der Bereich der Erinnerung überhaupt für den Erwachsenen muß folgendermaßen vorgestellt werden. Je weiter wir zurückgehen, desto undichter wird die Erinnerung. Wir haben eine formale Erinnerung, die scheinbar kontinuierlich ist. Aber nur scheinbar, in Wirklichkeit ist es nicht so, daß wir uns aller Geschehnisse erinnern, sondern wir schaffen uns einen Erinnerungsrahmen, gewöhnlich an Zahlen, Jahreszahlen oder Zahlen unserer persönlichen Entwicklung, und von dort aus ordnen wir das diffuse Erinnerungsmaterial. Dieser formale Rahmen täuscht uns vor, daß wir wirklich uns zurückerinnern. Aber auch dieser formale Rahmen setzt aus. Schon wenn wir uns hinter das zehnte Lebensjahr zurückerinnern wollen, finden wir nur noch einzelne, sehr deutliche Bilder, bis dann vollends in die ersten Jahre unseres Lebens zurück abgerissene Bruchstücke auftauchen. Nicht verschweigen möchte ich, daß es eine Theorie gibt, die behauptet, je weiter zurück die Erinnerung geht, desto begabter ist ein Mensch. Irgend etwas ist an dieser Theorie dran, freilich Gedächtnis und Begabung hängen nicht unmittelbar zusammen.

Und nun überprüfen wir das ganze Material, das wir gefunden haben, nochmals von der Assoziationstheorie her. Diese hat ja die erste experimentelle Untersuchung des Gedächtnisses gegeben. Sie lautet so: Eine Wahrnehmung oder Vorstellung, welche wiedererkannt wird, weckt assoziierte Vorstellungen. Das war der Ausgangspunkt dieser Untersuchungen, ganz im Rahmen der Experimentalpsychologie überhaupt, die Auffassung des mechanischen Gedächtnisses. Dagegen spricht, so sagte ich schon, ein großer Teil des Materials. Solche Fälle wie die des Schmiedes scheinen zu beweisen, daß das mechanische Gedächtnis vor allem Gedächtnis ist. Aber eine Reihe anderer Fälle beweisen eben, daß dieses mechanische Gedächtnis gesteuert wird, daß also die Assoziationen nur die formale Grundlage des Gedächtnisses sind. Damit aber ist nicht das Gedächtnis als solches beschrieben. Wenn ich also behaupte, das Auftreten einer Erinnerung kommt zustande, indem mit dem Auftauchen einer Vorstellung assoziierte Vorstellungen geweckt werden, so ist das nicht falsch, aber es besagt nichts über das Gedächtnis als solches, sondern nur über die Arbeit des Gedächtnisses. Und so steht im Gegensatz zu dieser ursprünglichen Theorie des Gedächtnisses vor allem eine zweite, die nämlich, die das Gedächtnis nicht als ein Ergebnis der Vorstellungsarbeit im Assoziieren betrachtet, sondern als ein Ergebnis der Verbindung mit dem Ich. Netchajeff hat diese Theorie ausgesprochen: Wiedererkennen heißt, wir kommen in einen Zustand, der mit einem Element assoziiert ist, das zum Komplex der Persönlichkeit gehört. Gedächtnis ist also nicht Funktion der Vorstellungsassoziationen, sondern umgekehrt, die Assoziation ist eine Tätigkeit des Ich. Assoziiert zum Gedächtnis wird nur das, was vom Ich ausgewählt wird.

Sie müssen sich klar werden über die eigentümliche Umkehrung des ganzen Sachverhaltes, die dadurch entsteht. Die Experimentalpsychologie wollte das Gedächtnis aus den elementaren Gegebenheiten des seelischen Lebens ableiten, die Untersuchungen und das Material zwangen zu einer anderen Ausdeutung. Das Gedächtnis ist nicht Ergebnis, sondern Grundlage. Nicht die Assoziationen lassen das Gedächtnis entstehen, sondern das Gedächtnis läßt Assoziationen entstehen. Und das heißt weiter: Die elementare Qualität des Psychischen ist ein zentraler Faktor.

Dreißigste Vorlesung

Wir gehen nun weiter zur Analyse der Intelligenz und des Intelligenzaufbaus. Die Experimentalpsychologie, und zwar G.E. Müller, definiert Verstandestätigkeit als die auf Erlangung neuer Kenntnisse gerichtete Gedankenbewegung. Indessen ist vor dieser Definition zunächst zu fragen, was denn eigentlich Denken ist, was Gedankenbewegung ist. Wodurch unterscheidet sich insbesondere das Denken und der Gedanke von Vorstellungen. Psychologisch gesehen ist der Inhalt des Gedankens eine Vorstellung, und man möchte daher zunächst sagen: ohne Vorstellungen kein Denken. Aber dieser Satz gilt nur relativ. Denn genauso gut wie Vorstellungen sich von Empfindungen und Wahrnehmungen unabhängig machen können, kann der Gedanke sich von Vorstellungen unabhängig machen. Wie zeigt sich diese Unabhängigkeit? Ganz ähnlich wie im Gebiet des Vorstellungslebens. Ich kann eine Vorstellung erinnern, d.h. ich kann diese psychische Kette: Empfindung, Wahrnehmung, Vorstellung, wieder aufrollen, aber ohne daß mir die veranlassende Empfindung und Wahrnehmung gegenwärtig ist. Wir erklärten das damals mit der Fähigkeit der Vorstellungen, Schemata zu bilden. Während aber die Vorstellung innerliche Schemata bildet, bildet das Denken abstrakte Schemata. Sind aber diese Schemata gebildet, dann sind sie unabhängig von den Vorstellungen. Das besagt: Ich kann von einem Tausendeck sprechen, ohne daß ich es mir ausführlich vorstelle, ja ich kann zweifeln, ob ich mir ein Tausendeck überhaupt vorstellen kann. Deutlicher noch zeigt sich die Unabhängigkeit des Gedankens von den Vorstellungen bei den eigentlichen abstrakten Gedanken. Wenn ich z.B. vom Punkt spreche und an einen Punkt denke, dann kann ich einen wirklichen Punkt meinen, den ich anzeichne, den der Setzer setzt, den die Schreibmaschine schreibt. Wiederum aber kann ich auch an einen mathematischen Punkt denken. Dieser ist bis zu einem gewissen Grad nicht mehr vorstellbar. Er wird definiert als der Schnittpunkt zweier Geraden, aber er wird im mathematischen Sinn so verstanden, daß er keine Ausdehnung hat. Nun, ich kann mir einen Punkt ohne Ausdehnung nicht vorstellen.

Ergebnis ist also dies: In Gedanken können Vorstellungen zu einem neuen Gebilde verarbeitet werden, das von der Vorstellung abgelöst werden kann. Und zwar in der Weise, daß eine Reihe von Vorstellungen zu einer neuen Einheit, die wir dann eben Gedanke nennen, zusammengefaßt werden kann. Und dann steht seinerseits der Gedanke der Vorstellung gegenüber, wie die Vorstellung der Wahrnehmung. Die Vorstellung kann verschiedene Wahrnehmungen zu einem sinnlichen Schema verarbeiten: die Vorstellung des Hundes. Der Gedanke nun wiederum kann verschiedene Vorstellungen zu einer Einheit verarbeiten, so z.B. die Vorstellungen einer Reihe lebendiger

Geschöpfe zum Begriff des Tieres. Das Tier schlechthin existiert nicht, ist auch eigentlich nicht vorstellbar, genauso wenig wie der Mensch, wie der Staat usw. Vorstellbar sind Tiere, Menschen und Staaten. Daß aber verschiedene Vorstellungen zusammengefaßt werden, dies ist eben nur möglich, weil der Begriff etwas Neues leistet, er verknüpft die sinnlichen Vorstellungsschemata zu einer abstrakten, unsinnlichen Einheit.

Gewöhnlich können Sie in der Logik eine Definition finden, die besagt: Der Begriff ist die Verknüpfung verschiedener Merkmale, d.h. aber: von Vorstellungen zur Einheit. Nun, das Wort Verknüpfung besagt schon, daß es sich hier um Assoziationen handelt. Vom Standpunkt der Psychologie aus, d.h. der experimentellen Psychologie aus, kann der Begriff und der Gedanke als eine nicht immer vorstellbare Assoziation von Vorstellungen selbst verstanden werden.

Für die Erkenntnis ist nun gerade dieses Moment sehr wichtig, der Aufbau unserer Erkenntnisysteme. Vor allem die Systeme der exakten Wissenschaften bestehen aus einer Reihe von Assoziationen, die schließlich und endlich gebraucht werden können, ohne daß jeweils immer wieder die betreffenden Vorstellungen auftauchen. Ja, durch die Kombination, das Verknüpfen und Trennen von Gedanken entstehen Gebilde, für die wir keine wirklichen Vorstellungen mehr bilden können. Das gilt insbesondere für den Gesetzesbegriff. So ist z.B. das Verhältnis von Ursache und Wirkung eine Assoziation, die wir an Gegenständen wahrnehmen, an Dingen uns vorstellen, die selbst aber nichts anderes ist als eine reine Verknüpfung zweier Begriffe, die an sich schon keinen realen Vorstellungsgehalt mehr haben.

So wie ich es nun entwickelt habe, muß es scheinen, als ob das Denken und die Begriffe Ergebnisse der Assoziationstätigkeit sind. Und es möchte weiter scheinen, als ob aus Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen dann endlich das Denken und die Begrifflichkeit erwächst. Im Zuge jenes Begreifens muß es so erscheinen, daß die höheren Gegebenheiten aus den niederen abgeleitet werden. Von der Entwicklung her gesehen ist es wohl auch so. Primär sind Empfindungen. Der Säugling, der auf die Welt kommt, ist ein trieb- und reizgesteuertes Wesen. Erst allmählich entwickelt er Wahrnehmungen, erst dann Vorstellungen und wiederum darauf erst das Denken. Ich betone das hier, weil der Aufbaugedanke der Experimentalpsychologie in diesen Grenzen seine Berechtigung hat.

Interessant zu diesem Komplex sind Untersuchungen von Moore. Aus einer schnellen Abfolge visuell gebotener Figuren ließ er immer die gleichen herausfinden. Und da zeigte sich, daß die Gleichheit als Tatsache auffiel, ohne daß aber beschrieben werden konnte, wie die Gleichheit war. D.h., es konnte wohl begrifflich ausgedrückt werden, aber die Figur konnte nicht anschaulich bestimmt oder etwa gezeichnet werden. Im Ganzen haben nun überhaupt diese Untersuchungen ergeben, daß das unanschauliche Gedächtnis dem anschaulichen überlegen ist. Die Wechselwirkung läßt sich so ausdrücken: Wenn B der Bildinhalt, die Vorstellung eines Begriffes ist und U der Begriff selbst, also das unanschauliche Element, so kann $B = O$ sein, während U völlig korrekt

ist. Aus diesen Untersuchungen, die vor allem von Koffka angestellt wurden, begreift man, daß richtige Urteile gegeben werden können, obgleich Vorstellungsbilder fehlen. Weiterhin haben dann Martin und Aveling die Bedeutung des sinnlichen Elementes für das Denken analysiert und etwa Folgendes festgestellt. Der Gedanke ist flüchtiger als das Bild, das Bild hält den Gedanken fest und verstärkt ihn.

Weitere Ergebnisse: Untersuchungen von Aveling versuchten, den Prozeß der Entstehung der Wortbedeutung zu klären. Das eigentliche Ziel dieser Versuche war also, nun einmal festzustellen, wie es zu diesem Begriff kommt, wie dieser psychische Inhalt da aussieht, der selbst unanschaulich sein kann, sich aber auf eine Anschauung beziehen kann, der verknüpft werden kann, ohne daß Anschauungen vorhanden sind. Und da zeigte sich, daß die Erwerbung der Wortbedeutung vier Stufen in sich schließt. Die Versuche waren so angestellt: Reihen von fünf Bildern wurden unter einem Begriff zusammengefaßt, der neu geprägt wurde. Z.B. das Wort *tuben* für fünf Vogelbilder. Wurde nun das Wort gezeigt, dann tauchten zugleich damit Assoziationen auf, die auf die Vogelbilder hinwiesen. In einer zweiten Stufe wurde dann die Beziehung zwischen Wort und Bild gefühlt. In einer dritten Stufe wird das Wort schon für die Bilder gesetzt. In einer vierten Stufe verschmelzen Wort und Bedeutung.

Das Aufschlußreiche an diesen Untersuchungen war also, daß die eigentliche Assoziation, die die Begriffe ausmacht, die zwischen Wort und Gedanke ist. Dem Wort *Tisch* wird die Bedeutung *Tisch* gegeben oder dem an und für sich sinnlosen Wort *tuben* wird die Bedeutung *Vögel* gegeben. Aber nun ist es so: Wenn diese Bedeutung einmal eingeprägt ist, dann zieht das Wort die Bedeutung nach sich und die Bedeutung das Wort. In dem Maß nun, als die Bedeutung mit dem Wort verschmolzen ist, wird das Bild unwichtig. Eine Bestätigung dieser Behauptung erweist dann die experimentelle Nachprüfung der Begriffe überhaupt. Da zeigt sich, daß nun individuelle Begriffe freilich regelmäßig Bilder enthalten, universelle aber nicht. Z.B. wenn Sie den Namen *Fritz* nennen, so denken Sie an einen bestimmten *Fritz*, sofern Sie einen kennen. Dieser Mensch taucht bildhaft vor Ihnen auf, wenn dieser Begriff für Sie ein individueller ist. Aber wenn Sie das Wort *Tisch* nennen, so taucht eine Bedeutung auf, der bildliche Inhalt ist nebensächlich. Das steigert sich mit der Abstraktion der Begriffe. Schon bei der Zahl 2,4 stellen Sie sich nur mehr noch Bedeutungen vor, vollends etwa die Zahl 5733 hat überhaupt nichts mehr vom Bildcharakter. Hieraus folgt ganz allgemein die Bestätigung der entwickelten Sachlage. Je abstrakter und allgemeiner ein Begriff wird, desto mehr ist sein Inhalt ein Bedeutungsgehalt und desto weniger Vorstellungen enthält er. Zwischen Vorstellung und Begriff liegt nun freilich doch ein allmählicher Übergang. Schon die Vorstellung schematisiert. Je schematischer Vorstellungen werden, desto unanschaulicher werden sie, desto mehr trennen sie sich von der sinnlich psychologischen Sphäre, desto mehr gehen sie in Bedeutungen über, d.h. aber in unanschauliche Schemata und desto stärker binden sie sich nun an die Worte. Wenn man eine scharfe Grenze zwischen Vorstellung und Begriff ziehen will, so müßte man sagen: Die

Vorstellung ist eine Assoziation eines sinnlichen Schemas mit Gegenständen, der Begriff ist die Assoziation eines unsinnlichen Schemas, also einer Bedeutung mit Worten. Dem entspricht tatsächlich die Lage in der Wissenschaft. Wir haben Wissenschaften, die ausschließlich mit Begriffen arbeiten, die ein Minimum an Vorstellungen enthalten und Wissenschaften, die mit Begriffen arbeiten, wo der Vorstellungsgehalt überwiegt.

Nun wollen wir einen Moment einhalten und das Bisherige überprüfen. Wir suchten die Entstehung des Gedankens, psychologisch betrachtet, fanden, daß der Gedanke tatsächlich die Reihe e - w - v - fortsetzt und daß er als ein sinnlich ärmeres, aber konzentrierteres psychisches Gebilde erscheint. Soweit also folgen wir dem Gedankengang der Experimentalpsychologie, die den Gedanken als ein höheres, psychisches Phänomen aus den niederen ableitet. Und ich möchte nicht verfehlen, zu sagen, daß diese Entwicklung gewiß die Entwicklung, die natürliche Entwicklung, im Werdeprozeß des Menschen wiedergibt. Das Kind ist ein trieb- und reizgesteuertes Wesen. Erst allmählich kommt es zu Wahrnehmungen, zu Vorstellungen und dann erst zu Begriffen.

Aber wir haben bis jetzt ja eigentlich nur von den Gedanken gesprochen, nicht eigentlich vom Denken selbst. Wenn wir aber die Intelligenz als die Fähigkeit zur Gedankenenerwerbung definieren, dann müssen wir ja wissen, was eigentlich Denken ist. Welcher Prozeß eigentlich die Gedanken erzeugt. Auch hier zunächst die Definition der Assoziationspsychologie. Denken ist ein Verknüpfen und Trennen von Vorstellungen. Sagen wir ruhig, Denken ist das Assoziieren selbst. Dementsprechend müßten wir die Intelligenz als die mehr oder minder große Fähigkeit zur Assoziation begreifen. Das ist auch eigentlich der früheste Intelligenzbegriff. Führt man sein Verständnis experimentalpsychologisch durch, dann wäre die Intelligenz gleichsam die letzte Stufe der Entwicklungsreihe: E - W - V. Aber dieser Intelligenzbegriff hat nicht standgehalten. Er hat sich erweitert. Diese Erweiterung möchte ich zeigen.

Fassen wir zunächst einmal den eben definierten Intelligenzbegriff als den Begriff der Entwicklungstintelligenz. Das soll besagen: Intelligenz wird hier als eine sich aus den niederen Funktionen ergebende höhere Funktion verstanden. Dieser Intelligenzbegriff ist dann vor allem für praktische Untersuchungen verwandt worden. Und da möchte ich die Gelegenheit ergreifen und eine Methode der Intelligenzprüfung referieren. Ich habe ja gelegentlich schon von einem anderen Zweig der Psychologie gesprochen, der sogenannten Psychotechnik, die heute für Eignungs- und Berufsprüfungen eine große Rolle spielt. Das Verfahren, das bei solchen Untersuchungen angewandt wird, nennt man das Testverfahren. D.h., bestimmte ausgearbeitete Aufgaben, seien es rein gedankliche Aufgaben oder Aufgaben, die an Apparaten gelöst werden müssen, werden dem Prüfling gestellt und nach dem Ergebnis wird eine Fähigkeit bzw. der Mangel derselben bestimmt.

Die Binet-Simonsche Intelligenzprüfung:

3. Jahr: Das Kind soll auf mündliche Aufforderung hin Körperteile wie Nase, Mund usw. zeigen - es soll zwei vorgesagte Zahlen nachsagen - auf einem Bild die

einzelnen Objekte aufzählen - seinen Familiennamen nennen - einen Satz von 6 Silben nachsagen.

4. Jahr: Das eigene Geschlecht angeben - bekannte Objekte benennen - 3 vorge-sagte Zahlen nachsagen - die Länge zweier Linien vergleichen.

5. Jahr: Zwei Gewichte vergleichen - ein Quadrat nachzeichnen - Sätze von 10 Silben nachsagen - 4 Pfennigstücke zählen - ein nach der Diagonale zerschnittenes Rechteck richtig zusammensetzen.

6. Jahr: Wissen, ob Morgen oder Nachmittag ist - bekannte Objekte definieren, indem es angibt, wozu sie da sind - einen Rhombus nachzeichnen - 13 Pfennige zählen - ein elementares ästhetisches Urteil über die Schönheit von gezeichneten Gesichtern fällen.

7. Jahr: Die rechte Hand und das linke Ohr zeigen - Beschreibung eines Bildes mit Angabe der Beziehungen - Ausführung von 3 verschiedenen Aufträgen, die vorher zusammen genannt werden - 9 Pfennige zusammenzählen, von denen 3 Zweipfennig-stücke sind - 4 Farben benennen.

8. Jahr: Auf 20 Pfennige 4 herausgeben - Definition von Objekten in einer ge-naueren Weise als durch den bloßen Gebrauch - 9 verschiedene Geldstücke nennen - die Monate aufsagen - leichte Problemfragen lösen, z.B. was muß man tun, wenn man ein Ding zerbrochen hat, das einem nicht gehört.

10. Jahr: 5 verschiedene Gewichte ihrer Schwere nach ordnen - zwei Zeichnun-gen aus dem Gedächtnis nachzeichnen - Entdeckung der Sinnlosigkeit eines vorgesagten Satzes - Beantwortung einer Anzahl verschieden schwieriger Problemfragen, z.B. warum verzeiht man leichter eine schlechte Handlung, die im Zorn geschehen ist - aus drei ge-gebenen Worten wenigstens drei Sätze bilden.

12. Jahr: Widerstand gegen gewisse Suggestionen - aus drei gegebenen Worten einen Satz bilden - in drei Minuten 60 Worte nennen - abstrakte Bezeichnungen definie-ren - umgestellte Worte zu ihrem richtigen Satz vereinigen.

15. Jahr: 7 vorge-sagte Zahlen nachsagen - zu gegebenen Worten Reime bilden - Sätze von 26 Silben richtig behalten - Erklärung eines Gemäldes - bestimmte Problem-fragen.

Benutzung der Skala: Grundlage der Berechnung ist, bis zu welcher Stufe die Aufgaben vollständig gelöst werden. Je 5 gelöste Tests höherer Stufen werden für ein weiteres Intelligenzalter gerechnet, da jede Altersstufe 5 Tests hat. Wenn also ein Kind von 9 Jahren von den Proben des 9. Jahres zwei nicht bestanden hat, ebenso von denen des 10. Jahres zwei nicht, so ist vom 8. Jahr auszugehen. Dazu kommen aber drei gelöste Proben des 9. und drei gelöste Proben des 10. Jahres, zusammen 6, das ergibt dann doch das Intelligenzalter von 9 Jahren.

Die Untersuchungen, die heute allgemein verwendet werden, bestätigen den Zu-sammenhang von Intelligenz und Alter. Bestätigen also durchaus den Begriff der Ent-wicklungsintelligenz und bestätigen ganz den Ausgangspunkt der experimentellen

Psychologie, also eben die Annahme, daß die Intelligenz eine höhere, sich aus den niederen psychischen Vorgängen entwickelnde psychische Funktion ist. Übrigens das Gesamtergebnis: Aufgrund vieler hunderttausend von Untersuchungen kann man allgemein heute sagen, daß durchschnittlich die Hälfte der Kinder auf der Stufe ihres Intelligenzalters stehen, ein Fünftel ist ein Jahr zurück oder voraus, ein noch kleinerer Bruchteil zwei Jahre.

Aber nun zur Erweiterung des Intelligenzbegriffes. Wenn Intelligenz als Fähigkeit zum Verknüpfen und Trennen anschaulicher bzw. unanschaulicher Inhalte bestimmt wird, dann entsteht, und sie entstand im Laufe der Untersuchungen mehr und mehr, die Frage, wie weit die Intelligenz wirklich sich entwickelt. Daß sie sich entwickelt, ist klar. Kein Mensch kommt mit einer ausgebildeten Intelligenz auf die Welt. Aber daß die Entwicklung nicht immer gleich groß ist, ist ja ebenso klar wie gleichzeitig auf der Hand liegt, daß es Hochentwicklungen gibt, die außergewöhnlich sind. Indem die Experimentalpsychologie das zu untersuchen begann, stieß sie mehr und mehr auf das Problem der Veranlagung. Erst allmählich wurde klar, daß man damit schon den Assoziationsbegriff der Intelligenz untergraben hat. Denn dann faßt man Intelligenz ja nicht mehr als bloßes Ergebnis der Entwicklung auf, sondern wenn man von Anlage und Begabung spricht, sucht man nach dem, was der Intelligenz allgemein zugrunde liegt, gewissermaßen nach einer vorgegebenen psychischen Intelligenzdisposition. Drücken Sie es anders aus, dann sehen Sie sofort, inwiefern der Boden des Begriffes der Entwicklungsintelligenz verlassen ist. Nämlich so: Intelligenz erscheint jetzt plötzlich als eine elementare Gegebenheit, bestimmt durch Veranlagung. Nicht also ein reines Entwicklungsprodukt, sondern eine Vorbedingung der Entwicklung. Im alltäglichen Leben ist es uns ja selbstverständlich. Wir sprechen von begabten und unbegabten Kindern und Menschen. Aber wie so oft, diese Selbstverständlichkeit ergibt bei ihrer näheren Betrachtung eine wissenschaftliche Problematik. Diese lautet: Worin liegen die elementaren Vorbedingungen der Intelligenz? Der Blickpunkt wandelte sich einfach. Man fing an, Intelligenz als eine ganzheitliche Qualität des Ich zu betrachten, genau wie das Gedächtnis, die ebenso primär ist wie Empfindung, Vorstellung und Wahrnehmung.

Einunddreißigste Vorlesung

Wir stehen in der Entwicklung des Begriffes der Intelligenz. Wir entwickeln ihn vom Gesichtspunkt der Experimentalpsychologie aus. Und wir zeigten zunächst das, was sich aus diesen Untersuchungen ergibt: Der Zusammenhang der Intelligenz mit dem Alter, das allmähliche Wachsen der Intelligenz, die diesem Begriff zugrundeliegende Definition. Sie versteht Intelligenz als die Fähigkeit der Erwerbung gedanklicher Inhalte und erklärt diesen Vorgang selbst wieder aus der Assoziation. Wie sich also die Vorstellungen assoziieren können, so können sich auch die Gedanken assoziieren.

Ich sage nun, daß eine neue Epoche der Intelligenzforschung mit den Untersuchungen einsetzt, aus denen dann nochmals später die sogenannte Gestaltpsychologie herausgewachsen ist, mit den Untersuchungen von Köhler über die Anthropoiden. Der Grundgedanke dieser Untersuchungen an Affen war dieser, festzustellen, ob Affen Intelligenz haben. Diese Untersuchung selbst führte aber zu einer neuen Definition und zu einem neuen Verständnis der Intelligenz.

Ich gab schon zwei der für unsere Zwecke wichtigsten Untersuchungen wieder. Es handelt sich um das Erreichen einer Banane mit einem Stock, in der letzten Versuchsanordnung mit einem zusammensteckbaren Stock. Und der zweite Versuch betrifft das Erreichen eines hochgelegenen Gegenstandes, also beispielsweise einer Banane durch Aufbau von Kisten. Im ersten Fall mißglückt der Versuch, im zweiten Fall zeigt sich überhaupt, daß die Affen das statische Gesetz der Kisten nicht begreifen können. Das möchte ich noch etwas genauer beschreiben.

Die Versuchsanordnung sehen Sie aus den Bildern, die ich Ihnen gebe. Die ganze Versuchsgruppe selbst steht unter der Hauptuntersuchung Werkzeugherstellung, und gefragt ist eigentlich, ob der Schimpanse sich Werkzeuge selbst herstellen kann, d.h. aber, ob er eine Intelligenz besitzt, die sich anwenden läßt. Oder so: Wir haben bis jetzt Intelligenz nur als Entwicklung von Assoziationen betrachtet. Das ist das Hauptsächliche an dem Begriff der Intelligenz bei der Assoziationspsychologie, und weiterhin müssen Sie dabei bedenken, daß der Leitgedanke doch dieser ist: Wie die Vorstellungen sich miteinander verbinden, so verbinden sich auch Gedanken miteinander. Sie verbinden sich, selbst schließen sie sich zusammen. Wie auch unorganische Substanzen sich mechanisch miteinander mischen, so verbinden sich Vorstellungen und Gedanken.

Und von hier aus betrachtet ist natürlich die Frage sofort diese: Warum mißlingt dem Affen der Gebrauch von Kisten? Warum lernt er nicht? Man ist doch geneigt, dies anzunehmen: Das Kind lernt, d.h. seine Intelligenz wächst, indem es immer neue Assoziationen ausbildet. Warum lernt nun der Affe nicht im selben Sinn? Warum begreift er

nicht, daß man die Kisten übereinander türmen muß, um zu der Banane zu kommen? Warum begreift er es rein zufällig und vergißt es dann wieder? Warum bleibt die einmal sich bildende Assoziation nicht bestehen?

Denn es gelingt den Affen ja immer wieder, zufällig zum richtigen Ergebnis zu kommen. Ein paar Beispiele dafür: Als Sultan, das ist einer der begabtesten Affen, zum ersten Mal eine zweite Kiste heranholt und sie vom Boden aufhebt, bewegt er diese Kiste ratlos hin und her. Er hält sie über die zweite Kiste. Statt sie aber auf die erste Kiste zu setzen, hält er sie frei schwebend in der Luft und weiß nichts Rechtes mit ihr anzufangen. Das Eigentümliche ist: für ihn ist offenbar das Setzen der zweiten Kiste auf die erste ein Problem. Trotzdem es ihm schon gezeigt worden ist, kann er sie nicht einfach aufsetzen. Es ist geradezu so, das Setzen der ersten Kiste ist kein Problem. Die erste Kiste steht auf dem Boden, sie wird dann unter die Banane gerückt. Aber in dem Moment, wo er die zweite Kiste ergreift und sie aus ihrer natürlichen Lage herausnimmt, sie aufhebt, ist sie offenbar ein beziehungsloser Gegenstand geworden. Jetzt ist er ratlos. Er hat noch eine dunkle Erinnerung, daß mit dieser Kiste etwas geschehen ist, daß sie einmal auf der anderen stand, aber er kann diese Handlung zunächst nicht nachvollziehen. Warum eigentlich nicht?

Ich wiederhole: Die Kiste ist aus ihren Beziehungszusammenhängen genommen, sie ist vom Boden aufgehoben. Der Affe begreift aber nicht, daß nun die andere Kiste ebenfalls ein Boden ist, auf den er die zweite Kiste stellen kann. Das wiederholt sich nun auch dann, wenn es gelungen ist, wirklich zwei Kisten übereinander zu türmen. So verhält sich Sultan bei einem späteren Versuch so: Zwei Kisten stehen im Raum. Alle anderen Hilfsmittel sind beseitigt, und Sultan hat großen Hunger. Er schiebt zuerst die erste Kiste unter die Banane, dann stellt er sich darauf und macht Anstalten, zu springen, gibt es aber auf, weil ihm der Sprung nicht ausreichen kann. Dann ergreift er die zweite Kiste und galoppiert mit ihr durch den Raum, wobei er den üblichen Lärm macht. Er trampelt gegen die Wände und gibt auf alle Arten seinen Unwillen zu erkennen. Mit einem Mal ändert sich sein Verhalten. Er läßt den Lärm, zieht seine Kiste von weither geradewegs an die andere heran, stellt sie sofort der Höhe nach auf diese und steigt nun auf die beiden Kisten, setzt wieder mehrmals zum Sprung an, aber der Sprung ist für ihn zu hoch. Durch eine Reihe von Versuchen war es schließlich gelungen, daß die meisten Tiere begriffen hatten, worum es ging. Aber nun wird der Versuch fortgeführt. Das Ziel hängt noch höher, es sind drei Kisten notwendig. Nun liegt uns vom menschlichen Verstand aus nahe, zu sagen, wenn man einmal begriffen hat, daß man eine Kiste auf die andere stellen kann, dann ist es selbstverständlich, daß man, wenn zwei Kisten nicht hinreichen und drei Kisten vorhanden sind, auch die dritte auf die beiden anderen stellt. So macht es schon der Säugling im zweiten Jahr. Wenn er Bauklötze hat und er hat erst einmal begriffen, daß man zwei aufeinanderstellen kann, dann stellt er alsbald drei, vier und fünf aufeinander. Aber das kann der Affe nicht, sondern das

wiederholen. Sie lernen weiter, sie bauen schließlich drei, manchmal vier Kisten aufeinander. Und erinnern wir uns an die Definition der Intelligenz von Georg Elias Müller: Intelligenz ist die auf Erwerbung neuer Erkenntnisse gerichtete gedankliche Bewegung. Trifft diese Definition zu? Ja und nein. Ja insofern neue Kenntnisse erworben werden. Intelligenz ist vorhanden, insofern es sich um eine Neuausbildung von Assoziationen handelt. Es ist ein gewisses Maß am Lernen gegeben. Nein insofern "das andere", nicht weniger wesentliche Moment fehlt. Zwar bilden sich die Assoziationen, Kiste Futter, die Mittel-Ziel-Assoziationen, aber offensichtlich ist keine gedankliche Bewegung vorhanden. Sondern, gerade das ist das Charakteristische, wenn das Denken einsetzen soll, dann mißglückt das Ganze. Intelligenz ist hier nicht Denken, sondern nur Verwenden von Assoziationen.

Ja, man kann geradezu sagen: Wäre Intelligenz das, was die Assoziationspsychologie hinter ihr suchte, nämlich der allmähliche Aufbau von Assoziationen, der Fortschritt im Assoziieren und das Gedächtnis für Assoziationen, dann könnte Intelligenz nicht mehr leisten als sie beim Affen leistet. Offenbar aber, das geht indirekt daraus hervor, ist die menschliche Intelligenz noch etwas anderes.

Ich möchte an dieser Stelle nun wiederum den Bericht über einige Kontrollversuche einschalten, die das Gemeinte verdeutlichen. Köhler überlegte sich: Wenn die Affen also die Assoziation, Kiste auf den Boden setzen, zum Zwecke des Erreichens des Ziels herstellen können, was geschieht dann, wenn nun der Boden sich verändert? Er ließ also die Banane hochhängen, aber auf den Platz, wo die erste Kiste hinkommen mußte, setzte er zunächst Steine und später dann Konservendosen. Der Erfolg war der erwartete. Die Affen bemühten sich, die Kisten auf den Steinen zum Stehen zu bringen. Ja, sie wollten diese Kiste auch auf den Dosen zum Stehen bringen. Da das nicht gelang, die Steine gaben keinen Halt, die Dosen rollten sogar weg, so wurde der Versuch nach einiger Zeit aufgegeben. Keiner der Affen kam auf die Idee, die Steine oder die Dosen wegzuräumen.

Nun, von hier aus wird nun allmählich klar, warum die Intelligenz versagt. Diese tierische Intelligenz kann durchaus Assoziationen herstellen, sie kann sich die Assoziationen auch merken. Sie kann weiter einmal erfaßte Assoziationen auch wiederverwenden und wieder anwenden. Vollständig aber fehlt die Einsicht in die Bedingungen, vor allem in die negativen Bedingungen. Wenn die Affen die Kiste auf die Konservendosen stellen wollen, so begreifen sie nicht, daß die Dosen keine Basis sind. Das ist scharf zu unterscheiden von der Einsicht in ein Hindernis. Der Affe wird ohne weiteres einen Gegenstand, der ihn vom Futter trennt, entweder zu übersteigen versuchen oder, wenn das unmöglich ist, ihn durch Zerren und Rütteln wegbewegen wollen. Hindernisse kann er überwinden, er begreift, daß das Hindernis ihn vom Ziel trennt. Welche Hindernisse kann er nicht überwinden? Nun, das zeigt dieser Fall. Er kann nicht einsehen, daß die Steine oder Konservendosen ihn hindern, die Kiste aufzustellen, und daß also erst die Steine weggeschafft werden müssen, um die Kiste zu stellen. Nicht kann er also

begreifen, daß die Bedingung für das Stellen der Kiste eine glatte Unterfläche ist. Hier fehlt ihm jede Assoziationsmöglichkeit. Dasselbe zeigt noch eine andere Beobachtung. Später, als die Affen schon gelernt hatten, zwei Kisten aufeinander zu stellen, geschah dies. Die zwei Kisten reichten nicht hin, um das hochgelegene Ziel zu erreichen. Worauf immer wieder die Affen versuchten, die zweite Kiste diagonal zu stellen. Also, sie stellten die erste Kiste hin, stellten die zweite flach oder steil darauf, sahen, daß das nicht ausreicht und stellten die Kiste nun diagonal. Selbstverständlich wird dann der Bau höher. Balancierte nun so die zweite Kiste auf der ersten und hatte sie ein allmähliches relatives Gleichgewicht, das nur zustande kommt, indem der Affe die Kiste stützt, dann versuchten sie immer wieder allen Ernstes, diesen Bau zu erklettern und waren erbost und enttäuscht, wenn das nicht gelang.

Wiederum dasselbe: Es fehlt die Einsicht in die Bedingungen. Es fehlt aber auch die Möglichkeit, Assoziationen in dieser Hinsicht auszubilden. Und das bringt uns schließlich und endlich zu dem Ergebnis: Das Denken selbst ist - formal gesehen - ein Ausbilden von Assoziationen. Aber das ist es nicht allein, sondern um gewisse Assoziationen herstellen zu können, um gewisse Einsichten haben zu können, müssen Vorbedingungen gegeben sein, die vor allem im Assoziieren selbst liegen. Um es genauer zu sagen. Es ist gar nicht einzusehen, warum die Affen nicht diese einsichtigen Assoziationen höheren Grades herstellen können, wenn Denken nichts anderes wäre als Assoziieren. Denn dann müßten die Affen, genau wie der Mensch, jede Assoziation, die sich einmal zufällig ergeben hat, behalten können. Das aber können sie nicht, und daran zeigt sich, daß Intelligenz Einsicht in Formen ist.

Erweitern wir dieses Ergebnis: Einsicht in Formen, d.h. nicht bloße Einsicht in das Funktionieren. Der Affe besitzt soweit Intelligenz, als er das Funktionieren begreift, z.B. der Kisten, z.B. der Stangen. Er kann dieses Funktionieren auch über Mittelglieder hinweg begreifen. Und immer wieder möchte ich sagen, daß dieses Einsehen Assoziieren und Behalten von Assoziationen ist. Er besitzt aber keine Intelligenz, wenn es etwa notwendig ist, abstrakte Formzusammenhänge herzustellen. Das erläutern ja die Fehler. Er kann wohl einsehen, daß Kiste auf Kiste stehen muß, um das Ziel zu erreichen, er kann aber nicht einsehen, daß Kiste auf Kiste so stehen muß, daß sie stehen bleibt. Geschweige denn, daß er begreift, warum die Kiste fällt. Klar wird ihm der Zweckzusammenhang, nicht klar wird ihm der Bedingungszusammenhang. Und wenn sich ihm diese Assoziationen herstellen, also zufällig ergeben, dann kann er sie nicht behalten und nicht verwerten.

Ihm fehlt also einfach die Formintelligenz. Er kann keine Formen erfassen, er kann sich nur sinnlich Anschauliches vorstellen, aber er kann keine abstrakten Formen erkennen. Besonders deutlich wird das, wenn es sich um Einsicht in negative Sachverhalte handelt. Also am Beispiel der Konservendosen. Da kann er einfach nicht das Nicht sehen, das in dieser Sachlage liegt. Er kann nicht begreifen, daß die Kiste nicht auf den Konservendosen stehen kann.

Wenn wir dieses Ergebnis noch in den Intelligenzbegriff der Assoziationspsychologie zwingen wollten, dann müßten wir etwa sagen: Intelligenz ist nicht nur die Fähigkeit, Assoziationen herzustellen und anzuwenden, sondern vor allem die Fähigkeit, diese Assoziationen zu reinen Formelementen werden zu lassen. Das hieße, daß das Wesen der Intelligenz in einem ganz besonderen Assoziieren besteht. Damit wäre zwar formal der Begriff der Intelligenz im Sinn der Assoziationspsychologie gerettet, aber ein größeres Problem taucht dann auf. Dies nämlich, daß das Assoziieren nicht nur ein reines Verbinden von Vorstellungen und Gedanken ist, sondern daß das intelligente menschliche Assoziieren, das wir gewöhnlich Denken nennen, ein besonderes Assoziieren ist. Und damit sind wir schon de facto bei einem ganz anderen Intelligenzbegriff, der etwa so lautet: Intelligenz ist Herstellen von Assoziationen aufgrund einer ganzheitlichen Intelligenzqualität. D.h., Intelligenz ist nicht Entwicklung von Assoziationen, sondern Intelligenz ist einmal Entwicklung von Assoziationen und ist dann zum andern ein Grundelement des Psychischen, das diese Entwicklung allererst möglich macht: die Fähigkeit zum formenden Assoziieren, d.h. aber Denken.

Im Sinne dieses Ergebnisses würden wir heute zwischen zweierlei Intelligenz unterscheiden: einer materialen und einer formalen, einer praktischen und einer theoretischen Intelligenz. Die erste, die praktische, würden wir definieren als die Fähigkeit der Einsicht zum Zwecke der Anwendung. Soweit ist Intelligenz also das Erwerben neuer Kenntnisse durch Assoziationen zum Zwecke der Anwendung. Die andere Intelligenz müßte man definieren als die reine, zunächst zwecklose Einsicht in Formzusammenhänge und als das Erfassen reiner Formen. Aber diese Intelligenz ist nicht Ergebnis, sondern Grundlage, sie ist eine Gesamtqualität des Ich. Dieses Denken ist ebenso Element wie Empfinden, Vorstellen und Wahrnehmen. Und daher bleibt das alte Ergebnis durchaus richtig, daß Intelligenz als Denken dem Tier nicht zukommt.

Von hier aus wird eine schwer begreifliche Tatsache der Kinderpsychologie klar. Wissen Sie, was das Kind gewöhnlich als erstes Wort sagen lernt, wenn man absieht von der bloßen Wortnachahmung, also von den eindressierten Worten wie z.B. Papa, Mama? Na, das Kind sagt gewöhnlich zuerst nein. Einen charakteristischen Fall hat Gaupp berichtet. Dieses Kind kam im zweiten Jahr in ein Stadium, wo es nur sagte: Bubu nein, Bubu nicht. Alle Aufforderungen, die man an es richtete, wurden damit stereotyp beantwortet.

Das ist zunächst nicht zu begreifen, warum das Kind sich in diesem Sinn lediglich negativ und abwehrend verhält. Die Pädagogik hat versucht, es so zu verstehen: Man weiß ja lange, daß es bei jedem Kind ein sogenanntes Trotzalter gibt, gewöhnlich im zweiten Jahr. Man spricht dann auch noch von einem späteren Trotzalter, etwa im vierten Jahr. Auf die Tatsache dieses Trotzalters schob man dieses Neinsagen.

Zweiunddreißigste Vorlesung

Nach dem heutigen Stand der Forschung müssen wir also zwischen zwei Intelligenzbegriffen unterscheiden. Intelligenz als Fähigkeit der Assoziationsbildung und Anwendung von Assoziationen. Diese Intelligenz hat bis zu einem gewissen Grad das Tier. Der Affe z.B. hat immerhin ein beträchtliches Maß solcher Intelligenz. Das Wesen dieser Intelligenz ist eigentlich in manchem der Sinnestätigkeit gleichzusetzen. Sie dient zur Orientierung. Dieser Leistungsintelligenz, wie wir sie nennen können, steht die Intelligenz als Formkraft gegenüber. Das ist die Fähigkeit, Einsichten zu haben, sie zu Gedanken zu prägen. Das ist die Fähigkeit, unsinnliche Formen und Gedanken zu bilden. Und diese Seite der Intelligenz nennen wir im gewöhnlichen Leben Geist.

Nun aber ist zu bemerken, daß ganz offensichtlich die Leistungsintelligenz ihre Grundlage in der Formintelligenz hat. Die Formintelligenz ist daher elementarer als die Leistungsintelligenz. Beide sind entwicklungsfähig, aber die Leistungsintelligenz ist an die Grundlage der Formintelligenz gebunden, also an die Fähigkeit, theoretische Einsichten - um es ganz allgemein zu sagen - bilden zu können. Die Intelligenz der Tiere versagt, weil ihrer Entwicklung durch die Formintelligenz Grenzen gesetzt sind.

Zur Formintelligenz gehört der Prozeß des Denkens. Wenn wir daher sagen, Tiere können nicht denken, so bedeutet das, daß ihnen die Fähigkeit mangelt, aus den Assoziationen, die sie genauso wie Menschen haben und auch im Gedächtnis behalten können, reine Formen und reine Beziehungen herauszuheben. Von hier aus ist eine psychologische Definition des Denkens möglich. Denken als psychischer Vorgang ist das intelligente Binden und Trennen, das nicht aus den gegebenen und sich entwickelnden Assoziationen kommt, sondern als Formkraft vor den Gegebenheiten steht, sich freilich erst allmählich entwickelt.

Naturgemäß setzt hier nun ein zweites Problem ein, das wir nur streifen können, die produktive Geistestätigkeit, die schöpferische Intelligenz. Und ich möchte diese Frage nur behandeln, soweit sie uns etwas zur Klärung dieser anderen Intelligenz, der Formintelligenz sagt.

Diese Formintelligenz ist nun ganz eng mit dem Ich verbunden. Ja, wir können geradezu sagen, das erste Erscheinen der Formintelligenz ist zugleich das erste Auftreten eines höheren Ich. Der Säugling hat ja im vollen Sinn des Wortes kein Ich, er ist ein trieb- und dranggesteuertes Wesen. Wie und wann eigentlich genau jenes andere Ich entsteht, das wir als Ichbewußtsein oder wenigstens Ichgefühl fassen können, ist ein Rätsel. Wir sehen beim Kind, daß es eines Tages plötzlich da ist. Wir können aber noch nicht einmal eigentlich genau sagen, wann es nun erscheint. Es gibt nur eine Periode des

kindlichen Lebens, über die hinweg dieses Ich im Erscheinen begriffen ist. Keinesfalls übrigens fällt das Erscheinen dieses Ich mit dem Aussprechen etwa des Wortes "ich" zusammen. Viel eher möchte man vermuten, daß das Ich mit dem Aussprechen des Wortes nein erscheint, sich also konstituiert in der Abhebung gegen die Umwelt. Aber Genaueres läßt sich darüber nicht sagen, nur eben dies, daß mit dem Erscheinen des Ich auch die Intelligenz als Formkraft zu arbeiten beginnt.

Eine zweite Frage, die wir wenigstens noch streifen wollen, ist nun die produktive Intelligenz, die schöpferische Verstandestätigkeit, das, was wir im alltäglichen Leben Geist nennen. Ganz offensichtlich ist sie an die Formintelligenz gebunden. Ohne die Einsicht in reine Formen, d.h. also nicht sinnlich-anschaulich erfüllte Formen, gibt es keine produktive Intelligenztätigkeit. So ist das Tier, dessen Einsicht ja immer an sinnliche, anschauungserfüllte Vorstellungen gebunden bleibt, keiner produktiven Intelligenz fähig. Hier ist aber das Merkwürdige, daß die Vorform dieser produktiven Intelligenz die Phantasietätigkeit ist. Ein merkwürdiges und in der Psychologie nicht genügend untersuchtes Kapitel. Denn, um es gleich zu sagen, die Phantasie ist einerseits ein vorstellungsmäßiges, sinnlich erfülltes Assoziieren und scheint somit in die Vorstellungstätigkeit überhaupt zu gehören. Unter diesem Gesichtspunkt hat man sie auch lange Zeit in der Psychologie betrachtet. Ja, ich sagte es Ihnen ja, man sprach von der Phantasievorstellung als zweite Gruppe der Vorstellung gegenüber den Erinnerungsvorstellungen. In dieser Bedeutung ist Phantasie die Fähigkeit, Vorstellungsbilder zu liefern, die aus anderen alten zusammengesetzt sind. Nun aber ist das Wesen der Phantasie damit nicht erschöpft, sondern die Phantasie setzt ja nicht nur assoziierend alte Vorstellungsbilder zu neuen zusammen, sondern sie bildet neue Vorstellungsbilder im Zuge der Entfaltung der Ichqualität. Die Phantasie kombiniert und indem sie kombiniert, erscheinen Qualitäten, die nur zum Teil vorgestellt sind. Wenn wir also etwa von feurigen Haaren sprechen, von glühenden Gesichtern, wenn das Kind ein Bauwerk liefert, das allem anderen als einem Haus ähnlich sieht und dann sagt, das ist ein Haus, erscheint dieser Zug der Phantasie. Hier verwirklicht die Phantasie schon so etwas wie eine reine Vorstellung, um nicht zu sagen eine Idee. Dabei hat es zunächst nichts zu besagen, daß diese Idee unvollkommen verwirklicht ist. Das Eigentümliche ist nur, daß von hier aus die Phantasie einen anderen Sinn bekommt, sie wird zum Träger von Ideen, von spontanen Einfällen, sie zeigt sich als Kombinationsfähigkeit, die neue Qualitäten erfindet.

Und dieser Begriff der Phantasie hängt seinerseits nun wiederum aufs engste mit der produktiven Intelligenz zusammen. Wir müssen heute geradezu sagen: Es gibt keine produktive geistige Tat, die nicht erst im Bereich der Phantasie konzipiert wurde. Mit anderen Worten: In der Phantasie steckt das Denken drin. Erinnern Sie sich der Definition des Denkens, Formkraft des intelligenten Bindens und Trennens. Die Phantasie ist die reine Formkraft des Bindens und Trennens, wenngleich sie freilich viel stärker anschaulich erfüllt ist als das reine Denken.

Wie wenig die Formintelligenz und die sogenannte schöpferische Phantasie miteinander verbunden sind, lehren die Selbstzeugnisse produktiver Menschen. Einige möchte ich doch anführen. Richter erzählt: "Da ich das Buch weglegte, stand auf einmal meine Konzeption, an die ich nicht im Ernst gedacht hatte, fix und fertig wie lebendig in Form und Farbe vor mir, daß ich ganz entzückt darüber schnell noch zur Kohle griff und die ganze Anordnung auf Karton brachte". Helmholtz sagt: "Die guten Einfälle kommen völlig unwillkürlich, nie aus dem ermüdeten Gehirn und nie am Schreibtisch. Ich mußte ein Problem erst völlig hin und her gewendet haben, alle seine Windungen und Verwicklungen im Kopf überschaut haben, bisweilen waren dann die guten Einfälle morgens beim Erwachen da". Gauß berichtet, daß er sein Induktionsgesetz morgens vor dem Aufstehen gefunden habe. Ähnlich Fechner usw. Dies ist das Eigentümliche: Die aufschießende Inspiration steht in einem Moment fix und fertig da.

Stellen wir zum Schluß noch die Etappen der Entwicklung dar. Wenn wir Intelligenz nicht als einen zusammengesetzten, sondern als elementaren Vorgang betrachten, dann müssen wir annehmen, daß die Intelligenz gleichzeitig mit den psychischen Vorgängen überhaupt erscheint. Freilich zeigt sie sich hier noch nicht als Intelligenz im Sinne des Denkens. Wohl aber mag gleichzeitig mit den Wahrnehmungen und Vorstellungen, und zwar schon mit den ersten, die deutende Phantasie beginnen, die wir beim Kind im Spielen sehen. Und ebenso setzt ganz früh eine elementare Formarbeit ein, die das eigene Ich von anderen abgrenzt. Mit dem Material von Wahrnehmungen und Vorstellungen wächst die Phantasiearbeit, ihre deutende Kraft wächst. Es gibt eine Zeit im Leben, wo die Phantasie Selbstzweck wird, wo sie danach trachtet, das ganze Ich zu erfüllen. Alle Phantasie ist ichhaft, aber das hindert die Phantasie nicht, immer stärker und willkürlicher zu formen. Die Phantasie, die sich so selbständig entwickelt, hängt zunächst mit der anderen Seite der Intelligenz, der Leistungsintelligenz nicht zusammen. Diese entwickelt sich auch für sich als Lernen, von den einfachsten Verrichtungen des täglichen Lebens an. Hier bauen sich die Assoziationen auf, hier wird die Erfahrung gesammelt. Das Zusammentreten nun von Phantasie als reiner Formkraft und Erfahrungswissen ist einem späteren Zeitpunkt der Entwicklung vorbehalten. Und erst hier wird dann offenbar die Intelligenz als reines Denken geboren. Aber wie gesagt, diese entwickelte und ausgebaute Intelligenz, die nun freilich ein zusammengesetztes Gebilde ist, kommt nicht aus der Erfahrung, sondern ist durch jenes Formvermögen, das sich am frühesten in der Phantasie zeigt, zugrunde gelegt.

Damit wollen wir das abschließen. Der heutige Stand der Forschung ist der, daß bei aller großen Arbeit an diesen Dingen sich noch kein recht einheitliches Bild ergibt. Und das hängt eben zum größten Teil davon ab, daß die Untersuchungen der Intelligenz, soweit sie von der Experimentalpsychologie ausgingen, nur die entwickelte Intelligenz betrachteten und diese wiederum unter dem Vorurteil, daß sie ein zusammengesetzter Vorgang sei. Erst in den letzten Jahrzehnten beginnt eine andere Ausdeutung der Intelligenz.

Wir gehen zu den letzten dieser sogenannten zusammengesetzten höheren Funktionen des Psychischen über, das ist das Willensleben. Gerade dieses Gebiet nun ist das am weitesten Geklärte. Gerade hier hat aber auch zuerst die psychologische Arbeit begonnen, sich von der rein experimentalpsychologischen Arbeit im Sinne einer Elementarpsychologie völlig abzuwenden.

Wille als psychische Funktion ist ein zusammengesetzter Vorgang, ein höherer psychischer Vorgang. Warum? Die Antwort erscheint auf den ersten Blick völlig selbstverständlich. Das Kind hat kein eigentliches Wollen, erst der Erwachsene besitzt Wille. Genauso wie wir sagen können, das Kind entwickelt erst allmählich Gedächtnis und Erinnerung, erst allmählich Intelligenz und Verstand, so scheint es unmittelbar klar, daß das Kind noch keinen Willen hat.

Aber hat das Kind wirklich keinen Willen? Wenn Sie eine Mutter fragen, so wird sie Ihnen sagen, daß ihr zwei- oder dreijähriges Kind durchaus Willen hat. Sie wird sich vielleicht zur Behauptung versteigen, daß auch ein kleines Kind genau weiß, was es will. Nun, das ist wohl zweifelsohne nicht der Fall. Kinder wissen nicht, was sie wollen, d.h., sie können ihr Willensziel noch nicht ausdrücklich formulieren, sie können es überhaupt noch nicht von sich wegstellen. Aber das ist es eben, das Wissen ist zum Wollen nicht unbedingt notwendig. Wollen als solches - jetzt im weitesten Sinn genommen - ist eine Richtung des Seelischen, die nach etwas strebt. Und dieses wollende Streben hat das kleine Kind.

Beginnen wir hier also mit der Ausdeutung des Wollens. Schon dann ist klar, daß dieses unterste Wollen, dieser einfachste Vorgang des Strebens, beim Säugling etwa noch völlig in die Triebphäre eingebettet ist. Solches Wollen verläuft kurzschlußartig, erscheint in der Handlung, erscheint direkt gar nicht als psychischer Vorgang. Beispielsweise ein durstiger Hund sieht Wasser. Er wird darauf zugehen und trinken. Daß er es will, erscheint zunächst nur in der Handlung, diese Handlung läuft reflektorisch ab. Halten Sie den Hund zurück, dann erscheint das Wollen als psychischer Vorgang. Er wird ziehen und zerren, er wird jaulen und durch mancherlei sein Streben zum Ausdruck bringen. Wille in dieser Form ist also eine Mitgift des Reagierens, erscheint psychisch aber eigentlich erst im Moment der Hemmung.

So begann man das Studium des Wollens sehr bald schon mit dem Studium der Reflexe. Nun sind die Reflexe, wie ihr Name ja sagt, Zurückstrahlung eines sensorischen Reizes an die nervösen Zentren in die motorische Bahn hinein. Ein Reflex besteht darin, daß die Reizung einer zentripetalen Nervenbahn ohne Zutun des Bewußtseins eine Tätigkeit zentrifugaler Nervenbahnen hervorruft. Wenn jemand mit der Hand eine rasche Bewegung auf Ihr Auge zumacht, schließen Sie das Lid. Dies ist ein typischer Reflex, der sogenannte Lidreflex. Dies ist ein einfacher Reflex. Es gibt komplizierte und diese komplizierten Reflexe erinnern nun schon merkwürdig an willentliche Handlungen. Der geköpft Frosch kann z.B. noch einen Sprung ausführen. Die geköpften Hühner können noch laufen und fliegen. Die geköpft Schlang wickelt sich um einen

Stab. Übrigens wird gelegentlich berichtet, daß auch geköpfte Menschen noch einige Schritte gegangen sind. Das ist unmöglich. Beim Menschen verlangt das Gehen und Stehen eine ständige, freilich nicht bewußte Aufmerksamkeit.

Weiteres zum Reflex. Wenn bei diesen einfachen Reflexen und komplizierteren Reflexhandlungen der Wille nicht unmittelbar erscheint, und insofern kann der Wille oder dieser Wille überhaupt noch nicht als Psychisches angesprochen werden, so gibt es nun wiederum Reflexe, die einen ausgesprochen psychischen Charakter haben, z.B. das Gähnen, die sogenannten Assoziationsreflexe. Gähnen Sie einmal in der Straßenbahn intensiv und deutlich, Sie werden erstaunt sein, wie Ihnen plötzlich einige Leute das nachmachen. Es ist eine Art unbewußter Antwort, die sie Ihnen geben. Ein Reflex, der ausgelöst wird durch das Gähnen.

Aber gehen wir von diesen unwillkürlichen Bewegungen zu den willkürlichen, dann sieht die Sache systematisch bis jetzt so aus: Wir haben Willenserscheinungen, die nur den Charakter des Strebens haben, denen wir selbst nicht eigentlich den Namen Wille geben wollen, daher unwillkürliche Bewegungen, also Reflexe, aber in denen schon so etwas dem Wollen Ähnliches drin liegt.

Von diesen unwillkürlichen Bewegungen unterscheiden sich die willkürlichen. Was nennen wir hier Wille? Was ist der Wille der willkürlichen Bewegungen?

Beispiele: Das Kind erlernt im Laufe seines Lebens eine Reihe von künstlichen, neuen Bewegungen, die ihm nicht wie die Reflexe mitgegeben sind, z.B. Schreiben, Sprechen usw. Auch das Tier erlernt solche Bewegungen, etwa in der Dressur. Das sind Bewegungen, die nicht möglich sind ohne ein psychisches Agens. Die gewöhnliche ältere Erklärung solcher Bewegungen möchte ich Ihnen gleich am Schema zeigen:

| | |
|---------------------|---|
| Motorische Region | Sehspähre |
| M.E | SE |
| Motorische Erregung | Sensorische Erregung + Bewegungsbild |
| Muskelkontraktion | |
| Gliedbewegung | |

Danach geschieht eine willkürliche Bewegung durch eine Assoziation, die sich zwischen Bewegungswahrnehmung und Bewegung knüpft. Nämlich, wenn nun öfter eine bestimmte Bewegung vom Großhirn aus eingeleitet worden ist, reflektorisch, dann entsteht in der motorischen Region eine Erregung ME, aus welcher die Bewegung in die Muskeln floß. Diese Bewegung wird dann bemerkt, visuell oder kinästhetisch und zieht eine Bewegungswahrnehmung und ein Bewegungsbild nach sich. So also das Kind, dem der Lehrer den Buchstaben e zeigt. Er läßt diesen Buchstaben immer wieder schreiben. Vom Großhirn aus wird die Muskelkontraktion und die Gliedbewegung eingeleitet, nötigenfalls führt der Lehrer dem Kind zuerst die Hand. Dieses wird bemerkt, es entsteht ein Bewegungsbild, eine Bewegungswahrnehmung, und diese enthält nun einen sensorischen Parallelprozeß, die sensorische Erregung SE. ME und SE gehen nun eine

feste Assoziation ein. Und die Assoziation wirkt dann rückläufig, d.h. beim Auftauchen des Bewegungsbildes entsteht auch die Tendenz, die motorische Erregung zu wecken. Also wenn das Kind schreibt, dann taucht der Buchstabe E auf als Vorstellung, und diese Vorstellung weckt also SE und ME. So kommt es zum Schreiben.

Dreiunddreißigste Vorlesung

Wir standen bei der unwillkürlichen Handlung bzw. Bewegung und ich gab Ihnen die Erklärung der Experimentalpsychologie. Nochmals kurz: Eine sensorische Erregung wird mit einer motorischen assoziiert. Später ruft dann jede sensorische Erregung die motorische mit herauf, d.h. aber, wenn ich mir vorstelle, daß ich schreiben will, etwa das Wort Universität, so ruft diese Vorstellung die M.E. herauf, diese die Muskelkontraktionen und die Gliedbewegungen. So etwa vollzieht sich die willkürliche Handlung. Sie muß erst eingelernt sein, aber dieses Lernen kann ganz mechanisch vor sich gehen. Wenn der Lehrer dem Kind beibringt, ein E zu schreiben, so verbindet sich M.E. und S.E. Und die dabei ausgeführte Gliedbewegung erzeugt das Bewegungsbild. Dieses Bewegungsbild bewahren wir auf, als kinästhetische Bewegungsvorstellung, und so ist es möglich, daß wir später diese Bewegung wieder ausführen, wenn wir die Bewegungsvorstellung wecken.

Lassen Sie mich das noch einmal verdeutlichen. Gesetzt den Fall, Sie lernen eine komplizierte Körperbewegung, etwa den Feldaufschwung am Reck oder einen schwierigen Schlag beim Tennisspiel. Das geht doch so vor sich: Sie versuchen es und es mißlingt, bis es einmal glückt. Aber wenn es dann das erste Mal geglückt ist, kann es sich nun ereignen, daß es wieder einige Male hintereinander mißglückt. Warum? Nun, einfach deswegen, weil das kinästhetische Bild noch nicht so verfestigt ist, daß es richtig das motorische Zentrum in Bewegung setzt, richtig, nämlich so, daß die geeigneten Muskelkontraktionen und die richtigen Gliedbewegungen ausgeführt werden.

Nun darf man sich das Ganze freilich nicht so vorstellen, als ob man ein richtig visuelles Bild hätte. Es handelt sich um ein Bewegungsbild, also eine kinästhetische Vorstellung, die fixiert wird. Das bloße Sehen allein genügt nicht. Es ist zwar notwendig. Wir orientieren uns durchaus am Sehen, aber der Blinde kann ja auch Bewegungen lernen und nicht sehen. Es fixiert sich vielmehr ein inneres Bewegungsbild, also eine Vorstellung des kinästhetischen Sinns.

Ebbinghaus hat folgendes Gesetz dazu aufgestellt. Bewegungsvorstellungen streben danach, diejenigen Bewegungen wieder hervorzurufen, denen sie selbst ihre Entstehung verdanken. Also das Bewegungsbild, das entstanden ist, indem der Lehrer uns das Schreiben eines E beibrachte, strebt durchaus danach, wieder die Bewegung hervorzurufen, aus der es entstanden ist. Das zweite wichtigere Gesetz, das Ebbinghaus im Anschluß an dieses erste aufgestellt hat, lautet: Außer durch kinästhetische Vorstellungen besitzt die Seele überhaupt keine Macht über die Bewegungen des Körpers. Ein

bedeutsames Gesetz, denn es besagt, daß alle Bewegungen, deren wir als willkürliche fähig sind, auf dem Grund von kinästhetischen Vorstellungen ruhen. Und jede Bewegung, die später willkürlich ausgeführt wird, muß einmal reflektorisch ausgeführt worden sein und eingelernt worden sein. Und weiter, wir können keine willkürlichen Bewegungen erzeugen, wenn wir von ihnen keine Bewegungsbilder entwickeln können. Das gilt z.B. für die Darmbewegungen, die unserem Einfluß entzogen sind. Hier offenbar deswegen, weil wir sie überhaupt nicht bemerken. Oder etwa Herzklopfen. Das bemerken wir zwar, aber offenbar können wir trotzdem keine Bewegungsvorstellung davon erzeugen. Hier können wir nur sagen, daß es eine Reihe von Bewegungen gibt, die nicht vom Großhirn aus in Gang gesetzt werden, solche Bewegungen können offenbar keine willkürlichen werden.

Aus der Fülle der experimentellen Untersuchungen möchte ich eine herausgreifen, die von Bair. Er ließ 14 Personen die willkürliche Bewegung des Ohres erlernen. Also diese 14 Versuchspersonen mußten lernen, ihre Ohren zu bewegen und Bair analysierte diesen Prozeß. Dabei zeigte sich, daß es nicht genügt, wenn durch einen elektrischen Strom die Bewegung des Ohres hervorgebracht wird und damit natürlich auch die Bewegungswahrnehmung, denn die betreffenden Personen fühlten ja, daß sich ihr Ohr bewegte. Sondern erst mußte durch die Kontraktion benachbarter Muskeln etwa zufällig die Ohrbewegung erzeugt werden, und dann war die Bewegung gelernt. D.h., sie konnte jetzt isoliert und willkürlich ausgeführt werden. Die betreffenden Personen konnten nun also sagen: Ich will meine Ohren bewegen und dann geschah es. Daran ist interessant, daß also die periphere Erzeugung der Bewegung (elektrisch) nicht genügt. Die Bewegung muß vom Großhirn ausgehen, das Bewegungsbild muß sich hier einprägen.

Aufklärung über diese Dinge und Zusammenhänge hat vor allem das Studium der Apraxie gegeben, das ist eine ähnliche Erscheinung im Gebiet des Bewegungslebens wie die Agnosie und die Aphasie, also die Seelenblindheit und die Seelentaubheit. Es handelt sich um die Unfähigkeit, willkürliche Bewegungen auszuführen, nicht etwa eine körperliche Unfähigkeit, der körperlich motorische Apparat ist in Ordnung, gestört aber ist die Arbeit der kinästhetischen Vorstellungen. Wenn Sie einem solchen Kranken etwa sagen, daß er salutieren soll oder ein Streichholz anzünden soll, dann weiß er wohl, was er tun soll. Er versteht die Aufforderung, die Handlung aber mißglückt. Er fuchelt ziellos in der Luft herum, er kann die Streichholzschnitzschachtel nicht öffnen. Gelingt es ihm schließlich, ein Streichholz herauszunehmen, so streicht er es falsch an. Gibt man ihm das angezündete Streichholz in die Hand mit der Aufforderung, eine Kerze anzuzünden, so kann er das wieder nicht tun.

Aber auch das soll nur eine Ergänzung sein, und wir gehen weiter. Ich sagte schon die letzte Stunde, daß die Frage ist, ob mit dieser Erklärung der willkürlichen Bewegung nun das Willentliche erklärt ist. Wo erscheint hier das Wollen? Erscheint es überhaupt? Und dazu ist zu sagen, daß nur der Ablauf des Willens erscheint. Die Erklärung ist diese: Wenn ich einen Buchstaben oder ein Wort schreiben will, dann rufe ich

die Vorstellungen, die mit den motorischen Regionen assoziiert sind, hervor und dann erscheint dieser Ablauf. Der eigentliche Willensakt als solcher aber geht voraus. Mit anderen Worten: Wir sind mit diesen Analysen überhaupt noch nicht im Gebiet des Willens, sondern nur im Funktionieren des Willens. Was Wille ist, wissen wir noch gar nicht. Wir wissen nur den Ablauf, d.h. wir wissen, daß es bestimmte Vorstellungen gibt, die Bewegungen auslösen.

Aber das ist uns nichts Neues, denn das fällt unter das längst bekannte Reiz-Reaktionsschema. Der Reiz löst eine Reaktion aus, die Reaktion als solche folgt dem Reiz. Die willkürliche Handlung und Bewegung unterscheidet sich von der unwillkürlichen nur dadurch, daß statt dem äußeren Reiz ein innerer erscheint. So möchte man zunächst sagen. Also: R - Rā.

Aber nun ist doch noch ein wesentlicher Unterschied. Der nämlich, daß das Erscheinen des Reizes nicht bloß passiv sein kann, sondern der Reiz wird gerufen. Ich nehme mir vor, den Arm zu heben und nun hebe ich ihn. Das Wesentliche ist hier: Gewiß ruft die kinästhetische Vorstellung die Gliedbewegung hervor. Wer aber ruft die kinästhetische Vorstellung hervor? In diesem Fall doch nicht ein von außen kommender Reiz, der mich etwa zwingt, den Arm zur Abwehr zu erheben, sondern Ich. Und damit kehrt sich das Verhältnis um:

Ich - Reiz - Reaktion

Man pflegt diesen Zusammenhang als Finalzusammenhang von dem Kausalzusammenhang zu unterscheiden. Es ist klar, was gemeint ist. Im Reiz-Reaktionsverhältnis, wie sich an der Reflexbewegung zeigt, liegt ein zwangsläufiger Zusammenhang, auch in der willkürlichen Bewegung. Aber da tritt ein anderer Zusammenhang hinzu, nämlich der des finalen. Das Ich nimmt die Handlung vorweg und löst sie dann aus als kausale Abfolge:

Das war nun der Gedanke, von dem aus man überhaupt die weitere Analyse der Willensvorgänge unternahm. Man fragte, wie macht das Wollen es, daß ein solcher Ablauf entsteht? Worin liegt die Eigenart des Wollens, daß es so etwas Kommendes vorweg ergreifen kann? Hier setzten nun die Definitionen des Willens ein, die z.B. Lotze, Sigwart und Pfänder gaben, um nur die wichtigsten zu nennen. Sie alle gehen davon aus, daß sich Trieb und Wille unterscheiden. Der Trieb ist kein Wollen, wodurch wir den Körper lenken, sondern die Wahrnehmung eines Erleidens. Wir haben nur da eine Willenshandlung, wo die Entscheidung, ob den Trieben gefolgt wird, nicht der eigenen Gewalt der Motive, sondern der bestimmten freien Wahl des Geistes überlassen wird. Wesentlich gehört zum Wollen, sagt Pfänder: Überlegen, Wahl, Entschluß.

So kommt es zu einer äußerst scharfen Trennung von Trieb und Wille, die die ganze Psychologie durchzieht. Wobei für das Wollen charakteristisch erscheint, daß es die eben gesagten Momente enthält. Für das Triebleben ist die Unmittelbarkeit charakteristisch, für das Wollen die Mittelbarkeit. Im besonderen ist es nun die Experimentalpsychologie gewesen, die das Wollen als Bewußtseinsvorgang definiert hat.

Lassen Sie uns das noch an einem Beispiel zeigen. Sie wollen eine Reise unternehmen, Sie haben verschiedene Möglichkeiten. Alle diese Möglichkeiten erwägen Sie. Das ist ein reiner Akt des Einsehens und Erkennens, ein Auftauchen und Ausdeuten von Vorstellungen. Das Wollen beginnt mit der Entscheidung, Sie vergleichen die verschiedenen Möglichkeiten und entscheiden sich für eine. Wenn Sie das getan haben, also den Entschluß gefaßt haben, dann beginnt der Willensakt. Dieser zieht nun alle weiteren Handlungen nach sich, die zweckmäßig sind. Der Willensakt führt also jetzt die notwendigen Handlungen durch. Jetzt erscheinen alle die Vorstellungen wie Fahrkarte, Reise, Zeit usw., denen entsprechend Sie dann die Reise organisieren.

Als das Wesentliche erscheint nun wirklich jener eigentümliche Akt der Entscheidung. Der Akt also, in dem ich vor zwei Möglichkeiten stehend die eine ergreife und sage: diese. Und bei jeder Betrachtung eines noch so einfachen Willensvorgangs ist ja dieses Moment vorhanden, das abwägende Vorstellen der beiden oder mehrerer Möglichkeiten, das Überlegen, das Schwanken. Im Bewußtsein spielt sich dieser Akt so ab: Wir begründen das eine und das andere, wir holen alles herbei, was für die eine Möglichkeit spricht. Wir entscheiden schließlich. Aber das kann verschiedene Gründe haben. Wir folgen dem, was wir für klüger halten. Es kann aber auch so sein, daß wir dem folgen, was wir lieber tun. Wir wägen ab, wie die Bildlichkeit dieses Wortes sagt, indem wir gleichsam auf die eine Waagschale, was für die eine Möglichkeit spricht, legen und auf die andere, was für die andere Möglichkeit spricht. Wir haben das Gefühl, richtig entschieden zu haben, wenn wir genau alles überlegt, alles richtig eingeschätzt haben, wenn wir nicht einem momentanen Affekt nachgegeben haben usw.

Untersuchen wir nun einen Moment die Stellung des Ich im Willensakt. Sie ist recht sonderbar: Einmal erzeugt dieses Ich die Vorstellungen, die zur Wahl stehen, ist also der tätige Träger der Vorstellungen, dann weiter steht das Ich in der Mitte der Relation: Ich - Reaktion - Ich - Reize bzw. Vorstellung und wägt sie ab. Endlich entschließt das Ich sich für eine bestimmte Vorstellung und legt dadurch nun die kommende Handlung fest. Charakteristisch für diesen ganzen Ablauf ist aber nun das fortwährende Unterbrechen des normalen Flusses des psychischen Lebens. Das wird Ihnen deutlich, wenn Sie eine Instinkthandlung mit einer Willenshandlung vergleichen. Die Instinkthandlung geht nach einem vorher festgelegten Rhythmus ab, unbeirrbar. Zwar wirkt hier offenbar auch ein Finalnexus. Wenn also die Grabwespe ihre Puppe vergräbt, so läuft das so ab: Sie sucht ein Loch, sie legt die Puppe vor dem Loch nieder an einer bestimmten Stelle, sie inspiziert das Loch, sie kehrt zurück und legt die Puppe in das Loch. Ist dieser Ablauf irgendwie gestört, so beginnt er von neuem. Wenn also beispielsweise, wie es zum Zweck des Experimentierens geschah, in der Zeit, in der die Grabwespe im Loch ist, die Puppe verrückt wird, kehrt die Grabwespe zurück, legt die Puppe wieder an den bestimmten Platz und beginnt von neuem. Das ist ein eingefahrenes Handlungsschema, das wir übrigens auch gelegentlich haben. Wir führen eine Handlung durch und merken plötzlich, daß sie falsch angelegt ist. Dann suchen wir

manchmal nicht erst den Fehler, sondern beginnen ganz von neuem. Warum? Weil wir einen Handlungszusammenhang haben, einen eingefahrenen Handlungszusammenhang, in dem jeder Handgriff seinen bestimmten Ort hat. Haben wir etwas falsch gemacht, dann beginnen wir wieder mit dem ersten Schritt. Wir stellen die Ausgangssituation her und lassen dann das Ganze wieder abrollen. Denken Sie etwa an ein kompliziertes Zusammensetzen.

Aber nun unterscheidet sich davon ja gerade die Willenshandlung. Hier wird fortwährend überlegt, ununterbrochen eine Entscheidung nach der andern getroffen. Jemand, der eine schwierige Kletterpartie macht, sucht Stelle um Stelle, wo er sich stützen kann und sichern kann, er prüft und entscheidet. Das Ganze stellt sich als eine Kette von Entscheidungen dar, die jede mit vollem Bewußtsein, voller Vorstellungskraft getroffen wird.

Es ist eigentlich kein Wunder, sondern selbstverständlich, daß in der Betrachtung dieser Tatsachen eine unüberbrückbare Kluft zwischen Triebhandlungen, Instinkthandlungen und bewußten Handlungen sich auftat. Alle Trieb- und Instinkthandlungen, mit Einschluß der willkürlichen Bewegungen, so sagte man, sind zwangsläufige Handlungen, Mechanismen. Sie sind eingelernt, und von ihnen unterscheiden sich die Willenshandlungen, als freie, nicht zwangsläufige, nicht eingelernte, sondern schrittweise durch Überlegungen vorgehende Handlungen. Das Wesentliche dieser Art von Handlung aber ist das Wollen als solches. Dieses Wollen aber setzt zweierlei voraus. Ein Ich, das will, ein Bewußtsein, das eine Reihe von Erlebnissen nebeneinander stellen und vergleichen kann und endlich das Willenserlebnis selbst, jenes Streben, das nach der Entscheidung einsetzt. Danach erschiene nun Wille als die höchste psychische Funktion. So können Sie noch heute im Lehrbuch der Psychologie von Fröbes das Willensleben unter dem letzten Abschnitt behandelt finden, eben als die höchste und zusammengesetzte Funktion des Psychischen.

Denn: Wille ist ein bewußtes Erlebnis. Er setzt also Bewußtsein voraus. Er setzt weiter Vorstellungen voraus, er setzt ein Ich voraus, er ist nur möglich durch Assoziationen. Dieser höchst komplizierte Vorgang ist also nur nach der Entwicklung der anderen begreifbar. Dabei suchten die einen das Wesen des Willens im Urteil, die andern in den Vorstellungen, die dritten in den Gefühlen. Die einen sagten (Spencer), eine Handlung ist dann willentlich, wenn sie vorgestellt ist. Die anderen sagten, Willensakte sind nichts anderes als durch Urteile determinierte Bewegungen (Ribot, Janet). Die dritten, so Wundt, ein Willensakt ist undenkbar ohne Affekte, also Gefühle. Alle aber waren sich einig darüber, daß der Wille etwas Zusammengesetztes ist. Ich zitiere Ebbinghaus, der sagt: "Der Willensakt ist keine Grunderscheinung der Seele, sondern eine Kombination von Empfindungen, Vorstellungen und Gefühlen".

Diese Auffassungen wurden nun allmählich, aber gründlich zerstört durch eine Reihe von Entdeckungen, die zu dem führten, was man heute das unbewußte Wollen nennt. Unbewußtes Wollen, das ist nach dem, was wir bisher entwickelt haben, ein

Widerspruch in sich selbst. Ein unbewußtes Wollen könnte es danach gar nicht geben. Denn das Wollen ist bewußt, jenes Streben und strebende Handeln aber, wie es etwa in der Instinkthandlung vorkommt, ist kein Wollen, sondern ein bloßes Reagieren. Es hat also keinen Sinn, vom unbewußten Wollen zu sprechen.

Und nun möchte ich statt aller theoretischen Begründungen lieber gleich Beispiele geben. Die Posthypnose, ein in der Hypnose gegebener Befehl, wird ausgeführt bei vollem Bewußtsein, aber es werden andere Motive angegeben. Das Wollen ist also determiniert durch eine vorwillentliche Entscheidung. Weiter: der Hysteriker: Er will die Krankheit und will sie nicht, aber es siegt der unbewußte Wille, es kommt nicht zur Heilung. Fehlleistungen und Fehlhandlungen: Das Durchsetzen des unbewußten Willens. Vorschwein sagt einer statt Vorschein. Sind das noch reine Wollungen oder sind es nicht vielmehr Willenszwiespalte?

Vierunddreißigste Vorlesung

Ich besprach in der letzten Stunde die Willenserscheinungen, führte die Analyse, und zwar die experimentalpsychologische Analyse des Willensvorganges bis zum Ende durch. Ich zeigte, wie bei dieser Auffassung schließlich eine scharfe Trennung zwischen den eigentlichen Willensvorgängen und den unwillkürlichen Vorgängen eintritt. Nämlich so: Die Willensvorgänge sind Vorgänge, bei denen allein das Wollen erscheint. Dieses Wollen aber ist bewußt, es ist an Entscheidung, Überlegung und Wahl geknüpft. Dem steht jenes Handeln, ob reflexartig, triebartig oder wie sonst, gegenüber, wo kein Wollen erscheint. Im Gefolge dieser Auffassung gibt es eigentlich zweierlei psychische Energie, eine bewußte, das ist der Wille, eine triebhafte, das ist jene Energie, der eben Reflex- und Triebhandlungen zugrunde liegen.

Und nun zeigte ich, wie eine Reihe von verschiedenen Entdeckungen alle eigentlich dem gleichen Ziel dienten, sie machten die Annahme eines unbewußten Wollens nötig. Um Sie nochmals an die Beispiele zu erinnern: Der Posthypnotisierte führt scheinbar willentlich eine Handlung durch, deren wirkliches Motiv aber ein ihm in der Hypnose gegebener Befehl ist. Der Hysteriker will gesund werden, seinen bewußten Entschlüssen und Überlegungen nach, aber ein tieferes Wollen hindert ihn daran. Selbst bei alltäglichen Vorgängen zeigt sich dasselbe. Etwa in den Fällen des Versprechens. Bewußt wollen wir etwas aussprechen, aber ein tieferes Wollen verstümmelt das Wort, läßt uns etwas Falsches aussprechen. Diese Beispiele lassen sich natürlich beliebig vermehren. Die ihnen zugrundeliegende prinzipielle Frage aber ist: Woher kommt jenes andere Wollen? Was ist es überhaupt, was sich hier zeigt und als Bewegkraft einer Handlung auftritt? Kann man das überhaupt Wille nennen?

Und naturgemäß hat man es zuerst auch nicht Wille nennen wollen. Sondern man sagte, in solchen Vorgängen, wo also das bewußte Wollen durch ein anderes verdrängt oder gestört wird, handelt es sich nicht um Wollen. Sondern es sind Triebenergien, die sich hier dem Wollen entgegenstellen. Betrachten Sie daraufhin die Beispiele. Wenn wir uns versprechen, weil wir etwas anderes gedacht haben, was wir unterdrückt haben, dann ist ein anderes Wollen da. Wir versprechen uns nicht triebhaft, wir versprechen uns nicht reflexartig - wiewohl es auch solche Fälle des Versprechens gibt - sondern wir versprechen uns im Zug eines Strebens, das nicht bis zum Willensentschluß gekommen ist. Und der Posthypnotisierte: Er führt ein Wollen durch, das ihm von anderer Seite eingegeben ist, aber er macht nachher sein eigenes Wollen daraus. Er führt seinen Befehl ja nicht triebhaft aus, sondern im Gefolge eines Willensaktes, der ihm aufgegeben ist und den er zu seinem eigenen gemacht hat. Schwieriger liegt die Sache

freilich bei dem Hysteriker. Hier könnte man ja wohl sagen, daß sich dem bewußten Willen zur Gesundung ein Trieb zur Krankheit entgegenstellt. Und da es ja Triebe gibt, die lebensverneinend wirken, Selbstmordtrieb, Süchte aller Art, z.B. Morphinismus, so wäre diese Auffassung möglich.

Der Einwand, daß es sich bei diesem unbewußten Wollen um Triebe handelt, ist nicht von der Hand zu weisen. Wenigstens kann es sich um Triebe handeln. Aber damit wird das Problem nur verschoben. Denn was ist eigentlich Trieb? Ist Trieb nicht doch dem Wollen viel verwandter als die Experimentalpsychologie meinte?

In dieser Richtung hat sich auch zunehmend die Forschung entwickelt. Sie ging nicht mehr allein davon aus, daß es zwei grundverschiedene Strebensarten gibt, das bewußte Wollen und das reflexartige, strebende Handeln, sondern sie begann einzusehen, daß beide Vorgänge ein und denselben Grundcharakter haben: Sie sind psychische Energie. Diese psychische Energie kann sich als bewußter Wille, sie kann sich aber auch triebartig, instinktartig äußern. Sie kann wie eine Art von Reflexhandlung auftreten, sie kann sich als scheinbar unwillentliche Handlung zeigen. Und so setzt sich eine andere Auffassung des Willens durch. Heute betrachten wir die Gesamtheit dieser Vorgänge als Vorgänge der psychischen Energie. Wir definieren psychische Energie so: Es ist die Fähigkeit des zielmäßigen Handelns, wobei das Ziel bewußt gegeben sein kann, aber auch unbewußt. D.h., wir können ein Ziel erkannt haben, es gewählt haben und nun bewußt verfolgen. Aber wir haben auch Ziele, die wir nicht erkennen, die wir nicht bewußt erleben und die dennoch mit der gleichen und oft noch größeren Intensität verfolgt werden als die bewußten Ziele.

Bedenken wir nun also, daß das Wesentliche selbst der bewußten Willensvorgänge nicht die bewußte Entscheidung ist, sondern die psychische Energie, mit der wir diese Zielsetzung und Entscheidung durchführen, dann zeigt sich, daß wir nur zum halben Verständnis des Willens kommen, solange wir daran festhalten würden, daß Wille Bewußtsein oder ein Bewußtseinsakt ist.

Damit aber hat sich der ganze Forschungsaspekt verändert. Denn nun können wir nicht mehr sagen, daß das Wollen selbst sich sein Ziel bewußt sucht, daß nur die Bewußtheit den Willen ausmacht, sondern wir müssen sagen: Gerade die psychische Energie ist das, was sich Ziele setzt. Das Bewußtsein kann dann freilich solche Ziele aufnehmen, ausgestalten und selbst modifizieren, aber das eigentliche Wollen ist eben psychische Energie.

Wenn wir also etwa sagen: Cäsar will die Alleinherrschaft über Rom und Brutus will ihn daran hindern, dann heißt das nicht, daß Cäsar das Willenserlebnis hat, über Rom allein zu herrschen und daß Brutus das Willenserlebnis hat, ihn daran zu hindern. Dieses bewußte Ziel, dieses erlebte Ziel ist ganz offenbar sekundär, und so ist es bei allen Willensvorgängen. Ursprünglicher und primärer ist die Zielrichtung, die vielleicht in ihrem ganzen Ausmaß überhaupt nicht erlebt wird. Das ist ja eben das Eigentümliche. Unsere bewußten Pläne mögen noch so genau durchgedacht sein, noch so genau bewußt

in uns ausgemacht sein. Warum stoßen wir sie plötzlich um? Warum ändern wir überraschend unseren Willen? Ja, offenbar deswegen, weil in allen unseren Willensakten der eigentliche Kern die psychische Energie ist, die nicht erst durch das Willenserlebnis in eine bestimmte Richtung gedrängt wird. Wenn also Cäsar die Alleinherrschaft über Rom haben will, dann liegt diese Richtung vielleicht viel länger fest, als er es selbst weiß. Das ist immer wieder das Überraschende bei Analysen, die sich mit den Zuständen des Willenslebens befaßten und etwa scheinbar plötzliche Willensveränderungen zu erklären suchten. Man stieß auf eine vielleicht weit zurückliegende Gegebenheit, in der sich das später bewußte Wollen schon ankündigt. Es klingt etwas paradox, wenn wir sagen, wir wissen nicht, was wir wollen. Aber in gewissem Sinn ist es richtig. Wir wissen es nämlich nur teilweise, es enthüllt sich unserem Bewußtsein nur Stück für Stück. Gewiß, die nebensächlicheren Entscheidungen unseres Lebens werden bewußt getroffen. Bei allen großen Entscheidungen erfahren wir dies immer wieder. Das Bewußtsein mag noch so scharf überlegend und entscheidend dabeistehen, wir mögen noch so genau alles gegeneinander abwägen, die Entscheidung fällt nicht allein durch das Bewußtsein. Gerade dann, wenn wir vielleicht sehr lange schwanken, kommt ein Moment, wo wir das Gefühl haben, eine Kraft zieht uns plötzlich nach einer bestimmten Seite. Haben Sie schon einmal jemand beobachtet, der schwankend ist in einem Entschluß? Der sich schließlich nicht mehr zu helfen weiß und es durch das Los entscheiden will? Und dann vielleicht das Entgegengesetzte tut? Das ist die Situation, dann wird ihm plötzlich klar, was er lieber tut. Und so oft. In den meisten Fällen sogar liegt unsere Entschlußlosigkeit daran, daß uns einfach unsere eigentliche Richtung nicht klar ist, daß durch das Hin- und Herüberlegen jenes dunklere Wollen verdeckt ist. Und denken Sie an jene anderen Fälle. Wir gehen in eine Situation mit ganz festen Entschlüssen, wir haben alles vorher bedacht und dann handeln wir völlig anders. Mitten in der Situation nämlich wird uns klar, was wir eigentlich wollen, oder sagen wir besser, was es in uns will. Oft ist die scheinbar bewußte Willensentscheidung nur das Warten darauf, daß dieses dunklere, bestimmtere Wollen auf den Plan tritt. Wir sagen dann: Plötzlich wurde uns klar, was wir wollen. Aber das heißt wirklich nichts anderes als dies: Im Bewußtsein erschien mit einem Moment der eigentliche Wille, d.h. die eigentliche Richtung der psychischen Energie.

Betrachten wir das Ganze noch an einem anderen Beispiel. Was heißt: Ich will einen Brief schreiben? Das heißt wirklich, mir wird bewußt, daß ich einen Brief schreiben will. Das Wollen wird mir bewußt und wird zum Entschluß. Hier erscheint das Wollen als ein geistiger Schlag, als eine Entscheidung. Aber es könnte gar nicht erscheinen, wenn nicht längst eine determinierende Tendenz in dieser Richtung vorgelegen hätte. Diese determinierende Tendenz - der Ausdruck stammt von Ach - ist eine vorgegebene psychische Richtung. Das ist der Kern des Wollens, und an ihn hängt sich das bewußte Wollen an. Nur so können wir jedenfalls die großen Willenszüge im Leben einer Person verstehen. Lange ehe Napoleon Kaiser der Franzosen war, war seine

psychische Energie in diese Richtung festgelegt. Gewiß wußte er erst sehr spät, daß er Kaiser der Franzosen werden wollte, aber sein ganzes Handeln geht in die Richtung einer einzigartigen Stellung und Macht. Und so trägt jeder von uns bestimmte determinierende Tendenzen mit sich herum. Nicht allen gelingt es, sie durchzusetzen, aber wir alle haben sie. Und lange ehe der bewußte Wille in diese Richtung arbeitet, sorgt diese Tendenz dafür. Sie setzt sich schließlich durch, auch wenn der Mensch lange in eine verkehrte Richtung gegangen ist. Daher dann die plötzlichen Umschwünge der Persönlichkeit, die scheinbaren Richtungsänderungen. In Wirklichkeit setzt sich hier eine ursprünglichere Richtung mit Macht durch, ergreift schließlich auch das Bewußtsein und zwingt es in seine Richtung

Das wird besonders klar in allen Fällen von pathologischer Veränderung des Willens. Der krankhaft Willensschwache. Hier handelt es sich, wie in allen Fällen der Erkrankungen des Willenslebens, um eine Nichtvereinigung zwischen unbewußten determinierenden Tendenzen und allgemeinen Richtungen der psychischen Energie und dem bewußten Willen. Der Willenskranke hat keinen Mangel an Willenserlebnissen, im Gegenteil, er hat deren eher zu viel. Er faßt Entschluß um Entschluß, aber er kann keinen durchführen. Die psychische Energie will in eine ganz andere Richtung. Weil sie nicht zu ihrem Recht kommt, läßt sie auch den bewußten Willen nicht zu seinem Recht kommen. Die Folge davon ist, daß die Persönlichkeit überhaupt nicht mehr wollen kann.

Es ist also ganz zweifelsohne, daß bei allen großen Entscheidungen unseres Lebens ganz ursprüngliche determinierende Tendenzen mitspielen. Das gewöhnliche Schicksal des bewußten Willens ist dies: Wir nehmen uns zu der Zeit, wo der bewußte Wille erwacht, also vor, wie wir unser Leben gestalten wollen, wie wir es aufbauen, ob wir heiraten oder nicht usw. In Wirklichkeit aber liegen die determinierenden Tendenzen schon längst fest, sind meist viel fester als die bewußten Willenserlebnisse. Längst ist die Art Mensch festgelegt, mit der wir verkehren, mit der wir Kontakt haben, längst sind unsere Neigungen zur Tätigkeit und zur Art der Tätigkeit ausgeprägt, längst ist das alles, soziale Einstellung, Einstellung zur Arbeit festgelegt, und dies sind die determinierenden Tendenzen, die unser Leben entscheiden. Zu ihnen verhält sich der bewußte Wille, wie sich die Erkenntnis zur Welt verhält. Sie kann nicht alles, aber einen Teil erfassen, sie erfaßt umsomehr, je genauer sie arbeitet. Und ähnlich erfaßt der bewußte Wille nur einen Teil der determinierenden Tendenzen, nicht alle. Diese aber sind es, die das eigentliche Wollen ausmachen.

Wir scheiden also zwischen Willenserlebnis als bewußtem Willen und zwischen den determinierenden allgemeinen Tendenzen. Damit löst sich auch bis zu einem gewissen Grad die paradoxe Frage, die bei der Betrachtung des bewußten Willens entspringt. Das Rätsel ist ja dies: Wie kommt es, daß etwas, was als Ziel nur das Endergebnis einer Reihe von Wirkungen sein kann, als Ursache vor den Wirkungen steht? Wie kommt es, daß der Plan, ein Haus zu bauen, nun die Ursache wird für das Geschehen der

Wirkungen, die zu diesem Ziel führen? Nicht deswegen, weil der Geist aus dem Nichts einen Plan schafft, sondern weil eine psychisch determinierende Tendenz ihre Erfüllung in einem bewußten Erlebnis findet. Das ist die eigentliche Ursache, sie steuert auf das Ziel zu. Der Willensakt als solcher ist nur das bewußte Erlebnis dieser ursprünglichen Richtung.

Naturgemäß taucht nun hier die Frage auf, welcher Art die Richtungen der psychischen Energie sind, also gerade diese ursprünglichen Richtungen? Woher kommen sie? Wie verhalten sie sich im einzelnen Fall? Aber diese Frage kann ich Ihnen an dieser Stelle noch nicht beantworten, weil wir hier schon vor Untersuchungen stehen, die in diesen ganz anderen Aufriß der Psychologie gehören, zu dem wir jetzt kommen.

Zunächst gilt es, das Kapitel der experimentellen Psychologie, an dessen äußerstem Rand wir uns befinden, abzuschließen. Wir wollen also jetzt gleichsam einen Punkt mit der experimentellen Psychologie machen. Dieser Punkt kann nicht anders als kritisch sein, denn wir wollen das Neue sehen, das anstand als diese Forschungsrichtung - die ja wirklich von einer enormen Fruchtbarkeit war - zu Ende ging und sich erschöpfte.

Was zeigte sich in der Betrachtung des Willens? Nun, die experimentelle Psychologie ging davon aus, daß auch der Wille eine zusammengesetzte, eine höhere psychische Funktion sei, daß auch er nichts Ursprüngliches ist, daß er aus Assoziationen entsteht und als wissendes Wollen sein eigentliches Wesen hat. Und wer nun vorurteilsfrei die Entwicklung der Forschung prüft, entdeckt dies, was wir schon mehrmals entdeckt haben. Es läßt sich nicht leugnen, daß es ein primäres Wollen gibt, das noch nichts mit Bewußtsein zu tun hat. Wir haben das schon mehrmals entdeckt. Gedächtnis bestimmt die Assoziationspsychologie als Aufbewahren von Assoziationen, die bewußt wieder erinnert werden können. Die Forschung zeigte, daß es ein ganz ursprüngliches Gedächtnis gibt, das lange vor jeder bewußten Erinnerung arbeitet. Sie hätte es gar nicht zu zeigen brauchen, denn schließlich haben die Tiere auch ein Gedächtnis und kein Bewußtsein. Weiterhin: Die Intelligenz, das Denken. Die Assoziationspsychologie wollte das Denken allein zu einem bewußten machen, sie sah sein Wesen im bewußten Assoziieren und Verknüpfen. Hier waren es die Untersuchungen an Tieren und die Untersuchung der Intelligenz, die zeigte, daß vor der ausgeprägten entwickelten Intelligenz eine allgemeine Formintelligenz steht. Und endlich beim Willen dasselbe. Lange ehe der bewußte Wille arbeitet, sind die determinierenden allgemeinen Tendenzen vorhanden.

Und alle diese psychischen Funktionen Gedächtnis, Intelligenz, Wille sind also von früh an da. Sie sind elementare Gegebenheiten, nicht zusammengesetzte. Die biologische Psychologie trägt dem längst Rechnung, indem sie sagt, sie sind als Anlagen da.

Das war das Ergebnis eines ganz anders gerichteten Ansatzes. Und das Wesen dieses Ansatzes? Nun, die Experimentalpsychologie wollte das seelische Leben aus seinen Elementen erklären. Sie begann aber mit Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen. Hier sah sie die entscheidenden Elemente und die Elementarvorgänge.

Und dafür spricht, daß ja wirklich in der Entwicklung des menschlichen Lebens sich zunächst das Vorstellungsleben aus den Empfindungen und Wahrnehmungen aufbaut, daß dies der Kreis ist, in dem das psychische Leben vor allem und in erster Linie sichtbar wird.

Wir hätten auf diese Weise zwei Gruppen elementarer Vorgänge: E. W. V. - und G. W. I. Wobei die Situation dadurch ebenso verfahren wird, daß die konsequent durchgeführte Experimentalpsychologie sagen mußte: G. W. I. sind keineswegs Elementarvorgänge, sondern entwickelte Vorgänge. Und diese Situation erzeugte die Krisis der Psychologie, von der seit 10 Jahren beinahe unaufhörlich geredet wird.

Nun denken Sie aber bitte einmal einen Moment zurück. Ich entwickelte ja als Zugang zur Experimentalpsychologie die introspektive Methode. Sie war es, die eigentlich die Psychologie schuf. Sie aber untersuchte die E. W. und V. als Bewußtseinstatsachen. Unter dem Sammelnamen "Bewußtseinerlebnisse" entwickelte sich die psychologische Forschung. Das hieß nicht mehr und nicht weniger als dies: Man ging davon aus, daß das Bewußtsein aus diesen Elementen entsteht und darauf sich aufbaut. Eine bis zu gewissen Grenzen haltbare Annahme. Nämlich so haltbar: Das Psychische entwickelt sich zunächst nach außen hin, es erscheint in Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen. Dieser Apparat, der sich in den ersten Jahren des menschlichen Lebens so sichtbar entwickelt, ist die Grundlage des Bewußtseins.

Aber diese Entwicklung ist nicht die erste psychische Entwicklung, sie ist nicht die alleinige Grundlage des Seelischen, sie ist nur eine Erscheinung des Seelischen und der Seele. Das, was sich hier aufbaut, ist nur eine Äußerungsform der Seele, nicht die Totalität. Hier erscheint nicht das ganze seelische Ich, sondern nur ein Teil.

Deswegen können wir die These der Experimentalpsychologie heute nicht mehr mitmachen. Primär für uns ist Seele ein unbewußtes Gedächtnis, unbewußtes Wollen, d.h. Richtungen der psychischen Energie und Formintelligenz. Sekundär sind Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen, die von diesen ganzheitlichen seelischen Qualitäten bestimmt werden. Wenn freilich in der Entwicklung zunächst dieser Apparat ausgebaut wird, so besagt das nur, daß hier sich ein Apparat des Psychischen vollendet, nämlich der des Bewußtseins. Wesentlich ist der nach außen gerichtete Apparat des Seelischen, soweit er erkennt, Gegenstände denkt, bewußt will. Gewiß ist dieser Apparat für das Seelische äußerst wichtig, und dennoch müssen wir sagen, es ist eine Verwechslung, ein Fehler, wenn wir ihn als die Seele selbst erkennen wollten.

Wir kommen also einfach zu einer vollkommen veränderten Auffassung der Rolle des Bewußtseins, die sich in dem einfachen Satz aussprechen läßt: Nicht das Bewußtsein ist die Seele, sondern das Bewußtsein ist ein Teil der Seele, nicht das Bewußtsein bestimmt die Seele, sondern die Seele das Bewußtsein. Das ist wesentlich auch der Sinn der Rede vom Unbewußten und seiner Vorherrschaft im Seelischen.

Damit erklärt sich nun manches weiter. Immer ist uns ja die merkwürdige Stellung aufgefallen, die die Experimentalpsychologie zum Leib-Seeleproblem hatte. Diese

merkwürdige Stellung, wie sie im Parallelismus und in der Wechselwirkungstheorie erscheint, besagt, daß das Seelische auf das Körperliche angewiesen ist. Schon bei den Empfindungen sehen Sie das, die zum einen Teil physiologischer Natur, zum andern Teil seelischer Natur sind. Das können wir jetzt hier völlig verstehen. Die Empfindungen sind auf die körperlichen Apparate angewiesen, Ohr, Auge, Tastsinn, kinästhetischer Sinn usw. Aber nur zum einen Teil, zum andern sind sie auf die ursprünglichen psychischen Funktionen des G. W. I. angewiesen. Und für ihre Entwicklung sind diese anderen Bedingungen ebenso maßgebend, vielleicht noch wichtiger, denn auch der Blinde kann ein psychisches Sehen entwickeln. Indem die Experimentalpsychologie zu sehr auf diese andere Abhängigkeit, die physiologische blickte, kann man ihr den Vorwurf nicht ersparen, daß sie eine materialistische Psychologie ist.

Fünfunddreißigste Vorlesung

Wir gehen nun zum letzten Kapitel dieser Vorlesung, das ich, wie ja schon gesagt, unter dem Titel: Der Schichtenaufbau des Seelischen, die Schichtung des Seelischen behandeln möchte.

Um diesen Ansatz erst einmal zu umreißen, kehren wir zu der Frage zurück, die schließlich aller Psychologie überhaupt vorschwebt, deren Beantwortung das eigentlichste Anliegen der Psychologie ist und auf die sich daher die Psychologie auch immer wieder zurückbesinnen muß. Es ist die Frage, was ist eigentlich Seele? Zu einem Teil läßt sich diese Frage ja aus der unmittelbaren Erfahrung beantworten: Seele ist eine Erscheinungsform des Lebendigen. Überall, wo das Lebendige ist, erscheint das Seelische in seinen eigentümlichen Qualitäten. Insofern wissen wir alle, was Seele ist. Aber diese Antwort enthält eben wiederum das neue Problem in sich: Als was erscheint Seele im Leben? Worin liegt die Eigenart des lebendigen Geschehens, soweit es Seelisches ist? Das ist ja die Blickrichtung der Psychologie: Seele für sich zu nehmen, die Gesamtheit der seelischen Vorgänge für sich zu betrachten in ihrem Zusammenhang und zu zeigen, in welchem Zusammenhang sie wiederum zu dem Gesamtprozeß des Lebens überhaupt steht.

Betrachten wir nun einfach auf die Beantwortung dieser Frage hin das bisher Dargestellte, also die Typenpsychologie und die experimentelle Psychologie. Es erscheinen in diesen beiden Richtungen zur Beantwortung dieser Frage schon zwei völlig verschiedene Ansätze. Der Ansatz der Typenpsychologie: Seele ist das, was sich im Lebensprozeß als durchgehende, konstante Linie ausprägt. Seele ist Prägung des Wesens und solche Prägung nennt die Typenpsychologie eben den Typ. Im Typ zeigt sich gleichsam das seelische Grundgesetz der Persönlichkeit. Und wo findet sich dieses Grundgesetz, wo wird es sichtbar? Am Verhalten der Persönlichkeit. Wenn wir also sagen: Der Typ ist die geprägte Verhaltensform der Person, dann haben wir damit zugleich gesagt, was Seele in der Auffassung der Typenpsychologie ist, nämlich Seele ist jene Form des Lebens, die das Verhalten prägt und zu einer Einheit zusammenfügt.

Vorteile und Nachteile dieses Ansatzes sind Ihnen klar geworden, ich brauche sie nicht mehr ausführlich zu erörtern. Zweifelsohne ist durch diese Auffassung das Seelische in einem Grundzug richtig erkannt: Als Ganzheit, die durch das Leben hindurchgeht, die sich, einmal entdeckt, überall wiederfinden läßt. Der Nachteil: Auf diesem Weg wird das Seelische in seiner Vielartigkeit und Vielfalt nicht erfaßt, es wird gewissermaßen vereinfacht. Ja, immer wieder zeigte sich eben dies: Auf diesem Weg erfaßt man zunächst scheinbar das ganze Seelische und allmählich zeigt sich, daß man doch

nur der obersten Schicht des Seelischen gerecht wird, daß, wenn wir jemand als Typ bestimmen, wir zwar einen gewissen Grundnenner seiner Person finden, aber eben doch nur einen Grundnenner. Dieser hat zudem das Fatale an sich, daß er uns um so weniger sagt und um so weniger Aufschluß gibt, je tiefer wir in eine Person hineinschauen.

Dagegen der Ansatz der experimentellen Psychologie. Sie erfaßt das Seelische nicht als Ganzheit, sondern in den Elementen. Und vielleicht können Sie erst jetzt im nachträglichen Überblick verstehen, was das heißt und wie sehr sich dadurch alles verändert. Das bedeutet nämlich, daß das Seelische primär nicht als ein Ganzes gefaßt wird, sondern als etwas, was erst im stufenweisen Aufbau zu einem Ganzen wird. Daher die Rede von den niederen und höheren seelischen Funktionen. Nun, die Nachteile dieses Verfahrens sind ja in der Darstellung genügend herausgetreten, wie sich das Seelische zerstückelt, wie die sogenannten höheren seelischen Funktionen nicht recht verständlich werden. Aber einen Vorteil möchte ich doch betonen. Ganz abgesehen von der gründlichsten Erforschung auch der winzigsten Vorgänge, die mit dem Seelischen zusammenhängen, hat eben diese Betrachtung auf die Analysen des inneren seelischen Lebens viel mehr Sorgfalt verwandt, als es die Typenpsychologie konnte. Nur der sorgfältigen Analyse der Experimentalpsychologie verdanken wir es, daß wir wissen, was Vorstellung ist, was ein seelischer Akt ist usw. Mit einem Wort: Der Prozeßcharakter des Seelischen ist nirgends so deutlich hervorgetreten wie in der Experimentalpsychologie. Sie mußte ja, gemäß ihrer Vorstellung, daß das Seelische sich aus einfachen Elementen aufbaut, die Tendenz haben, den Prozeß zu zeigen, aus dem sich dann alles andere Seelische aufbaut. Ja, sie hat immer wieder auch zu erforschen versucht, wie es zu den Elementen Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen kommt, wie die Vorgänge beschaffen sind, die diese Elemente entstehen lassen.

Und der große Nachteil dieser Methode: Sie hat einfach in dieser Betrachtung die Ganzheit des Seelischen verloren. Für sie löste sich Seele in einige Grundprozesse und Elemente auf. In dieser Betrachtung wurde die Seele zum Erlebnisstrom. Ganz gegensätzlich zur Typenpsychologie, wo das eigentliche Wesen der Seele im Konstanten und Beharrenden gesucht wurde. Letztlich hat ja gerade die Typenpsychologie immer auf das geblickt, was gewiß ein Grundzug der Seele ist: Das Verharrende, Geprägte und überall sich Durchsetzende, eben die typische Form des Ich. Sie hat immer wieder die verschiedenen Arten der Ichqualität erforscht, während die Experimentalpsychologie Strom und Prozeß des Psychischen erforscht hat.

Nun hat freilich der Unterschied von typologischer Forschung und experimentalpsychologischer noch einen anderen Charakter bekommen. Es war nicht allein so, daß die Typologie - um es jetzt abgekürzt zu sagen - meinte, die Seele ist geprägtes Verhalten und die Experimentalpsychologie, die Seele ist Prozeß, der sich aus Elementen aufbaut. Sondern diese im Grund verschiedene Bestimmung des Seelischen gab vor allem auch dem Seelischen in seiner Wirkung einen ganz anderen Umfang. Die Experimentalpsychologie hat sich im wesentlichen mit dem bewußten Seelischen beschäftigt. Sie

sah eben doch als wesentliche Funktion der Seele das Bewußtsein an. Sie hat sich nie ganz aus der seit Descartes traditionellen Vorstellung der scharfen Trennung von Leib und Seele gelöst. Oft genug freilich, schon bei der Untersuchung der Empfindungen, hat sie Vorgänge untersucht, die nicht bewußt sind. Aber dann setzte sie ausdrücklich immer fest, daß es sich um physiologische Vorgänge, nicht um psychologische Vorgänge handelt. Und dies jedenfalls erwies sich im Laufe der fortschreitenden Forschung als das größte Manko, diese Einengung auf den Begriff der Seele als Bewußtsein. Die Typenpsychologie entstand ja später. Ich habe in meiner Darstellung das zeitliche Verhältnis umgekehrt, indem ich die Typenpsychologie voran nahm. Nun, die Typenpsychologie hatte aus diesem Fehler schon gelernt. Ihr war nämlich von vornherein klar, daß die bewußten Prozesse mit anderen seelischen Prozessen zusammenhängen, die nicht diesen Charakter haben und trotzdem nicht rein physiologisch sind. Wenn also Kretschmer etwa lehrt, daß das Temperament die innere Bewegungsform des Seelischen ist, die mit dem Körperbau zusammenhängt, wenn er zeigt, daß ein und dasselbe Gesetz sich im Körperlichen wie im Seelischen auswirkt, so ist notwendigerweise ein anderer Blickpunkt gegeben. Seele als Bewußtsein erscheint von hier nur als ein Ausdruck desselben seelischen Prinzips, dessen anderer Ausdruck das Körperliche ist.

Das bedeutet natürlich, daß der seelische Vorgang, das seelische Leben damit vom Bewußtsein gelöst ist. Das erste bedeutet die vollständige Aufhebung des Gedankens von Descartes, Trennung von Leib und Seele, wobei für die Seele gilt, daß sie *res cogitans*, denkendene, d.h. bewußte Sache ist.

So selbstverständlich nun diese Ansicht als solche ist, wenn Sie einmal an Tatsachen dargestellt ist, wie eben etwa an der Kretschmerschen Behandlung des Temperaments, so liegt in dieser Veränderung des Begriffs von der Seele doch eine beträchtliche und prinzipielle Schwierigkeit.

Wenn nämlich das seelische Geschehen bewußtes ist, dann haben wir wenigstens ein deutliches Merkmal für das, was Seele ist und für das, was nicht seelisch ist. Etwa so: Jeder Prozeß, dessen Ablauf nicht bewußt ist, ist kein seelischer, sondern ein körperlicher Prozeß. Also: Der rein physikalisch-physiologische Vorgang des Sehens, das Aufnehmen der Lichtwellen durch das Auge, die Tätigkeit der Nerven usw., das sind physiologische Prozesse, noch keine seelischen. Alle Empfindungstätigkeit hat diese zwei Seiten: körperlich - seelisch. So klingt diese Scheidung sehr plausibel. Sie klingt aber gar nicht mehr plausibel, wenn wir etwa das Temperament betrachten. Das zyklotyme Temperament mit seiner weichen und schwingenden Kurve ist ein seelischer Prozeß, ein Prozeß, der weitgehend im Seelischen verläuft. Aber so wie das Temperament des Zyklotymen behäbig, rund und weich ist, so ist auch sein Körper behäbig, rund und weich. Wo aber läßt sich nun hier physiologischer Prozeß und seelischer Prozeß trennen? Wenn jemand zyklotym ist, dann folgt seine Affektbildung diesem Gesetz. Davon aber weiß er nichts. Was ihm bewußt wird, sind die Affekte, der Gegenstand seiner Affekte, die Erregung, nicht aber das Gesetz, dem sie folgen. D.h. aber, es handelt sich

hier schon um ein Seelisches, das nicht bewußt ist. Auf der anderen Seite ist der körperliche Prozeß nun wiederum kein bloß physiologischer. Zu deutlich ist ja sein Zusammenhang mit dem seelischen Prozeß.

Nun, diese Behauptung selbst möchte ich noch weiter ausführen, gerade diese zweite Behauptung, weil sie aus dem Bisherigen noch nicht genug bewiesen ist. Die Behauptung nämlich, daß körperliche Vorgänge sich nicht immer scharf von seelischen trennen lassen. Wenn wir also etwa schematisch so sagen: Auf der einen Seite Körper, auf der anderen Seite Seele

| | |
|-----------|--------|
| Körper | Seele |
| materiell | bewußt |

und im Sinne der Descartesschen Scheidung der Seele das Merkmal Bewußtsein, dem Körper das Merkmal Ausdehnung geben, dann ist dies klar. Im Laufe der experimental-psychologischen Arbeit wurde schon zusehends klar, daß das Seelische nicht durchaus bewußt ist, daß nicht alle seelischen Vorgänge im selben Maße bewußt sind. Das lehrt ja schon das Gedächtnis, daß es Dinge gibt, die im Moment nicht im Bewußtsein sind, wohl aber ins Bewußtsein gerufen werden können. Etwas kann bewußt sein, aber nicht aktuell bewußt sein. Wenn damit schon die strenge Scheidung etwas durchbrochen ist, so ist freilich noch nicht gesagt, daß auch dies körperliche Geschehen durch sein Charakteristikum, durch sein Merkmal: materiell, nicht genügend gekennzeichnet ist. Und das hat sich gerade in einer Forschungsarbeit gezeigt, die ursprünglich ausschließlich dem körperlichen Geschehen zugewandt war, nämlich der medizinischen.

Unter dem Sammelnamen psychogene Krankheit faßt man heute alle jene Krankheiten, die einen psychischen, also keinen rein körperlichen Ursprung haben. Ein Beispiel: Dauernde Alteration, Sorgen, Ärger, Hast usw. bei den Mahlzeiten bewirkt Sekretionsstörungen des Magens. Wie das genau zustande kommt, brauchen wir hier nicht zu wissen. Der Grund dafür aber ist die mangelhafte nervöse Steuerung der Magentätigkeit, die sich in der ganzen Arbeit des Magens auswirkt, Motilität, Durchblutung, Tonus usw. Daraus kann nun beispielsweise ein Katarrh der Magenschleimhaut entstehen. Das ist nun noch keine akute Krankheit, die sich aber weiter entwickeln kann. Mit solchen Störungen der Magenschleimhaut sind nun weiter oft kleinste Blutungen verbunden, die sogenannten parenchymatösen Blutungen. Wenn nun eine solche blutende Schleimhautstelle des Magens nicht zur baldigen Abheilung kommt, dann kann daraus ein Ulkus, also ein Geschwür werden. Ist es aber einmal so weit, dann muß der Chirurg eingreifen. Es handelt sich dann um eine chronische, dauernde Störung der Magentätigkeit. Blickt man nun auf diese Störung, dann ist nun immerhin zu sagen, daß sie aus einer primären seelischen Ursache entstand, von der man später freilich nichts mehr zu wissen braucht.

Ist das nun nicht einfach eine Einwirkung seelischer Vorgänge auf körperliche? Handelt es sich hier nicht, wie ja auch schon der Name "psychogen" sagt, um das Werden einer körperlichen Krankheit aus seelischen Ursachen? Ganz gewiß ist dies der

Fall. Aber nicht darauf wollen wir hier blicken, sondern wir heben hier etwas heraus, was sich tausendfach belegt hat. Dieser körperliche Prozeß der Magenarbeit, also ein rein physio-chemischer Prozeß, ein Prozeß, auf den wir direkt bewußt nicht einwirken können, genauso wenig wie auf die Darmbewegung, hat eine seelische Komponente. Es ist in Wirklichkeit gar kein so restlos physio-chemischer Prozeß, sondern mit einem gewissen Recht können wir auch diesen Prozeß als einen psychischen ansprechen. Und zwar ist das eigentlich interessante Mittelglied das, was der Mediziner die nervöse Steuerung nennt. Der Prozeß der Magentätigkeit wird nervös gesteuert heißt, er ist seinerseits von einem physiologischen Prozeß abhängig, der selbst unmittelbar Träger psychischer Prozesse ist. Wir haben hier also gleichsam eine Verbindungsstelle. Die nervösen Prozesse überhaupt sind Vorgänge, die ebenfalls nicht bewußt sind, aber einen direkten Zugang ins Bewußtsein und vom Bewußtsein aus haben und ihrerseits wieder einen direkten Zugang zu anderen körperlichen Prozessen haben. Und nun möchte ich fragen: Ist der nervöse Prozeß ein seelischer oder ein körperlicher? Darauf wird man antworten müssen: Es ist ein körperlicher, insofern er materiell ist, es ist ein seelischer, insofern er bewußt ist. Hier stehen wir nämlich unmittelbar an einer Stelle, wo Körperliches und Seelisches so zusammenhängen, daß alle Vorstellungen von Parallelismus und Wechselwirkung nicht genügen.

Aber dies eine Beispiel zeigt noch nicht genügend. Sie kennen ja den Vorgang, den der Volksmund mit den Worten bezeichnet, das Wasser läuft im Munde zusammen. Nämlich beim Anblick von Essen geschieht dies dem Hungrigen. Ein rein physiologischer Vorgang. Erklären wir ihn flüchtig so: Der Anblick des Essens setzt die Tätigkeit der Speicheldrüsen in Bewegung, er erzeugt Speichel. Aber nicht nur der Anblick, sondern auch der Geruch tut das, auch das Gehör kann so etwas veranlassen. Und wiederum liegt hier in der oberflächlichen Betrachtung die Sache völlig klar. Ein psychischer Vorgang bewirkt einen physiologischen. Ja, das scheint ein Schulbeispiel für die alte, scharfe Trennung von Bewußtem und Körperlichem zu sein. Der Geruch oder das Gesicht müssen mir die Speise erst bewußt machen, und dann wirkt dieses Bewußtsein auf die Speichelabsonderung.

Dies ist oberflächlich betrachtet. Sehen wir aber weiter. Wir haben ganz verschiedene Sorten von Speichel, nämlich Speichel dient ja der Vorverarbeitung von Speisen, ehe sie in den Magen kommen, zur Zersetzung der Speisen. Aber für die Magenarbeit sind verschiedene Substanzen notwendig, je nachdem wir etwas Fleisch oder Gemüse essen usw. Nun ist das Merkwürdige dies: Der richtige Speichel läuft im Munde zusammen. Also die Tätigkeit der Speicheldrüsen ist sehr kompliziert. Sie müssen anders arbeiten, wenn sie Fleisch verarbeiten sollen, anders, wenn sie Gemüse verarbeiten sollen. Schon das Sehen oder Riechen von Speisen bewirkt aber diese Arbeit und zwar setzt automatisch die richtige Speichelabsonderung ein.

Warum? Ja, doch nur deswegen, weil ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen Sehen und sekretorischem Vorgang besteht. Mehr sogar als das. Die

Speichelabsonderung selbst ist seelisch gesteuert. Wir können sagen: In der Tätigkeit der Speicheldrüsen liegt ein seelischer Prozeß, eine seelische Tätigkeit drin.

Und nun wenden wir uns einem dritten Beispiel zu, das alle diese Dinge geradezu eklatant zeigt. Im Schlaf setzt ja das Bewußtsein aus. Es setzt also jedenfalls jenes seelische Leben aus, das im strengen Sinne Bewußtsein ist. Stellen wir uns einmal voll und ganz auf diesen Standpunkt, dann hat der Schlafende kein seelisches Leben. Er hat vielleicht noch Reste, in den Träumen etwa erscheinen die Überbleibsel des Tages. Das Bewußtsein ist ausgeschaltet, die seelische Tätigkeit ist gleichfalls ausgeschaltet. Alle Bewegungen, die wir im Schlaf vollziehen, sind automatisch. Natürlich arbeitet bis zu einem gewissen Grad das System der Sinne. Da die eigentliche Bewußtseinstätigkeit aber fehlt, so arbeiten die Sinne falsch. Ein Klopfen an der Tür hören wir im Traum als Kanonenschuß. Sie sehen, diese Auffassung ist völlig plausibel und in sich geschlossen.

Aber es gibt eine Reihe von Menschen, die die sogenannte Kopfuhr haben. Sie nehmen sich beispielsweise vor, daß sie nachts um zwei Uhr aufwachen oder morgens um 6 Uhr. Das funktioniert pünktlich. Sie erwachen zur festgesetzten Zeit. Und nun versuchen Sie, darauf die eben besprochene Auffassung anzuwenden. Das Bewußtsein ist ausgeschaltet, so hörten wir, die Seele als Bewußtseinstätigkeit funktioniert nicht mehr. Es funktioniert nur das Mechanisch-Körperliche, die Sinnestätigkeiten, soweit sie körperlich sind. Warum wacht dann jemand, der die Kopfuhr besitzt, zur richtigen Minute und Stunde auf? Wer weckt ihn?

Sie, die Sie alle den Begriff des Unbewußten ja längst kennen und im täglichen Leben gebrauchen, werden sagen: das Unbewußte. Diese Antwort ist natürlich richtig, aber ich glaube kaum, daß Ihnen die Problematik dieser Antwort aufgeht. Denn die Sache ist doch diese. Zur Zeit seiner Tätigkeit, also im vollen Bewußtsein, hat das Bewußtsein eine Zeit bestimmt, eine Zeit des Aufwachens. Bei genauerer Betrachtung ist das aber völlig paradox. Im Schlaf wird das Bewußtsein ausgeschaltet, es bestimmt aber eine Zeit, wo es wieder eintritt. Und wer sorgt dafür? Wer macht uns wach? Doch offenbar ein psychisches Moment. Das Bewußtsein legt diesen Befehl in eine Schicht unseres Lebens, die diesen Befehl aufnimmt und ihn dann so ausführt, wie ihn das Bewußtsein ausführen würde. Denn wenn ich mir jetzt vornehme, um zwei Uhr einen Gang zu machen, so wird mir um zwei Uhr einfallen, daß ich diesen Gang machen muß. Das Bewußtsein kontrolliert die ablaufenden Stunden und sagt dann um zwei Uhr: jetzt. Aber die Kontrolle erfolgt durch eine Reihe von bewußten Akten. Ich sehe z.B. öfter auf die Uhr und gehe wenn es Zeit ist. Im Schlaf kann ich nicht auf die Uhr sehen, ich kann nicht die Zeit kontrollieren und doch erwacht derjenige, der die Kopfuhr hat, zur festgesetzten Zeit. Mit anderen Worten: Hier übernimmt etwas, was jedenfalls nicht Bewußtsein ist, die Stelle des Bewußtseins, führt die Befehle des Bewußtseins durch und arbeitet genau so wie das Bewußtsein.

Sechsendreißigste Vorlesung

Wir sind ausgegangen in der letzten Stunde von dem Seelenbegriff der Experimentalpsychologie, die das wesentliche Charakteristikum des Seelischen im Bewußtsein und zwar so sah, daß sie die Vorgänge als seelische ansprechen wollte, die im Bewußtsein vor sich gehen. Und ich sagte, daß man auf diese Weise zum mindesten eins gewinnt, nämlich eine genaue und scharfe Bestimmung dessen, was seelisch ist. Aber es war die fortschreitende Forschung, die dazu zwang, ein Seelisches anzuerkennen, das nicht bewußt ist. Wenn Sie nun daraufhin die drei Beispiele der letzten Stunde betrachten, so liegt die Sache doch so: Das erste Beispiel, Entstehung eines chronischen physiologischen Leidens aus seelischen Gründen, läßt sich zur Not noch so interpretieren: Das körperliche Leiden ist Wirkung einer seelischen Ursache. Beim zweiten, dem Beispiel der Funktion der Speicheldrüsen, zeigt es sich schon, daß das bewußte Empfinden der Speise, ob nun durch Geruch oder Gesicht, zwar den Anstoß gibt zur Auslösung von körperlichen Vorgängen, aber diese körperlichen Vorgänge sind so eigentümlich planvoll eingerichtet, daß man schon sagen muß, hier vollzieht sich im physiologischen Vorgang ein Prozeß, der so sinnvoll und zweckvoll verläuft wie wenn er bewußt wäre. Und beim dritten Beispiel, beim Beispiel der Kopfuhr, liegt die Sache vollends so, daß wir einfach annehmen müssen, hier verläuft ein Prozeß seelischer Art, aber nicht in bewußter Form. Daraus zogen wir die Konsequenz, die ich noch einmal wörtlich wiederholen möchte. Es gibt Seelisches, das so funktioniert wie das bewußte Seelische, aber nicht als Bewußtsein erscheint.

Diese Beispiele ließen sich nun nach allen Richtungen hin häufen. Vor allem erscheinen unter diesem Gesichtspunkt nun die gesamten Vorgänge der Hypnose in einem neuen Licht. Denn alle diese Vorgänge lehren doch dies: Man kann das Seelische beeinflussen auf einem Weg, der nicht über das Bewußtsein geht. Damit ist aber nicht gemeint auf dem rein körperlichen Weg. Denn das ist natürlich auch möglich. Sie können also selbstverständlich jemand durch körperliche Beeinflussung, etwa durch Zuführung von betäubenden Mitteln, in einen willenlosen Zustand bringen oder durch Einspritzung in einen hochgradig erregten Zustand versetzen. Das gerade ist bei der Hypnose nicht der Fall. Sondern hier trifft man, in der Hypnose nämlich, eine Schicht des Lebendigen, die nicht eigentlich körperlich ist und doch wiederum nicht bewußt-seelisch. So lag es nun von hier aus nahe, anzunehmen, daß es ein unbewußt Seelisches gibt.

Nimmt man das aber an, dann muß man sich klar sein, daß man damit den Begriff der Seele neu versteht oder verstehen muß. Denn was ist dann Seelisches, wenn es nicht Bewußt-Seelisches ist? Gewiß ist dieses Seelische nicht bloßer Prozeß wie etwa die

mechanische Muskelkontraktion. Sondern diese seelische Schicht teilt mit den bewußten Vorgängen das Moment des Erlebens. Der Hypnotisierte erlebt zweifelsohne in der Hypnose, er faßt auf, er begreift, er behält, aber all das geht eben nicht als bewußter Vorgang vor sich, sondern als unbewußter. Nehmen wir aber ein solches Erleben, das unbewußt geschieht, an, dann sind wir einen Riesenschritt weitergegangen. Denn das heißt ja nichts anderes, als daß die Seele ergreift und festhält, ohne daß etwas ins Bewußtsein kommt. Und doch, so paradox es zuerst klingt, es ist so. Erst von hier aus finden eine Reihe von Vorgängen, die auch der Experimentalpsychologie bekannt waren, ihre Erklärung. So erinnern Sie sich vielleicht, daß ich bei der Besprechung des Gedächtnisses einen Fall erwähnte, wo ein Dorfschmied in der Narkose griechische Gedichte aufsagte. Des Rätsels Lösung war, daß neben seiner Schmiede ein Schüler bei offenem Fenster diese Gedichte lernte. Nun, dieses mechanische Gedächtnis ist nichts anderes als ein Fall von unbewußtem seelischem Arbeiten.

Ist es nun aber so, daß seelisches Geschehen schlechthin als Erleben definiert wird, wobei dieses Erleben bewußt aber auch unbewußt sein kann, dann fragt man sich zunächst einmal, in welcher Beziehung das eine Seelische zum andern steht, ob sie voneinander abhängig sind und wie. Mit anderen Worten, wenn wir zwischen die Schicht des physiologischen Prozesses und die des bewußten seelischen Geschehens eine weitere Schicht ansetzen und einschieben müssen, die unbewußt ist, dann ist die Frage, wie arbeitet diese Schicht, wie verhält sie sich zu der physiologischen Schicht und zu der bewußten seelischen Schicht?

Was lehren in dieser Hinsicht die Tatsachen? Wenn es eine Schicht des Unbewußten gibt, die alle Eigenschaften des Psychischen hat außer der einen, das Bewußtsein, was heißt das? Hier muß man nun bedenken, daß die Entdeckung dieser Tatsache von der medizinischen Psychologie ausging. D.h. aber, entdeckt wurden diese Tatsachen an Grenzfällen, wie so oft in der Wissenschaft. Also an besonders drastischen Fällen. Dazu kam noch, daß diese Fälle deswegen die Aufmerksamkeit auf sich zogen, weil es sich um seelische Störungen handelte. Entdeckt wurde also eigentlich diese tiefere Schicht des Seelischen an Personen, wo eben diese Schicht selbständig auftrat, wo sie nicht, wie beim normalen Menschen, in das seelische Leben eingegliedert ist, sondern heraustritt. Und so ist die erste Konsequenz, die aus diesen Tatsachen gezogen wurde, die gewesen, daß man von Doppelpersönlichkeit sprach. Man nahm an, daß unter bestimmten Umständen sich die Persönlichkeit spaltet, sich gleichsam in zwei Teile zerrennt, die beide relative Selbständigkeit haben. Wenn die Psychiatrie lehrt, es gibt die sogenannte Doppelpersönlichkeit, so meint sie dies: Es gibt Personen, die gleichsam zwei Iche haben.

Dazu einige Tatsachen. Von Janet vor allem ging die Erforschung dieser Zustände aus. Ursprünglich waren es Vorgänge der sogenannten partiellen Katalepsie, die in diese Richtung wiesen. Unter Katalepsie versteht man jenen Zustand der (geistig) erkrankten Persönlichkeit, in dem die ganze Persönlichkeit wie von einer einzigen

Empfindung beherrscht ist, für nichts anderes mehr Aug und Ohr hat. Sie verharrt wie in einem Starrzustand. Solche Kranke können stundenlang, ohne sich zu rühren, in einer Ecke stehen, vor sich hinstarrend sitzen sie unbeweglich. Nun, die partielle Katalepsie aber zeigt dasselbe Phänomen teilhaft. Es kann geschehen, daß Sie den Arm eines Hysterikers in irgend eine Position bringen. Sie müssen ihn dann freilich verdecken. Und nun spricht der Kranke mit Ihnen und hält den Arm, ohne es zu wissen, in dieser Lage fest. Es ist, als ob dieser Teil seines körperlichen Geschehens seinem Bewußtsein verborgen ist, aber wiederum kann der Arm in dieser Lage ohne dauernde Anspannung gar nicht gehalten werden. Schon das zeigt, daß hier die eine Persönlichkeit spricht und sich unterhält, während die andere etwas anderes tut. Gelegentlich kommen solche Zustände auch im Delirium tremens vor. So wurden Versuche mit einem Mann gemacht, der im Delirium tremens in die Klinik kam. Während der behandelnde Arzt mit ihm spricht, befiehlt ein anderer Arzt, der verborgen ist, daß er die Arme erhebt. Er tut es. Es wird ihm weiter befohlen, daß er marschiert, sich setzt, kniet usw. All das tut er, ohne es zu wissen. Er spricht während der Zeit mit dem behandelnden Arzt weiter und auf Befragen, was er da tue, erklärt er, er sitze doch genau wie zuvor. Diese Zustände setzten aus und diese Experimente ließen sich nicht wieder durchführen, als das Delirium vorbei war.

Dies ist ganz kraß der Fall der Doppelpersönlichkeit. Ein Teil der Persönlichkeit agiert bewußt, der andere arbeitet unbewußt. Aber dieser unbewußte Teil scheint eben über die Fähigkeiten des Bewußtseins, d.h. über die zielmäßige Lenkung und Steuerung zu verfügen wie der bewußte. Ja, er kann Akte ausführen, die sonst nur das Bewußtsein ausführen kann. Wenn man z.B. einem Hypnotisierten den Befehl gibt: Sie werden einschlafen, wenn ich zwölfmal in die Hand geklatscht habe, dann geschieht folgendes oder ist wenigstens möglich: Der Hypnotisierte erwacht, unterhält sich mit anderen. Nun schlägt der Hypnotiseur fünfmal in die Hände. Wird der Hypnotisierte gefragt, ob er es gehört hat, antwortet er mit nein. Nun schlägt der Hypnotiseur noch einmal die Hände zusammen. Das wird wieder nicht gehört. Und nun geht er weg und schlägt während des Weggehens sechsmal leicht in die Hände. Daraufhin schläft der Hypnotisierte prompt ein. Also, die unbewußte Persönlichkeit hat genau mitgezählt. Als der zwölfte Schlag verklungen ist, schlief sie ein. Sie können auf diese Weise eine systematische Anästhesie erzeugen. Wenn Sie in der Hypnose erklären, daß weiße Karten, die mit einem Kreuz bezeichnet sind, nicht sichtbar sind und dann nach der Hypnose der betreffenden Person fünf Karten vorlegen, von denen zwei mit einem Kreuz bezeichnet sind, so sieht sie der Hypnotisierte nicht, obwohl er jetzt nicht mehr im hypnotischen Schlaf ist. Drehen Sie die Karten um, so zählt er fünf. Sowie Sie aber wieder die Karten umdrehen und die Karten mit dem Kreuz werden sichtbar, sind sie für ihn nicht mehr da.

Also zwei Persönlichkeiten, die völlig getrennt voneinander arbeiten. Und es gibt Fälle, wie dann vor allem die spätere Forschung gezeigt hat, wo sie gegeneinander arbeiten.

Hierin, das sei nebenbei gesagt, gehören die meisten Phänomene des Spiritismus. Immer wieder gehen ja diese Dinge durch die Zeitungen und durch die Öffentlichkeit. Das Medium - so bezeichnet man Menschen, die die Fähigkeit haben sollen, in Verbindung mit Geistern zu treten - das Medium schreibt in der Trance Briefe. Es hat dabei eine ganz andere Handschrift, es weiß nichts davon, was es schreibt, es ist selbst vom Inhalt dieser Briefe überrascht. Soweit es sich nicht überhaupt um Schwindel handelt, beruhen diese Fälle eben auf der Möglichkeit der Spaltung der Persönlichkeit. Das Medium, das nun angeblich im Namen des Geistes, der da gerufen worden ist, spricht oder schreibt, schreibt in Wirklichkeit unter der Suggestion eines Menschen. Alle Medien, soweit sie nicht absichtlich täuschen, zeigen eine außerordentliche Suggestibilität.

Nun gehen wir aber weiter zu den systematischen Konsequenzen dieser Dinge. Diese sogenannte unbewußte Persönlichkeit, die sich in diesen Fällen als dissoziiert mit der bewußten erweist, handelt wie die bewußte. Ziehen wir hier das Krankhafte ab, dies nämlich, daß diese zweite Persönlichkeit offenbar Tätigkeiten übernimmt, die sonst nur die bewußte ausführen kann, z.B. rechnen, zählen, schreiben.

Dabei aber verschiebt sich nun in diesen, und das sind krankhafte Fälle, eigentümlich das Schwergewicht. Denn hier übernimmt die zweite unbewußte Persönlichkeit eine Reihe von Tätigkeiten, die sonst nur die bewußte ausführen kann. Mehr als das, sie übernimmt eine Steuerung der Person, wie sie sonst nur die bewußte durchführen kann. Das könnten wir uns noch so erklären: In diesen Fällen ist der bewußte Wille ausgeschaltet, es arbeitet der unbewußte. Denken Sie an den Fall des Alkoholikers im Delirium tremens. Hier ist es ja ganz zweifelsohne so, der Mann ist durch Aufnahme von Alkohol in seinem Bewußtsein geschwächt.

Aber diese Erklärung genügt doch nur zum Teil. Sie sagt uns nur, warum gerade in diesen Fällen die unbewußte Persönlichkeit so stark hervortritt. Sie sagt uns nämlich, daß es Menschen gibt - stark suggestible Menschen - bei denen sehr leicht die bewußte Persönlichkeit verdrängt werden kann. Sie sagt uns weiter, daß in Fällen der Lähmung des Bewußtseins, wie im Alkohol, ebenfalls die unbewußte stärker hervortritt. Aber alles in allem besagt die Erklärung, daß sich in diesen Fällen das Schwergewicht auf die unbewußte Persönlichkeit verschiebt, ja doch nur, daß es Fälle gibt, wo eben die unbewußte Persönlichkeit stärker hervortritt und an Stelle der bewußten erscheinen kann. Nicht aber genügt diese Erklärung zur Tatsache des Unbewußten, der unbewußten Persönlichkeit überhaupt.

Wir fragen also: Wie kommt es, daß es so etwas wie eine unbewußte Persönlichkeit gibt? Janet hat es selbst so erklärt. Alle normale Wahrnehmung, Empfindung und Vorstellung ist eine Synthese, die bewußt gesteuert wird. Dabei aber werden natürlich nicht alle Elemente erfaßt. Ich sehe auf einem Bild nicht jede Einzelheit, sondern nur einen Teil der Einzelheiten. Diese aber faßt meine Wahrnehmung und Vorstellung zu einem Ganzen zusammen. Ich kann gar nicht alle Einzelheiten sehen. Diese Tatsache,

daß ich nur einen Teil sehen kann oder vielmehr nur einen Teil zur Wahrnehmung und Vorstellung bringen kann, beruht auf der Enge des Bewußtseins. Das Bewußtsein kann eben eine Synthese nur herstellen, wenn die Aufnahme der Teile beschränkt ist.

Und nun meint Janet weiter: In anormalen Fällen ist irgend eine Empfindungssphäre auf Sensationen eingestellt. Besonders konzentriert bedeutet dies: Aus dem Gleichgewicht der Persönlichkeit springt dieser Teil des seelischen Lebens heraus. Er spaltet sich ab und kann sich verselbständigen und zu einer zweiten Persönlichkeit entwickeln. Es läuft diese Erklärung also ganz darauf hin, anzunehmen, daß das, was wir Persönlichkeit nennen und als bewußte Persönlichkeit verstehen, nur ein Ausschnitt des seelischen Lebens ist. Hinter ihm steht das unbewußte Erleben, das für gewöhnlich freilich sich nicht zu einer geschlossenen Persönlichkeit entwickelt, in Sonderfällen aber diesen Charakter annehmen kann.

Das wesentliche Moment dieser Erklärung ist also, daß die bewußte Persönlichkeit eine eingeengte ist und daß das unbewußte seelische Leben ein viel weiteres ist. Dabei wird gesagt, die bewußte Persönlichkeit steuert für gewöhnlich, die unbewußte aber ist ziellos, automatisch-mechanisch. Sie erlebt, sie behält das Erlebte, aber das, was auf diese Weise erfaßt wird, geht nicht in die Einheit der Persönlichkeit ein. Es bleibt am Rande stehen, es ist da, wird aber nicht bemerkt und nicht bewußt gemacht. Nur in anormalen Fällen erscheint es als eine selbständige Person.

Zu dieser Erklärung paßt nicht schlecht manches, was wir auch beim Normalen bemerken können. Sie können mit jemandem reden und währenddessen eine mechanische Arbeit verrichten. Dann sind Sie bewußt auf die Unterhaltung konzentriert, aber nur halb bewußt tun Sie das weiter, was Sie angefangen haben. Ja, schon wenn Sie einen Brief schreiben, geschieht etwas Ähnliches. Das Schreiben als solches geht ja ganz mechanisch vor sich. Gedanklich und bewußt sind Sie auf den Inhalt des Schreibens konzentriert, Buchstabenformung, Worte, Zeilenführung usw. Dies läuft gleichsam von selbst. Es steht am Rande des Bewußtseins, es taucht dann allerdings auf, wenn es Schwierigkeiten gibt. Wenn Sie sich plötzlich verschrieben haben, merken Sie es und konzentrieren nun für einen Moment ihre Aufmerksamkeit auf das Schriftbild.

Das paßt nicht schlecht zu dieser Erklärung. Denn hier in diesen normalen Fällen arbeitet das Unbewußte also Hand in Hand mit dem Bewußten. Das Bewußtsein muß sich freilich konzentrieren, einengen. Bewußt hören Sie der Unterhaltung zu und müssen scharf aufpassen, daß Sie ihr folgen, unbewußt geht die mechanische Tätigkeit fort. Haben Sie einen schwierigen Brief zu schreiben, so müssen Sie genau auf die Gedankenentwicklung achten, das Schreiben als solches geht ganz mechanisch. Hier also steht diese zweite Persönlichkeit durchaus unter der Kontrolle der ersten.

Und das hieße mit anderen Worten: Alles, was bewußt ist, ist unmittelbar vom Ich gesteuertes Erleben. Daneben aber ist bei uns allen eine zweite Zone des Erlebens, die nicht unmittelbar vom Ich gesteuert ist, sondern mechanisch arbeitet. Diese Zone

kann sich nun in krankhaften Fällen verselbständigen, und dann kommt es zur Doppelpersönlichkeit.

Es ist natürlich eine neue Theorie des Ich, die hier auftaucht. Wir wissen ja bis jetzt wenig über das Ich. In der Typenpsychologie wird es als Typ behandelt, d.h. als die beherrschende Einheit der Persönlichkeit. In der Experimentalpsychologie ist es der letzte Träger des psychischen Geschehens, der selbst aber relativ dunkel bleibt. Von diesem Tatsachenkreis aus aber sehen wir das Ich genauer. Es erscheint nun als eine letzte Zusammenfassung der Persönlichkeit und dann als bewußtes Ich. Für gewöhnlich beherrscht dieses bewußte Ich das seelische Leben. Aber da das bewußte Ich entsprechend der Enge des Bewußtseins nur ein Ausschnitt ist, müssen wir annehmen, daß im Hintergrund des seelischen Lebens, also im unbewußten Erleben, das bewußte Ich - für gewöhnlich und in normalen Fällen - die Oberhand hat, in krankhaften Fällen jedoch beiseite gesetzt werden kann und auf diese Weise ein zweites Ich erscheinen kann.

Nun fragen wir, was ist danach eigentlich das Ich? Bewußtsein? Ja und nein. Bewußtsein ist es als geformtes Ich. Aber dieses geformte Ich verwendet doch wiederum Material, das weitgehend aus dem Unbewußten stammt. Denn es ist ja nur eine Steuerung von Vorgängen, es arbeitet eigentlich durch Konzentration. Nun aber kann dieses bewußte Ich nicht das einzige sein. Denn wir sehen ja, daß unter Umständen ein zweites Ich auftaucht, das wie das bewußte Ich arbeitet, aber unbewußt ist. Und hier liegt die eigentliche Frage. Eine Frage, die noch stärker wird, wenn wir jetzt an die Entwicklung des Ich denken. Das Kind hat kein bewußtes Ich, aber doch ein unbewußtes. In der Gefahr, wo vielleicht plötzlich das bewußte Ich gelähmt ist, arbeitet das unbewußte. Es läßt uns blitzschnell Handlungen ausführen, die uns vielleicht das Leben retten. Mit anderen Worten: Dieses unbewußte Ich hat jederzeit eigentlich die Möglichkeit, als unbewußtes Ich aufzutreten. Und so bestätigt sich hier wiederum das, was wir schon gegen Ende der Experimentalpsychologie gesehen haben. Das Ich ist keine höchste, zusammengesetzte Tatsache des seelischen Lebens, sondern eine elementare.

Siebenunddreißigste Vorlesung

Ich schloß in der letzten Stunde mit jener Erweiterung des Ichbegriffs, die durch Ergebnisse der medizinischen Psychologie nahegelegt wird. Ich als bewußtes Ich, das die Persönlichkeit steuert und Ich als unbewußtes, hintergründiges Ich, das für gewöhnlich die Persönlichkeit nicht steuert. Dieses erste, das bewußte Ich, ist jenes, das sich in den Akten des bewußten Wollens, des bewußten Erlebens, Empfindens und Vorstellens ausdrückt. Und jenes zweite Ich erlebt ebenfalls, es will ebenfalls, es hat überhaupt alle Funktionen des Seelischen. Nur geschehen diese Funktionen eben nicht in der Form des Bewußtseins. Im Ganzen ist das, was ich in der letzten Stunde gebracht habe, Beispiele wie Analyse, nur eine breite Ausführung jener Erweiterung des Begriffs der Seele, die notwendig wird, wenn man vom Unbewußten überhaupt spricht.

Ich möchte nun heute in dem Kapitel "Der Schichtenaufbau des Seelischen" ein Stück weitergehen. Bisher habe ich ja nur gezeigt, daß eine Reihe von Tatsachen uns zwingen, eine seelisch unbewußte Schicht anzunehmen. Ich habe aber noch nicht gezeigt, welche Folgen das für den Begriff des Bewußtseins hat. Diese Folgen liegen nun keineswegs ohne weiteres auf der Hand. Wir wissen ja eigentlich bis jetzt eben nur, daß es Zustände des Seelischen gibt, in denen das Unbewußte statt des Bewußten erscheinen kann. Seien es die Fälle der Doppelpersönlichkeit, von denen wir ausgingen, oder die Fälle, die auch bei normalen Menschen vorkommen, wo - wie etwa im Moment der Gefahr - das unbewußte Ich plötzlich handelt und die Führung der Persönlichkeit übernimmt. Wir wissen eigentlich nur, daß das unbewußte Ich und das Unbewußte überhaupt statt des Bewußten erscheinen kann und in irgend einer Weise mit ihm zusammenhängt. Aber in welcher Weise? Wie kommt es, daß es statt des bewußten Ich erscheinen kann?

Wenn wir das zu sehen versuchen, so müssen wir uns nochmals vergegenwärtigen, daß in jener Psychologie, die vom bewußten Ich ausgeht, das Bewußtsein selbst wesentlich als neutraler Begriff erscheint.

Die Erörterung dieser Frage hat einen breiten Raum in der Psychologie eingenommen, sowie überhaupt einmal erst die Frage des Unbewußten auftauchte. Und sie führte zunächst - wie schon gesagt - zu einer neuen Auffassung des Bewußtseins. Eine Auffassung, die wesentlich mit der sogenannten Enge des Bewußtseins zusammenhängt. Für gewöhnlich verstehen wir unter dem Wort "bewußt", daß uns etwas gegeben ist. Wo man nun annimmt, daß alles Seelische bewußt ist, da ist das gleichbedeutend damit, daß alles Seelische gegeben ist und weiter besteht dann die Tätigkeit des Bewußtseins darin, etwas zu geben. Sei es, daß es empfunden wird, sei es, daß es vorgestellt wird, sei es, daß

es gewollt wird. Die psychischen Akte sind dann nichts anderes als verschiedene Funktionen des Gebens. Wenn nun aber das Seelische nicht nur Bewußtsein ist oder genauer gesagt, wenn im Seelischen uns etwas gegeben wird, ohne daß es zum Bewußtsein kommt, dann muß die Tätigkeit des Bewußtseins ja noch eine andere sein.

Das habe ich schon angedeutet. Das Bewußtsein gibt uns die Sachen nicht nur, sondern wir konzentrieren uns im Bewußtsein auf die Sachen so, daß wir anderes ausschneiden. Wenn ich also einen Schmerz bewußt empfinde, dann konzentriert sich mein Ich auf den Vorgang des Empfindens. Wenn ich etwas bewußt wahrnehme, dann konzentriert sich mein Ich auf den wahrgenommenen Gegenstand. Und wenn ich mir bewußt etwas vorstelle, dann wiederum konzentriert sich mein Ich auf die Vorstellung. Und indem ich mich so konzentriere, schalte ich andere Tätigkeiten aus. Ich muß es tun, weil eben das Bewußtsein sich auf eine Richtung festlegt, weil es eng ist und das besagt, daß das Ich als bewußtes aus dem psychischen Allgemeingeschehen etwas heraushebt.

Blicke ich also bewußt auf ein Bild, so interessiert mich nicht, wie die Umgebung des Bildes beschaffen ist. Höre ich bewußt einem Gespräch zu, so achte ich nicht darauf, was vielleicht am Nebentisch gesprochen wird. Man könnte also sagen, die Tätigkeit des Bewußtseins besteht vor allem auch darin, daß sich das Ich um eine bestimmte seelische Funktion zusammenschließt.

Was geschieht mit den anderen Funktionen? Wenn ich etwas mit strengster Konzentration und Aufmerksamkeit tue, ist es dann so, daß mein seelisches Leben, soweit es sich nicht auf diese Sache beziehen läßt, verschwindet? Ja, es verschwindet in gewissem Sinn, aber es verschwindet nicht völlig. Sondern richtiger ist zu sagen, es tritt zurück. Und da liegt der Kernpunkt, aus dem dann eine ganze Kritik des alten Begriffes vom Bewußtsein herausgewachsen ist. Man erkannte die verdrängende Kraft des Bewußtseins. Es ist, so sagte man, das Bewußtsein, das während seiner Arbeit einen Teil des Seelischen zurückdrängt. Das heißt, das Bewußtsein, die ganze Arbeit des Bewußtseins, fixiert ununterbrochen gewisse Seiten des Seelischen und läßt andere zurücktreten. Indem es der Persönlichkeit eine bestimmte Richtung gibt, schaltet es andere Richtungen aus.

Nun, das, was ich hier als theoretische Aussage darstelle, ist nur die konzentrierte Form eines großen Tatsachenmaterials. Dafür einige Beispiele, die die verdrängende Arbeit des Bewußtseins in seinen verschiedenen Stufen charakterisieren soll. Der uns allen bekannte Vorgang: Wir sind in irgend einer Beschäftigung, einer Unterhaltung, einer Verrichtung. Aber wir sind auf eine bestimmte Zeit gebunden, in der wir verabredet sind, für die wir einen Besuch erwarten. Tritt dieser Zeitpunkt ein, dann brechen wir die bisherige Tätigkeit ab, wir wenden uns der neuen zu, wir konzentrieren uns auf die neue. Das ist der einfachste Vorgang der Verdrängung, den man eigentlich noch nicht Verdrängung nennen kann. Wohin aber geht nun das, was wir nun unterbrechen? Nun, es handelt sich hier um ein bloßes vorläufiges Abbrechen. Es kann sein, daß die unterbrochene Arbeit nach einer Stunde wieder aufgenommen wird. Das Ganze sieht so aus:

Der Lichtstrahl des Bewußtseins wirft nun sein Licht auf das, was neu auftritt. Das Bisherige aber verschwindet für einige Zeit. Es geht aus dem aktuellen Bewußtsein in ein latentes, dort bleibt es, bis es wieder hervorgeholt wird.

Ein anderer Fall: Irgend eine Epoche unseres Lebens schließt ab. Wir treten vielleicht in einen neuen Lebenskreis ein, verlassen die Stadt, in der wir bisher waren, unsere Umgebung, unsere Tätigkeit, unser Verkehr, alles verändert sich. Was geschieht? Wohin geht das, was bisher war? Gleichfalls in das latente Bewußtsein. Das aktuelle Bewußtsein muß sich mit aller Kraft den neuen Dingen zuwenden, wir brauchen unsere Gedanken für diese neue Welt, die andere versinkt. Seltener und seltener denken wir an das Vergangene zurück. Es erscheint nur mehr noch in der Form der Erinnerung. Das aus dem Bewußtsein Abgesunkene lebt in der Erinnerung weiter.

Während nun diese beiden Fälle durch den Vorgang des Absinkens charakterisiert sind und in ihnen das Bewußtsein nur verdrängt wird, weil es sich auf neue Gegebenheiten richten muß, erscheinen andere Fälle anders. In den eben gezeigten Beispielen erscheint alles, was unter dem Bewußtsein liegt, als ehemals im Bewußtsein gewesen, es ist sozusagen nur geschwächtes Bewußtsein, eben abgesunkenes. Von hier aus möchte man sagen, das seelische Leben ist wie eine Bühne, das bewußte Leben ist die Bühne, die Vorgänge, die sich hier abspielen, stehen im Licht, alles andere liegt im Dunkel. Aber was hinter der Bühne ist, kann ins Licht treten. So etwa wie sich beim Szenenwechsel die Bühne mit einem Schlag verändert, verändert sich auch das seelische Leben mit einem Schlag, wenn das Bewußtsein sich auf andere Dinge einstellt. Aber nun denken Sie an folgendes Phänomen. Der Wechsel erfolgt zwangsweise, sie treten aus einer Umgebung, an der Sie hängen, in eine andere. Ein Gefühl, das Sie voll und ganz beherrscht hat, endet plötzlich, nicht mit Ihrem Willen, sondern durch die Macht der Umstände. Auch hier sind Sie gezwungen, sich auf etwas Neues einzustellen, auch hier sind Sie willens, dies zu tun. Es gelingt aber nicht, Sie sind in jeder freien und jeder nichtfreien Minute bei dem Vergangenen. Dagegen aber wehrt sich das Bewußtsein. Sie zwingen sich, das Alte zu vergessen, Sie zwingen sich zur neuen Situation. Und jener Vorgang, der in den beiden ersten Fällen natürlich und selbstverständlich vor sich ging, wird jetzt willentlich und vielleicht sogar gewaltsam vollzogen. Sie wollen vergessen und Sie vergessen. Auch jetzt tritt scheinbar etwas Ähnliches ein. Das, was ehemals in der Mitte Ihres Bewußtseins stand, was die eigentliche Kontinuität ausmachte, wird zurückgedrängt ins latente Bewußtsein. Es ist nur noch als Erinnerung da, aber Sie fürchten jetzt auch die Erinnerung. Kommen die Gedanken an das Verlorene wieder, dann verhält sich das Bewußtsein eigentümlich. Es scheucht sie weg. Hier ist nun wirklich der Ausdruck des Verdrängens am Platz, denn hier ist es geradezu so, daß das Bewußtsein vor der Vergangenheit flieht. Das geschieht in kleinen und großen, in kleinsten und größten Dingen. So machen wir es schon, wenn wir etwas verloren haben. Wir sagen uns zunächst, nachdem wir uns geärgert haben: "Nun ist es weg". Fällt uns nach einigen Tagen der Verlust dieses Gegenstandes wieder ein, dann denken wir: "Ach was, man soll

nicht daran denken, sonst ärgert man sich bloß". Und hier steht nun schon deutlich zweierlei gegeneinander: Die beharrende Kraft dessen, was einmal als Inhalt im Bewußtsein war und die verdrängende Kraft des aktuellen Bewußtseins. Nicht anders verhalten wir uns bei großen Ereignissen. Es kann vorkommen, daß jemand über den Verlust eines Menschen nicht hinweg kommt. Die Folge davon ist, daß er um keinen Preis erinnert sein will, daß er selbst jeden Gedanken flieht, ja, daß man in seiner Gegenwart diesen Namen nicht nennen darf. Noch deutlicher zeigt sich hier das Gegeneinander von aktuellem und latentem Bewußtsein. Versetzen wir uns in die Lage eines solchen Menschen, nun, dann haben wir das Gefühl, als ob das Bewußtsein dieses Menschen dunkle Winkel hat, die er selbst meidet, vor denen er sich fürchtet.

Und nun eine dritte Stufe: In irgendeinem Moment unseres Erlebens hat uns irgendein Ereignis gewaltig erfaßt. Der Nachdruck liegt ganz darauf, daß wir von diesem Ereignis sofort und augenblicklich völlig gefangen genommen worden sind. Das kann ein Schreck sein, das kann aber auch etwas Anziehendes sein. Nun geht offenbar Hand in Hand mit einem solchen Erfastwerden totaler Art etwas anderes. Das, was uns so erfaßt, ist für uns unerfaßlich, es hat diese seelische Tönung des nicht ganz Begreiflichen. Am besten kann man es an Kindheitssituationen klarmachen. Wir alle haben Kindheits-erlebnisse, die wir niemals vergessen. Z.B. sind wir einmal für eine Sache bestraft worden, die wir nicht getan haben. Aber alle Behauptung unserer Schuldlosigkeit hat nichts genützt, wir wurden bestraft. Für gewöhnlich vergißt ein Kind so etwas nicht mehr. Um ein gegenteiliges Beispiel zu zeigen. Das erste Theatererlebnis etwa. Tritt das sehr früh ein, dann kann sich etwas Ähnliches zeigen. Das Kind ist völlig fasziniert von dem, was hier geschieht, zugleich ist ihm dieses Geschehen selbst unfäßlich. Ein solches erstes Theatererlebnis kann zu einem untilgbaren Bestand des Lebens gehören. Wir erinnern uns immer wieder daran, kein späterer Theatereindruck erreicht die Gewalt und Stärke dieses ersten.

Was geschieht hier? Nun dies: Nicht nur das Bewußtsein, sondern unsere ganze Totalität seelischen Erlebens hat sich für einen Moment einer Situation zugewandt. Aber alles kommt nun weiter darauf an, ob diese Situation schreckhaft oder freudig war. Denn im Moment eines solchen intensiven Erlebens tritt etwas in unser seelisches Leben ein, was nicht dem Fluß des Erlebnisstroms so unterworfen ist wie das andere. Ein positives Erlebnis solcher Art kehrt also immer wieder, aber auch ein negatives. Verfolgen wir nun - da es uns ja hier um die verdrängende Kraft unseres Bewußtseins geht - ein negatives Erlebnis weiter. Wir werden mit dem Schreck am besten fertig, wenn wir ihn vergessen. Wir wollen ihn vergessen, aber wir können nicht verhindern, daß er immer wieder auftaucht. Mit anderen Worten: Dieses Erlebnis ist erstarrt, es kehrt wieder und wieder. Das ist das, was die medizinische Psychologie die Komplexbildung nennt. Das, was dem Bewußtsein sonst natürlich und eigentümlich ist, die Kraft des Absinkens, die Verengung auf die Gegenwart, jene negative Wirkung des Bewußtseins, zeigt sich nun in einem ganz neuen Sinn. Das Bewußtsein will sich diesem Erlebnis

gegenüber behaupten. Das gelingt ihm auch, aber nicht restlos. Ja, und es ist ein merkwürdiges Gesetz, das wir hier aufstellen können: Es gelingt umso weniger, je mehr das schreckhafte Erlebnis scheinbar absinkt. Um das gleich an einem Beispiel zu erhärten. Ein solches Erlebnis kann dem Oberbewußtsein völlig vergessen und unerinnerlich sein, es ist aber da. Wie sehr es da ist, das zeigt folgendes: Von jeher hatte man den Verdacht, daß gewisse körperliche Störungen, also etwa ein hartnäckiges Magenleiden, das offensichtlich keine körperlichen Gründe hatte, psychische Gründe hat. Breuer war es, der zuerst folgendes Verfahren angewandt hat. Er hypnotisierte derartige Kranke und befragte sie in der Hypnose und suchte, durch Befragen den eigentlichen Krankheitsgrund zu entdecken. In sehr vielen Fällen gelang dies, d.h. aber, die Kranken teilten in der Hypnose ein Erlebnis mit, das aus ihrer bewußten Erinnerung ausgeschieden war. Dieses Erlebnis wurde unter den heftigsten Affektäußerungen mitgeteilt. Vor dem Arzt entrollte sich wie ein schreckhafter Traum das ganze Erlebnis. In Angst, Abwehr und Entsetzen erinnerte sich der Kranke in der Hypnose an den Vorgang. Wurde die Hypnose aufgehoben, dann zeigte sich aber, daß die krankhaften Störungen, also etwa das nervöse Magenleiden, vorbei waren.

Was ist hier geschehen? Im Mittelpunkt unserer Betrachtung steht die verdrängende Kraft des Bewußtseins. Scheinbar hat hier das Bewußtsein völlig gesiegt, ein Erlebnis wurde gänzlich vergessen, es konnte nicht mehr erinnert werden. Es ist also nicht ins latente Bewußtsein eingegangen, sondern überhaupt aus dem Bewußtsein ausgeschieden worden. Und trotzdem ist es geblieben, ja es hat sich sogar Luft gemacht, es hat sich auf eine Stelle des Körpers gelegt, nämlich den Magen.

Versuchen wir das etwas zu erklären. Wie Sie ja schon gelegentlich gesehen haben, ist ein Großteil der organischen Vorgänge nervös gesteuert. Diese nervöse Steuerung geht im allgemeinen selbsttätig vor sich, sie ist den direkten Einflüssen des Bewußtseins nicht ausgesetzt. Ich kann also nicht etwa durch direkten Willensentschluß den Stoffwechsel meines Körpers beeinflussen, die Darmtätigkeit hemmen oder verstärken. Wohl reagiert diese nervöse Steuerung auf psychische Anstöße. Erinnern Sie sich an die Entstehung eines Magenleidens aus psychischen Gründen. Hier, in diesem Fall wie in dem eben gezeigten, ist bis zu einem gewissen Punkt die Sache ähnlich. Dort war es das überanstrengte Bewußtsein, die nervöse Hast, die den Anlaß zur Entstehung eines Magenleidens gibt. Auch hier ist es eine Überanstrengung des Bewußtseins, nämlich ein schreckhaftes Erlebnis, das der Grund für eine körperliche Krankheit wird. Aber ein Unterschied ist vorhanden. Im zweiten Fall beschlagnahmt ein seelisches Ereignis eine körperliche Funktion.

Das ist der merkwürdige Punkt. Wir sagten ja damals schon, arbeitet nicht in allen körperlichen Vorgängen ein Stück Psychisches mit? Die Kopfuhr, zeigt sie nicht, daß psychische Vorgänge arbeiten können, steuern können und handeln können wie bewußte, obgleich sie nicht im Bewußtsein vor sich gehen. Und in diesem Fall liegt die Sache doch so. Hier verbindet sich ein negatives seelisches Erlebnis, ein Erlebnis, das

nicht bewältigt wurde, mit einem körperlichen Geschehen. Im Bewußtsein kann dieses Erlebnis nicht mehr stören, aber nun stört es einen körperlichen Vorgang, und der völlige Beweis dafür ist, daß wenn in der Hypnose dieses Erlebnis abreagiert ist, wie der Psychiater sagt, daß dann auch die körperlichen Erscheinungen verschwinden.

Nun, das zeigt jetzt plötzlich eine neue Verbindung von Seelischem und Körperlichem über die Schicht des Unbewußten hinweg. Aber man weiß nicht recht, ob man das noch Verbindung nennen soll, denn zumindest in dem zuletzt behandelten Fall ist gar keine Verbindung mehr vorhanden, sondern eine Trennung, eine Entzweiung. Wir erinnern uns an das, wovon wir ausgegangen sind, von den Phänomenen der Doppelpersonlichkeit. Schon beim Hysteriker sahen wir, er will nicht gesund sein, sondern krank sein, oder vielmehr so, sein bewußtes Ich will gesund werden, sein unbewußtes krank bleiben.

Achtunddreißigste Vorlesung

Wir haben in der letzten Stunde die Arbeit des Bewußtseins unter dem Gesichtspunkt der Verdrängung, und zwar in verschiedenen Stufen behandelt. Der natürliche Vorgang des Absinkens eines Erlebnisinhaltes aus dem aktuellen Bewußtsein ins latente, das Absinken aus dem latenten in die Erinnerung und endlich das völlige Vergessen. Ein Erlebnis, das einmal bewußt war, kann also in verschiedenen Formen dem Bewußtsein entweichen. Und je nachdem, wie es entschwindet, wie es dem Bewußtsein entrückt, sprechen wir vom Absinken oder Verdrängtwerden.

Wir sahen von einer anderen Seite nun dieselbe Erscheinung, diese nämlich, daß es Psychisches gibt, das vorhanden ist, aber nicht in der Form des Bewußtseins. Von einer anderen Seite. Was ich früher behandelt habe, war ja dies. Das seelische Erleben kann arbeiten, ohne daß es bewußt ist. Hier besonders bei dem zuletzt behandelten Beispiel einer Krankheit zeigt es sich so: Ein Erlebnis, das einmal als bewußtes vorhanden war und gewirkt hat, arbeitet nun - aus dem Bewußtsein ausgeschlossen - weiter. Es wird zu einer körperlichen Krankheit.

Das Auffällige und mit den bisherigen Erkenntnissen und Theorien nicht vereinbare ist aber die Tatsache, daß ein seelisches Erlebnis zu einem körperlichen Vorgang wird. Wohl kennen wir das im Bereich des willentlichen Handelns. Auch hier setzt sich ein Willensakt in körperliche Bewegungen um. In dem Fall der Krankheit aber, also des nervösen Magenleidens, das als Enderscheinung eines nicht bewältigten Erlebnisses erscheint, wird ohne unseren Willen und ohne unser Zutun ein seelischer Vorgang zu einem körperlichen. Ja, das Merkwürdige ist, daß der Kranke selbst nichts davon weiß, daß dieser Krankheitsprozeß in Wirklichkeit eine seelische Erscheinung ist.

Und da sagte ich nun zum Schluß der Stunde, daß von hier aus die Frage gestellt werden muß, ob nicht überhaupt alle körperlichen Vorgänge seelisches Geschehen sind und weiter die Frage, ob nicht dieses Ich, das da als ein scheinbar einheitliches existiert, in Wirklichkeit eine Mehrzahl von Ichern ist? Sitzt nicht ein Ich in jedem körperlichen Vorgang, ein anderes in der Erinnerung, ein drittes im latenten Bewußtsein, ein viertes im Wachbewußtsein usw.? Und in der Tat legt ja schon der Terminus Doppelpersönlichkeit diese Auffassung nahe, die Rede vom bewußten und unbewußten Ich tut dasselbe. Das Entscheidende ist aber eben doch, daß - wie gerade die letzt behandelten Fälle zeigen - unbewußtes und bewußtes Ich in Gegensatz geraten können. Denn das ist ja nun ein Vorgang, der allem bisher Behandelten eigentümlich ist, der Widerstreit zwischen Bewußtem und Unbewußtem. Denken Sie an die Posthypnose, wo das Bewußtsein sich über die wahren Motive seiner Handlung täuscht, an die Doppelpersönlichkeit, wo

zwei eigentlich fremde Iche in einem rätselhaften Zusammenhang stehen, an die körperlichen Krankheiten, die aus der Verdrängung eines seelischen Erlebnisses entstanden sind. Überall als Grundvorgang dieser: Bewußtes und Unbewußtes liegen im Kampf miteinander. Man bekommt an diesem Punkt der Forschungsarbeit der medizinischen Psychologie ungefähr folgendes Bild. Die Persönlichkeit ist ein Staat von verschiedenen Ichformen, die nebeneinander existieren und deren jede ihren eigenen Bereich hat. So mag das bewußte Ich alle bewußten Handlungen beherrschen, so mag das unbewußte Ich die nervöse Steuerung beherrschen, so das Ich der Erinnerung die Vergangenheit. Das Ich des latenten Bewußtseins beherrscht das Bewußtsein im weiteren Sinn, nämlich alle psychischen Erlebnisse, die vorhanden, aber nicht aktuelle sind.

Nun, und diese Mehrheit von Ichen arbeitet schlecht und recht zusammen. Schlecht und recht, denn immer wieder tritt die Situation ein, daß sie sich entzweien. Das Unbewußte greift in das Bewußtsein ein und stört das Bewußtsein. Das Bewußte verdrängt Erlebnisse und schafft damit Störungen im Unbewußten. Nicht genug damit, vom Bewußten und Unbewußten aus kann nun das körperliche Geschehen in Unordnung geraten.

Und wir bekommen auf diese Weise gleichsam ein negatives Bild zu dem positiven, das uns die Experimentalpsychologie von der Seele und dem Bewußtsein gegeben hat. Dort ist das seelische Leben die Spitze des Lebens, das bewußte Dasein der Höhepunkt des Daseins, die Synthese. Hier in diesem Bild ist das Bewußtsein der eigentliche Störenfried. Es hemmt das Unbewußte, gerät in Gegensatz zum Unbewußten und ist der Träger von Schwierigkeiten, die bis zur körperlichen Krankheit führen können.

Diese Auffassung lag, wie gesagt, im natürlichen Zug der Entwicklung der medizinischen Psychologie, sie ist mehrfach vertreten worden. So etwa in der Form, die ich nur beiläufig erwähnen will, daß das Unbewußte der eigentliche Träger der Persönlichkeit ist und das Bewußte nur eine Abspaltung.

Erinnern Sie sich, was ich über den Ansatz der Experimentalpsychologie sagte? Daß es zwei unaufhebbare und letzte Qualitäten des Seelischen gibt? Erlebnisstrom und Ichqualität. Die Tatsache, daß Seelisches strömt, wie es sich im Wechsel der Inhalte allen seelischen Lebens ausdrückt. Vorstellungen, Empfindungen, Wahrnehmungen, Gedanken, Willensakte kommen und gehen. Dahinter aber bleibt der beharrende Zug des Icherlebens. Was alles sich auch ändert im Fluß des psychischen Lebens, dies eine bleibt, daß wir stets wissen, das war unser Ich, das dies und jenes getan hat. Es bleibt also ein letztes Einheitliches, das aber eben ist die Ichqualität.

Und Sie sehen, daß in dieser Auffassung, die wir nun Stück für Stück an Beispielen entwickelt haben, gerade dieses Moment verloren zu gehen droht, gerade dieser Charakter der letzten Icheinheit. So scheint diese Auffassung eigentlich der vollendete Gegensatz zur Experimentalpsychologie zu sein. Kein beständiges Ich, sondern eine Mehrheit davon, keine Kontinuität des Ich, sondern ein Wechsel. Und in der Tat müssen wir aufgrund dieser Psychologie den Aspekt von einem unveränderlichen,

dauernden und letzten beharrenden Ich aufgeben. Dieses Ich ist eine Vorstellung und nur eine Vorstellung. Dennoch aber, das ist die andere Seite, ist es nicht notwendig, anzunehmen, daß unser seelisches Erleben, die ganze Persönlichkeit überhaupt, keine Einheit ist. D.h., so wie ich eben entwickelte: Seelisches Leben als Mehrheit von Ichen, die in ein und demselben Leben sich befehdend und sich vertragend nebeneinander hausen, ist es doch nicht. Es gibt eine Einheit des seelischen Lebens, nur ist sie nicht statisch, d.h. nicht absolut statisch. Gegenüber der schnellen Bewegung des Bewußtseins wirkt sie statisch, aber sie selbst ist dynamisch. Wir formulieren eigentlich nur die Konsequenzen des Bisherigen, wenn wir sagen: Die neue Auffassung des seelischen Lebens von seiten der medizinischen Psychologie zwang dazu, das Ich als eine dynamische Einheit anzusehen.

Aber freilich müssen wir uns diesen Befund, der mit diesem Wort ausgedrückt wird, genauer ansehen. Das Ich als dynamische Einheit, nun das heißt, daß es das Ich nicht anders als in der Spannung gibt. Um Formen dieser Spannung zu geben. Die gewöhnliche Ichspannung ist die des Bewußtseins zu seinen Inhalten. Da weiß das Ich sich als etwas anderes als seine Inhalte. Wir sind nicht unsere Vorstellungen, unsere Empfindungen und Wahrnehmungen, sondern unser Ich - so drücken wir es aus - hat diese Vorstellungen, Empfindungen und Wahrnehmungen, und wir wissen gleichzeitig, daß wir andere Empfindungen, Vorstellungen und Wahrnehmungen rufen können.

Eine andere Form der Ichspannung ist die zwischen Erinnerung und Augenblick, zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Hier erfährt das Ich sich als nicht im Moment aufgehend, sondern an der Vergangenheit teilhabend. Und wiederum eine dritte Form ist die für die psychische Krankheit charakteristische. Das Ich zeigt sich als Spannung zwischen Bewußtem und Unbewußtem. Blickt man von dieser Erkenntnis aus auf die seelischen Krankheiten, so sind sie außerordentlich lehrreich. Es hat durchaus einen Sinn zu sagen, daß hier die Persönlichkeit gefährdet ist, daß sie krank ist. Denn für alle diese Krankheiten ist ja charakteristisch, daß die Ichspannung bis zu einem gewissen Grad gesteigert ist, der nun wirklich die Einheit der Persönlichkeit bedroht. Sehen Sie, der Kranke, der ein Erlebnis verdrängt hat und nun deshalb ein nervöses Magenleiden bekommt, lebt in einer Spannung, die er nicht mehr erträgt. Darin ähnelt seine Krankheit doch jener, die etwa ein Magenleiden aus nervöser Überanstrengung erzeugt. Im ersten Fall hat das Bewußtsein ein Erlebnis verdrängt, aber damit eine Anstrengung auf sich genommen, die es nicht aushält. Und Stück für Stück können wir an der Genese einer solchen Krankheit den Prozeß verfolgen. Erst war es ein schreckhaftes Erlebnis, das dem Bewußtsein zu viel war. Eine Spannung, die so groß war, daß in ihr der Charakter des Ich verloren zu gehen drohte. Das Ich konnte sich nicht mehr behaupten, es wurde überwältigt. Machen Sie sich das doch bitte an einem ganz einfachen Fall klar, die plötzliche Ohnmacht, die Bewußtlosigkeit, dieser Vorgang ist im Grunde nichts anderes. Wenn jemand vor Schreck ohnmächtig wird, so bedeutet das, psychologisch gesehen, daß das Ich in der Konsequenz eines starken Erlebens verschwindet, d.h., das be-

wußte Ich. Jene für das bewußte Ich charakteristische Spannung zwischen Ich und Welt, von Subjekt und Objekt, wie sie allem gegenständlichen Erleben zugrunde liegt, setzt aus. Der Mensch wird ohnmächtig, er verliert sein Bewußtsein. Die Neurose, d.h. die psychische Erkrankung, ist nichts anderes. Man kann sie als eine Ohnmacht bezeichnen. Freilich erscheint sie in einer ganz anderen Form. Kein Aussetzen des Bewußtseins, kein Aussetzen der Spannung zwischen Subjekt und Gegenstand. Dafür aber eine tiefere Bewußtlosigkeit, die Verdrängung des Erlebnisses. Es ist eine Art von partieller Ohnmacht. Und nun kommt dasselbe, wie in der einfachen momentanen Ohnmacht. Hier ist es ein körperliches Versagen, das sich im Umfallen äußert, dort äußert sich der seelische Vorgang als Krankheit. Die momentane Bewußtlosigkeit geht vorbei, sie dauert vielleicht einen Augenblick, diese Ohnmacht wird für gewöhnlich im Verlauf weniger Minuten überwunden. Diese Ohnmacht, die in gewissem Sinn bei vollem Bewußtsein vor sich geht, dauert länger, sie ist hartnäckig. Sie wird eben zur körperlichen Krankheit.

Wiederum eine Zwischenbemerkung. Ganz zu Anfang, bei Beginn dieser Vorlesung, sprach ich über das Leib-Seele-Problem, und zwar von der Auffassung der Experimentalpsychologie. Sie erinnern sich: die zwei Lösungen Wechselwirkung und Parallelismus. Ich sagte, daß beide Theorien nicht voll genügen, daß heute aber allgemein die parallelistische Theorie als Arbeitshypothese benützt wird. Das konnte ich damals nur so als Behauptung hinsetzen, es wird Ihnen von den Dingen, die wir jetzt behandeln, klar werden. Zunächst einmal wird klar, daß das einfache Wechselwirkungsverhältnis nicht genügt. Wenn wir sagen, das nervöse Magenleiden, das aus der Nichtverarbeitung und Verdrängung eines seelischen Erlebnisses entstanden ist, ist eine Wirkung seelischen Geschehens, so ist das eine sehr rohe und unvollkommene Aufnahme des Tatbestandes. Wohl wirkt hier Seelisches auf Körperliches, ganz äußerlich betrachtet, aber der Vorgang ist sehr viel komplizierter. Die parallelistische Hypothese sagt wenigstens mehr, sie gibt uns ein Mehr an Verständnis. Aber auch sie ist ungenügend, wenn sie auch nicht gerade falsch ist. Wir können wohl sagen, jede psychogene Krankheit, d.h. jede aus seelischen Grundlagen entstandene Krankheit, ist eine Parallelerscheinung zu einer seelischen Krankheit. Somit ist also das nervöse Magenleiden eine Parallelerscheinung zu einem seelischen Versagen. Aber es ist nicht so, wie es sich der Parallelismus vorstellte, daß nämlich gleichzeitig im selben Moment, wo Körperliches erscheint, auch Seelisches erscheint und umgekehrt, wenn Seelisches erscheint, gleichzeitig auch Körperliches erscheint, sondern die Zusammenhänge sind komplizierter. Wie sie nun eigentlich sind, das ist eben die Frage, die mit dem Wort Schichtung des Seelischen nur umschrieben ist. Offenbar stehen die Schichten des Seelischen, die wir bis jetzt - also in der letzten Stunde - gesehen haben, in einem eigentümlichen Überordnungs- und Unterordnungsverhältnis. Aber das mag für den Moment genügen. Wir müssen erst ein Mehr an Tatsachen sehen, um wenigstens den Ansatz einer Lösung geben zu können.

Für den Augenblick halten wir als Ergebnis nun jene Veränderung des Bewußtseinsbegriffs fest, die ich im Laufe der letzten Stunden Stück für Stück entwickelt

habe. Ich möchte sie in ihrem Zusammenhang nochmals sagen. Das erste war die Erkenntnis, daß das Bewußtsein nicht das ganze seelische Leben ist. Das zweite war die Einsicht, daß das Bewußtsein deswegen ein Ausschnitt des seelischen Lebens ist, weil es kraft seiner Tätigkeit, durch die Eigenart seiner konzentrierenden und richtungsgebenden Arbeit das seelische Leben verengt. Das dritte war die Tatsache, daß von hier aus eine negative Seite des Bewußtseins erkannt wird, die verdrängende Arbeit. Von dort aus behandelten wir dann die Beziehungen des Bewußtseins zu dem anderen seelischen Leben und kamen auf das Ich zu sprechen. Wir definierten Ich als Spannung, waren uns darüber klar, daß diese Spannung in ganz verschiedenen Formen auftauchen kann, daß wir in diesem Sinn also wirklich von verschiedenen Formen des Ich sprechen können. Wir wurden uns weiter darüber klar, daß zum Ich wesentlich die Spannung gehört.

Was ich nun zu entwickeln habe, ist ein anderer Zweig der medizinischen Psychologie, ein Zweig, der von denselben Problemen ausging, in der Entwicklung seiner Forschung aber ganz andere Wege ging. Es war nun einmal so, daß mit der Entdeckung des Unbewußten und seiner Erforschung vor allem durch die Psychiatrie sich im psychologischen Denken eine Revolution vollzog. Und zwar von Ausmaßen, die zunächst nicht einmal dem, der in der Forschung stand, klar wurden. Aus ging diese Revolution von der Wendung gegen die Experimentalpsychologie. Dieses große System, das da fertig und scheinbar abgeschlossen stand, wurde angegriffen, aber wie es nun bei Revolutionen geht, die Angreifer entzweiten sich unter sich. Und während also der erste große Angriff von seiten der medizinischen Psychologie in die Richtung ging, die ich eben entwickelte, kam bald ein zweiter Angriff, der sich nun zum Teil schon wieder gegen die eben erst aufgestellten Theorien richtete. Um es mit einem Schlagwort zu sagen, gegen die Theorie des Unbewußten.

Nun habe ich freilich in meiner Darstellung die Theorie des Unbewußten niemals in dieser schroffen Form gebracht. Ich habe immer nur gesagt, daß die verdrängende Arbeit des Bewußtseins eine Seite des Bewußtseins ist. Behauptet aber wurde noch etwas ganz anderes, nämlich, daß das Bewußtsein nichts anderes als Verdrängung ist. Es ging ja so weit, daß man die Ansicht vertrat, das bewußte Ich ist nur eine Puppe, eine Marionette in der Hand des Unbewußten. Unser bewußtes Leben spielt sich so ab, wie der Vorgang der Posthypnose zeigt. Wir denken und handeln, wir führen das Schauspiel unserer bewußten Entschlüsse auf, aber dies alles ist nur ein Schauspiel. In Wirklichkeit ist es das Unbewußte, das jeden unserer Schritte lenkt und alles andere ist Fiktion. Das Bewußtsein ist wirklich nur eine Bühne. Regiert wird diese Bühne von den dunklen Kulissen des Unbewußten. Es genügt, das zu sagen, diese Auffassung ist Ihnen sicher bekannt. Nichts ist aus der Arbeit der medizinischen Psychologie so sehr in die Öffentlichkeit gedrungen wie das. Es ist nun einmal so, daß zum Bekanntwerden einer wissenschaftlichen Theorie einerseits ihre Seltsamkeit und andererseits das Geschrei beiträgt, das um diese Seltsamkeit gemacht wird.

Aber die in der medizinischen Psychologie selbst einsetzende Gegenbewegung förderte nun doch ein Neues. Wiederum ging man von der Analyse der Neurosen aus. Die Anhänger dieser Richtung schlossen sich unter dem Namen Individualpsychologie zusammen, deren Begründer Adler, deren heutiger Hauptvertreter in Deutschland Künkel ist. Wie gewöhnlich werde ich auch hier zuerst das Tatsachenmaterial bringen oder vielmehr, da ja in all diesen Forschungen das Tatsachenmaterial unendlich angeschwollen ist, charakteristische Fälle.

Das Bewußtsein ist eng, wegen dieser Enge beschränkt sich im Bewußtsein das seelische Leben, eben deswegen muß das Bewußtsein verdrängen - so lautete das Ergebnis des Bisherigen. Ich habe das zuletzt so ausgedrückt: Das Ich ist Spannung zwischen Bewußtem und Unbewußtem, ist überhaupt Spannung. Aber von all dem, was wir bisher gezeigt haben, können wir diese Spannung nur als Negatives sehen. Daß das Ich Spannung ist, wurde uns gerade an den Fällen klar, wo die Spannung versagt. Gewiß, wir haben daneben die vielen Fälle, die uns die Experimentalpsychologie zeigt, wo die Spannung produktiv wird. Schon in der einfachen Willenshandlung. Das bewußte Wollen ist nichts anderes als der Ausdruck einer Ichspannung zu einem Ziel hin, ist das Ziel erreicht, erlischt diese Spannung. Von hier aus erkennen wir das Positive, das Leistungsmoment der Spannung. Aber auch hier zeigt es sich ja nur im Kreis des bewußten Lebens. Ist es nun so, daß das Ich als Spannung nur im Kreise des Bewußtseins zu Lösungen kommt, im Kreis der Spannung aber zwischen Bewußtem und Unbewußtem gibt es nur den Kampf, keine Lösung, nur die Verdrängung?

Als Antwort auf diese Frage möchte ich Ihnen ein Beispiel geben, das völlig einfach, um nicht zu sagen trivial ist. Jedenfalls selbstverständlich und wohl bekannt. Sie müssen etwas finden, was sie im Moment und eilig brauchen. Die Zeit drängt, sie sind durchaus in Spannung, um nicht zu sagen in Aufregung, sie haben ein dunkles Gefühl als ob sie genau wüßten, wohin sie den Gegenstand gelegt haben, aber sie finden ihn nicht. Zu allem Unglück kommt nun auch noch jemand, der sie im Suchen stört. Sie fertigen diesen Besucher schnell ab und siehe da, kaum ist er weg, so fällt ihnen plötzlich ein, wo der Gegenstand liegt. Gleich noch ein zweites Beispiel: Ein Name ist ihnen entfallen. Sie können mitten im Satz nicht weiter. Während alles auf sie blickt, fällt ihnen das Wort nicht ein. Aber sie haben das Gefühl, es liegt ihnen auf der Zunge, es will nur nicht heraus. Alles wartet auf dieses Wort, das Wort aber kommt nicht. Und während sie gespannt nach dem Wort suchen, geht vielleicht die Tür auf und die allgemeine Aufmerksamkeit richtet sich darauf. Auch ihre. Nachdem das vorbei ist, fällt ihnen das Wort plötzlich ein.

Neundunddreißigste Vorlesung

Ich besprach in der letzten Stunde ganz allgemein das Phänomen der Kompensation. Ich definierte Kompensation - übrigens in einem weiteren Sinne als die Individualpsychologie - als die Ersatzleistung, die aus einem anderen Organbereich eine Leistung erzeugt, die an die Stelle einer ausfallenden Leistungsfähigkeit eines Organs tritt. Und in diesem Sinn beschreiben wir Kompensation als ein allgemeines Phänomen des Lebendigen. Sind wir im Gebrauch eines Gliedes behindert oder geschwächt oder fällt beispielsweise der Gebrauch eines Gliedes überhaupt aus, so versuchen wir, durch die Leistung eines anderen Gliedes diesen Mangel zu ersetzen. Und dieser Ersatz gelingt ja bekanntlich weitgehend, denken Sie etwa an die Geschicklichkeit gewisser Einarmiger. Es hat mehrfach einarmige Pianisten gegeben, die Erstaunliches leisteten, oder denken Sie weiter an Blinde und Taubstumme. Hier überall ist der Charakter der Kompensation ganz deutlich.

Das aber, was nun den Einsatz der Individualpsychologie ausmacht, das ist die Erkenntnis des kompensatorischen Vorgangs und seiner Leistung im Gebiet des Seelischen. Die Individualpsychologie hat erkannt, daß die Kompensation vor allem auch ein seelischer Akt sein kann. Sie ist soweit gegangen, in der Kompensation das eigentliche Modell der seelischen Leistung zu erblicken. D.h. aber nichts anderes, als daß seelische Leistungen insgesamt kompensatorische Leistungen sind.

Und bedenken Sie die Linie der Entwicklung. Wir sind ausgegangen von der Kritik, die an dem Bewußtseinsbegriff vollzogen wurde, von der Erweiterung des Bewußtseinsbegriffs, die im Gefolge der Umbildung der Psychologie stand. Wir sahen hier erst eine negative Auffassung des Bewußtseins, die Erkenntnis, daß das Bewußtsein verdrängt. Wir sehen nun diese andere Auffassung, die die Arbeit des Bewußtseins wiederum positiver faßt, als Vorgang der Kompensation eben.

Natürlich ist die nächste Frage, wie weit diese kompensatorische Arbeit geht, was Kompensation eigentlich leistet. Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkt die gebrachten Beispiele, so zeigt sich hier die einheitlich als Kompensation begriffene Fähigkeit des Seelischen und des Bewußtseins in verschiedenen Formen. Die Kompensation der ausfallenden Leistung eines Gliedes durch das andere Glied ist ganz natürlich, bietet weiter keine Probleme. Weiter, wenn ein Mensch mit schwächlichem Körper durch systematisches Training und Abhärtung stärker wird, so ist auch diese Kompensation ein natürlicher Vorgang, dem ersten sehr verwandt. Aber ein Gradunterschied ist da. Dies ist nur möglich, wenn einerseits die Schwächlichkeit des eigenen Körpers erkannt wird und andererseits durch eine dauernde Anstrengung, durch dauernde Arbeit diese

Schwäche überwunden wird. Das aber setzt wieder voraus, daß gegen diese erkannte Schwäche ein Ziel aufgestellt wird. Gegen das Bewußtsein also, daß der eigene Körper nicht viel leisten kann, wird das Ziel aufgestellt, den Körper zu stärken. Es entsteht eine eigentümliche Spannung, und zwar die charakteristische Spannung, von der die Individualpsychologie ausging: Zustand und Leitidee. Gegen den wirklichen Zustand wird eine Idee gestellt. Gegen die Einsicht in einen Mangel wird das Ziel der Aufhebung dieses Mangels gestellt. Das ist der eigentlich psychische Vorgang.

Beachten Sie, daß das Psychische gleichsam doppelt erscheint, zweipolig. Ich sagte ja immer schon, daß eine der wesentlichen Veränderungen dieses neuen Seelenbegriffes eben die ist, das Psychische wird nicht mehr einlinig gesehen, sondern zweipolig. Deutlich sehen Sie ja die Zweipoligkeit hier. Auf der einen Seite das negative psychische Moment, das Anlaß zur Überwindung gibt, auf der anderen Seite die Überwindungstendenz, die Leitidee.

Nun wurde aber dieser einfache Sachverhalt dadurch besonders aufschlußreich, daß das Verhältnis der Kompensation in einer umfassenden Breite gesehen wurde. Von hier aus erfaßte man nun die psychopathologischen Fälle. Der eigentliche Einsatz dafür ist die Einsicht, daß dieses Ausbalancieren, diese Spannung von negativ und positiv nicht nur für das bewußte seelische Leben, sondern ebenso sehr für das unbewußte seelische Leben gilt.

Das ist der eigentliche Kernpunkt, von dem aus die Individualpsychologie dann schließlich die Entwicklung des Psychischen samt dem Psychischen begriffen hat. Und zwar so: Wenn die Seele dauernd in dieser Spannung lebt, daß sie - denn sie vor allem hat diese Aufgabe - zwischen negativen und positiven Erlebnissen ausgleichen muß, dann ist die gesamte Tätigkeit des Psychischen überhaupt unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten. Sprechen wir einmal in den Kategorien der Experimentalpsychologie. Die Vorstellungsarbeit, die Arbeit des Bewußtseins und des Willens, das alles sind in erster Linie biologische Prozesse, die den Charakter des Ausgleichs haben.

Werfen wir einen Blick auf die Genesis des Psychischen nach der Individualpsychologie. Das Kind, das auf die Welt kommt, bei dem sich das seelische Leben langsam entwickelt, erwacht zunächst eigentlich zu keinem positiven seelischen Leben, sondern vielmehr nur zu einem negativen. Überall erlebt es die Abhängigkeit von den Erwachsenen, es erlebt seine eigene Hilflosigkeit, es hat noch kein Mittel, sich dagegen zu wehren, als das natürliche Schreien. Aber, was sich in diesen ersten Jahren des Lebens einprägt, das ist eben dieser Kreis seelisch negativer Tatsachen, das Angewiesensein auf die Mutter. Gleichzeitig aber erfährt das Kind sehr früh die positive Seite und Möglichkeit. Sein Schreien ruft die Mutter herbei. Unbewußt lernt es, gegen die Hilflosigkeit seinen Willen zu setzen, natürlich gleichfalls einen unbewußten Willen. Bestätigung durch die Kinderpsychologie.

So entwickelt sich im Leben des Kindes schon die grundlegende Spannung von negativen und positiven Erlebnissen. Noch ist es nicht die Spannung zwischen Schwäche

und Leitidee, aber die Grundlage dazu. Mit der Entwicklung des Bewußtseins beginnt nun aber der Prozeß, der sie erzeugt. Das Bewußtsein richtet sich in erster Linie, so meint die Individualpsychologie, auf die Erfassung dieser negativen Gegebenheiten, auf die Tatsachen des Unterlegenseins gegenüber dem Erwachsenen, auf die Tatsache, daß das Kind klein und der Erwachsene groß ist. Vielfach finden Sie ja wirklich in der Gedankenwelt eines Kindes diesen Grundzug des Verhältnisses zum Erwachsenen. Und gegen dies alles muß das Kind sich behaupten. D.h. aber schon in der individualpsychologischen Terminologie: das Kind hat Minderwertigkeitsgefühle und dagegen stellt es sein Geltungsbewußtsein.

Das ist nun die Zeit, in der die ersten Leitideen geboren werden. Wenn das Kind immer davon spricht, daß es groß werden will, was es tun wird, wenn es groß ist, so heißt das nichts anderes, als daß eben Leitideen entstehen. Die ganze Phantasiearbeit des Kindes, ob sie sich nun auf das Spiel richtet oder auf das Erfassen von Dingen, die es noch nicht begreifen kann, erscheint nun unter diesem Gesichtspunkt als seelisch kompensatorische Leistung, als Gegengewicht gegen das Minderwertigkeitsgefühl.

An dieser Stelle setzt nun ein Stück praktisch psychologischer Arbeit ein, das die Individualpsychologie berühmt gemacht hat, ein Stück Erziehungsarbeit. Um das zu sehen, müssen wir das Schema Minderwertigkeitsgefühl und Geltungsbedürfnis aber auf besondere Fälle anwenden. Sie erinnern sich vielleicht des Beispiels, das ich in der vorigen Stunde neben anderen entwickelt habe. Eine zur Schau getragene Selbstsicherheit und ein zur Schau getragenes Überlegenheitsgefühl, hinter dem in Wirklichkeit Unsicherheit und Insuffizienzgefühl stehen. Was geht hier vor sich?

Nun, im wesentlichen ein kompensatorischer Akt. Aber dieser kompensatorische Akt hat doch noch einen anderen Charakter als den, den wir bisher behandelten. Und Vorgänge dieser Art sind es, auf die die Individualpsychologie im speziellen ihr Augenmerk richtete, aus denen ihre praktische Arbeit hervorgewachsen ist. Denn hier vollzieht sich folgendes. Es bleibt sozusagen bei der Spannung des Seelischen zwischen Minderwertigkeitsgefühl und Geltungsbedürfnis. D.h. aber, da ist eine Einsicht oder ein Gefühl für ein Unterlegensein da. Da ist der Mensch nicht mit sich selbst zufrieden und dagegen wird nun die Leistungs-idee gesetzt, aber es bleibt eigentlich bei der Leistungs-idee.

Die individualpsychologische Schule hat dafür den Ausdruck "Fiktion" geprägt. Ein Beispiel einfacherer Art: In irgend einer Situation ist ein Kind unterlegen, entweder dem Lehrer gegenüber, dem Vater gegenüber oder auch einem Kameraden gegenüber. In die Erkenntnis dieses Versagens, ob es nun ein Versagen im Lernen oder sonst etwas ist, und zwar in das drückende Gefühl, das man hier versagt hat, also in die Scham, mischt sich nun ein anderes Moment. Das Kind malt sich in Träumen aus, wie es sich das nächste Mal bei einer solchen Situation benehmen würde. Wir alle, auch als Erwachsene, kennen diesen Vorgang, daß wir nach einer Niederlage uns vorstellen: das nächste Mal aber. Im Schema bedeutet das, gegen die faktische und augenblickliche

Niederlage, gegen das Versagen wird die Idee des besseren nächsten Mals gestellt, jenes Gefühl, das sich etwa mit den Worten zusammenfassen läßt: Das nächste Mal werde ich es ihnen aber zeigen. Nun kann diese Idee, die ja eine Leitidee ist, das nächste Mal verwirklicht werden. Aber es kann auch so sein, daß es nur dabei bleibt, daß man sich das Bessere vorstellt. Bei der bloßen Fiktion also. Und in Wirklichkeit geht es das nächste Mal genauso wie das erste Mal, wieder versagt man, wieder wird das nicht geleistet, was vielleicht schon in glühenden Farben vorgestellt war. Dann hat die Leitidee lediglich einen fiktionalen Charakter, sie täuscht gewissermaßen über die Niederlage hinweg.

Eine solche Leitidee kann sich nun ausprägen, einfahren und verfestigen. Wenn sie aber kein Ansporn zu wirklichen Leistungen wird, sondern nur als Idee, als Funktion weiterbesteht, dann bekommt hier die kompensatorische Arbeit einen eigentümlichen Zug. Kehren wir zu dem Grundbeispiel zurück. Diese zur Schau getragene Sicherheit, hinter der nichts anderes steht als das Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit, ist eine Fiktion, eine Täuschung, die zunächst natürlich darauf berechnet ist, andere zu täuschen, gleichzeitig aber eine Selbsttäuschung ist.

Ursprünglich ist es also eine Täuschung, die auf andere berechnet ist. Aber schon diese Tatsache entwickelt ein eigentümliches Verhalten. Wenn wir so den Eindruck von mehr erwecken wollen als wir sind, dann greifen wir auch zur direkten Täuschung. Wir prahlen. Ein merkwürdiges Kapitel ist in dieser Hinsicht die Prahlerei und das Lügen der Kinder. Schon das dreijährige Kind fängt an zu renommieren, und zwar entwickelt sich solches Renommieren ganz konsequent aus den Tagträumen. Das Kind baut sich ja seine Welt zum geringsten Teil aus wirklichen Dingen, seine psychische Welt besteht zunächst aus Vorstellungen und Träumen. Im Spiel, aber nicht nur im Spiel, entsteht eine Welt von Dingen, die es sich vorstellt. Und es ist ein kleiner Schritt, von dem Traum, daß man einmal etwas tun wird, bis zur Behauptung, daß man es getan hat. Die Kinderpsychologie hat bemerkt, das weitaus die größte Zahl der kindlichen Lügen aus dieser Gegend kommen. Ob es nun Angstlügen oder reine Prahlügen sind, darin sind sie gleich, es wird etwas behauptet, was nicht ist. Sehr oft sind sie noch in einem zweiten gleich. Sowohl im Prahlen wie in der Angst überdeckt das Kind einen augenblicklich empfundenen Mangel durch die Behauptung des Gegenteils. Psychologisch gesprochen, es stellt eine fiktive Wirklichkeit der tatsächlichen entgegen.

Das heißt aber nun wiederum nichts anderes als die Flucht vor einer Wirklichkeit in die Unwirklichkeit. Und Lügen und Täuschen sind eigentlich nur die ersten Stufen. Die Entwicklung kann weitergehen. Dieses fiktive Ich, das das Bestreben hat, sich und andere zu täuschen, kann sich Wege suchen, um seine Fiktion zu verwirklichen. Die direkte Verwirklichung wäre die Anstrengung. Der Weg der direkten Verwirklichung ist allemal der: Man sucht einen erkannten Mangel durch Leistung zu überwinden. Wer schwer lernt, muß mehr seelische Energie an das Lernen setzen als ein anderer, der leicht lernt. Aus der Einsicht in die Tatsache des Schwerlernens gibt es nur einen realen Ausweg, die erhöhte Anstrengung.

Aber nun folgender Fall, der schlechthin typisch ist. Ein Kind hat einmal erlebt, daß es durch Krankheit das Mitleid der Eltern erregt, von einer Leistung befreit wird, die es machen soll. Es geht vielleicht ungen spazieren und weiß, daß es nicht spazierengehen muß, wenn es hustet. Plötzlich erklärt es eines Tages, daß es nicht spazierengehen könnte, weil es hustet und siehe da, es hustet auch wirklich. Es hustet immer wieder, wenn es spazierengehen soll, bis schließlich den Eltern auffällt, daß der Husten nur kommt, wenn das Kind spazierengehen soll. Sind die Eltern vernünftig, dann gibt es eine einfache Abhilfe. Es wird erklärt, der Husten schadet nichts, man kann auch mit Husten spazierengehen. Für gewöhnlich wird dann der Husten schnell verschwinden. Aber es kann der Fall auch nicht so einfach liegen. Wir wissen heute, daß ein Großteil von Störungen, z.B. Stottern, Asthma, dauernde Müdigkeit der Kinder, Nervosität nichts anderes sind als solche aus der Spannung von Minderwertigkeitsgefühl und Geltungsbedürfnis entstandene Scheinkrankheiten. Freilich, ob es so ist - denn es kann auch anders sein - kann immer nur der Arzt beurteilen. Zum mindesten aber liegt gerade etwa bei Stottern, Asthma der Verdacht immer nahe.

Der Verdacht nämlich, daß hier die körperliche Krankheit ein Mittel im Dienste eines Geltungsbedürfnisses ist. Erstaunlich übrigens, wie genau die Kinder das wissen. So fragte mich einmal ein zwölfjähriger Junge, der für sein Alter nicht besonders klug war, als wir über die Krankheit eines kleinen Kindes sprachen, ob der Kleine krank wäre, weil er damit etwas erreichen wollte. Wenn aber nun so die körperliche Krankheit ein Mittel im Dienste eines Geltungsbedürfnisses ist, dann heißt das ja nicht, daß das Kind nicht krank ist. Das Kind kann wirklich krank sein, aber der Weg zur Heilung kann niemals über die Behebung der körperlichen Ursache, sondern nur der seelischen führen. In solchen Fällen hat die Individualpsychologie übrigens meist ein radikales Mittel: Eine andere Umgebung, wo die Ursachen und Gründe, und zwar die seelischen Gründe, für dieses Kranksein wegfallen. Das ist sehr oft der Grund, warum asthmatische Kinder mit einem Schlag geheilt sind, wenn sie in eine andere Umgebung kommen. Nicht die andere Luft ist es, sondern die anderen psychischen Bedingungen.

Die körperliche Krankheit, so sagte ich, wird ein Mittel im Dienste des Geltungsbedürfnisses. Und zwar einfach so. Das Kind fühlt sich einer Leistung nicht gewachsen. Das muß nicht eine einfache Leistung sein wie z.B. eine Schularbeit, sondern ist meistens eine Gesamtsituation. Es fühlt sich den Erwachsenen gegenüber nicht gewachsen. Es hat im Elternhaus eine Stellung, die einerseits zu hohe Anforderungen an die kindliche Leistungsfähigkeit stellt und andererseits das Kind zu sehr verwöhnt. Gerade dann tritt das ein. Das Kind will sich die Liebe seiner Eltern erhalten, aber durch die Befriedigung der Ansprüche ist das nicht möglich, und so greift es - völlig unbewußt - zu diesen Mitteln. Auch das ist ja unter dem Namen Flucht in die Krankheit sehr bekannt geworden.

Betrachten wir diese Krankheitserklärung einmal von dem Ansatz jener Auffassung aus, die vor allem im Bewußtsein die verdrängende Kraft sah. Nehmen Sie einmal

den Fall, den ich Ihnen ja berichtete, daß nämlich der Grund für ein nervöses Magenleiden ein seelisches Erlebnis war, das nicht bewältigt wurde. Dort läuft die Erklärung so: Ein Erlebnis, das im Bewußtsein nicht verarbeitet werden konnte, sank ab und wurde schließlich in das Unbewußte verdrängt. Dort erschien es aber nun plötzlich als dauernde, chronische, körperliche Störung. Nehmen wir nun zu dieser zweifelsohne richtigen Beschreibung der Genese der Krankheit die individualpsychologischen Einsichten hinzu, so kann es durchaus so sein: Die Krankheit kann durchaus so verstanden werden, daß sie als eine Art von Wehr, und zwar psychischer Wehr, gegen diese Tatsache des nichtbewältigten Erlebnisses aufgefaßt wurde. Das Stottern, das Asthma des Kindes ist eine solche Wehr. Aber auch hier ist es natürlich so, daß die Krankheit nicht entstehen könnte, wenn eben nicht hier auch ein schwacher Punkt des Organismus vorläge. Ob ein Kind, das durch die ganzen Verhältnisse zu Hause überanstrengt ist, zum Stotterer oder zum Asthmatiker wird, das hängt einfach davon ab, wo der natürliche schwache Punkt des kindlichen Körpers liegt. Ganz einfach gesprochen, ob eine physiologische Bereitschaft zur Krankheit, das heißt eine Überempfindlichkeit des einen oder anderen körperlichen Geschehens vorliegt. Aber die eigentliche Ursache kann - muß nicht - die seelische Überanstrengung sein. Und hier ist bemerkenswert, daß es durchaus nicht die schlechten Verhältnisse sind, die Kinder überanstrengen, sondern für gewöhnlich die scheinbar guten. Die allen Kinderärzten bekannte Tatsache, daß gerade die von ihren Müttern abgöttisch geliebten Kinder so leicht krank werden, geht in diese Richtung. Das Kind ist gewöhnt, Mittelpunkt zu sein. Wenn es nun scheinbar oder wirklich für eine kurze Zeit nicht Mittelpunkt ist, dann sucht es diesen Verlust durch Krankheit einzuholen. Das ist der Sinn der Behauptung: Die Krankheit als Mittel im Dienst des Geltungsbedürfnisses. Eine andere Tatsache, die heute nun auch allgemein bekannt ist. Gerade die Kinder aus schlechten Ehen, die sehr früh das schlechte Verhältnis zwischen Vater und Mutter gesehen haben, neigen zu psychischen Störungen aller Art. Gewiß, die eine Theorie hat recht: Es handelt sich hier um Erlebnisse, die seelisch nicht bewältigt werden, die aber nicht Schuld des Kindes sind. Diese Erlebnisse sinken ab, werden verdrängt und werfen sich nun auf einen schwachen Punkt des Körpers. Das ist die Krankheit. Aber die andere Theorie der Kompensation hat auch recht und ist in Wirklichkeit gar nicht so sehr von der ersten entfernt. Diese Krankheit ist ein Ausweg, sie ist ein Mittel, um dieser Verhältnisse doch noch Herr zu werden. Und diese Theorie zeigt den Weg zur Heilung. Manchmal, insbesondere bei Kindern mehr als bei Erwachsenen, der richtigere Weg besteht im Abstellen der Verhältnisse.

Und fassen wir nun nochmals zusammen: Hier ist die Kompensation nun eigentlich keine Kompensation mehr. Sie leistet nicht mehr das, was die ursprüngliche, die natürliche Kompensation leistet: Ausgleich einer mangelnden Leistung durch Leistung aus dem Bereich eines anderen Organs, sondern hier wird die Kompensation nur scheinbar erzielt und ist in Wirklichkeit ein noch stärkeres Versagen. Denn alle diese Vorgänge, Fiktion als Täuschung der anderen und Selbsttäuschung, Flucht in die

Krankheit, haben als Kompensation nur den Wert einer Befriedigung des Bewußtseins. Für den Gesamtorganismus und für das gesamte Seelische betrachtet sind sie Entartungen.

Wir sind nun weit in die Praxis hineingegangen, wir haben weit unseren ursprünglichen Gesichtspunkt verlassen oder wenigstens scheinbar verlassen.

Vierzigste Vorlesung

Wenn Sie die verschiedenen Entwicklungen, die der Bewußtseinsbegriff und der Begriff des Seelischen in der medizinischen Psychologie durchgemacht hat, zusammenfassen, dann sehen Sie zwei Grundlinien. Die eine ist mit der Entdeckung des Unbewußten gegeben. Sie besagt, daß nicht alles Psychische bewußt ist. Die andere ist mit der Einsicht gegeben, daß diese keine ungebrochene Einheit ist, daß es sich schichtet, daß wir Seelisches von verschiedenen Blickpunkten aus sehen können.

Dieser Schichtenaufbau des Seelischen sieht nun nach den bisherigen Ergebnissen so aus: Wir haben offenbar als eine unterste und tiefste Schicht die des Unbewußten, das in keiner direkten Beziehung zum Bewußtsein steht. Wir haben als zweites dann eine Schicht der Erinnerung, dann eine Schicht des latenten Bewußtseins, dann eine Schicht des aktuellen Bewußtseins. Wir müssen aber dann den Erfahrungen der Individualpsychologie nach nun wieder im Bewußtsein zwischen jener Schicht der Leitideen und dem, was wir gewöhnlich Bewußtsein nennen, unterscheiden. Und jede dieser Schichten hat eine gewisse Selbständigkeit, jede hat einen gewissen Mittelpunkt. Ihre gegenseitige Beziehung ist verschiedenartig, sie können sich stören, aber auch ersatzweise füreinander einspringen.



Macht man sich das an diesem Schema klar, so ist in diesem Schema nun eine innere Gliederung des Psychischen sichtbar. Gehen wir von innen nach außen: Das Unbewußte ist der tiefste Kern der Persönlichkeit, ein Kern, der weitgehend der Kontrolle des Bewußtseins entzogen ist. Aufsteigend, von innen nach außen gehend, aber nimmt die Herrschaft des Bewußtseins zu. Aber sowohl Erinnerung und latentes Bewußtsein sind bewußte Schichten, die nur zum Teil und gelegentlich in das Bewußtsein treten. Die Schicht der bewußten Persönlichkeit aber ist nun selbst ein Ausschnitt. Freilich liegt hier eine Grenze, denn diese Schicht ist es, die nun ihr Wesen in der Arbeit des Bewußtmachens, des Verdrängens und des Kompensierens hat. Und es ist weiter diese Schicht, die nach außen gewandt ist. Endlich kommt die Schicht der Leitideen, die ganz offenbar stark auf die Um- und Außenwelt bezogen ist.

Die Schichten unterscheiden sich also einmal nach ihrem Innesein, ihrer Tiefe. Sie unterscheiden sich aber weiter nach ihrer Funktion, nach der Art ihres Ichcharakters. Blicken wir zunächst einmal auf das Beharrungsvermögen. Die Schicht der Leitideen ist fest, das sind feste, seelische Zielrichtungen, die früh ausgeprägt sind und nun

beharrend bleiben. Fluktuierend dagegen ist die Schicht des Bewußtseins, fluktuierend die des latenten Bewußtseins und der Erinnerung. Eigentümlich fest aber wiederum die des Unbewußten. Und das ist bemerkenswert. Die bewußteste Schicht der Persönlichkeit und die unbewußte sind darin einander ähnlich. Denn was einmal im Unbewußten als Komplex sitzt, ist ebenso schwer aufzulösen wie das, was sich als Leitidee ausgeprägt hat. So sind von unserem Schema aus gesehen die mittleren Schichten diejenigen, in denen das Moment des Erlebnisstroms am deutlichsten hervortritt, während die beharrende, die Ichqualität vor allem in der Schicht des Unbewußten und der der Leitideen erscheint.

Gehen wir nun auf die Momente ein, die vor allem in der medizinischen Psychologie wichtig geworden sind: Verdrängen und Kompensieren. Wir müssen sie erweitern. Denn nicht nur das Bewußtsein kann ins Unbewußte abdrängen, sondern das Unbewußte verdrängt ja nun seinerseits auch das Bewußtsein. Das Spannungsverhältnis ist ein gegenseitiges. Aber die Spannungen sind verschieden stark. Zwischen den Schichten, die hier nebeneinander liegen, bestehen nur schwache Spannungen, starke aber zwischen den Schichten, die durch andere getrennt sind: Unbewußtes - Bewußtes; Leitidee - Erinnerung.

Und werfen wir noch einen Blick auf das Ineinandergreifen der Schichten. Da ist uns zunächst aus der vorwissenschaftlichen Erfahrung eben all das bekannt, was die gegenseitige Korrespondenz der Schichten angeht. Z.B. das Aufsteigen der Erinnerungen ins Bewußtsein, das Sich-bilden der Erinnerung aus dem Bewußtsein. Neu ist aus der medizinischen Psychologie erarbeitet worden, daß sich die Schichten gegenseitig vertreten können. Wiederum aber sehen wir, wie der Gedanke des kompensatorischen Eingreifens umfassend ist. Kompensatorisch kann das Bewußtsein in der Form von Leitideen für das Unbewußte einspringen, umgekehrt aber kann auch kompensatorisch das Unbewußte Mängel des Bewußtseins ausgleichen. Wir sehen überhaupt, wie die Arbeit der Schichten einander ergänzt. Blicken wir einmal von diesen Vorgängen weg, die nun immer im Zentrum der medizinischen Psychologie stehen, also von den Erkrankungen des seelischen Lebens, dann erscheinen kompensatorische Vorgänge anderer Art. Der alte Mensch beispielsweise lebt in der Erinnerung. Hier wird diese Schicht des Seelischen mächtig, ja, sie kann so stark werden, daß davor die Gegenwart verschwindet. Das aktuelle Bewußtsein geht in der Erinnerung auf.

Vergleichen wir aber nun mit diesem Aufbau zu guter Letzt noch den Aufbau der Experimentalpsychologie. Auch sie hatte ja, wenn man so will, die Vorstellung einer Schichtung des Psychischen: E. W. V. Wie paßt sie zu dieser, wie hängt sie mit ihr zusammen? Nun, wir sehen von hier aus deutlicher, was schon gesagt wurde. Die Experimentalpsychologie gibt keine innere Geschichte der Seele, keine innere Auffassung des Seelischen, sondern sie blickt auf das Seelische im Verhältnis zum außen. Ihre Frage ist eigentlich, wie erscheint Seelisches als Antwort auf die Umwelt? Wobei die Umwelt selbst den Charakter eines großen Reizfeldes gewinnt.

Wir müssen nun sagen, und das ist ja unmittelbar einsichtig, daß durch alle Schichten des Seelischen, so wie wir sie gezeichnet haben, E. W. und V. hindurchgehen, wobei freilich Erinnerung, Wahrnehmung und Vorstellung, wenn wir sie streng im Sinn der Bewußtseinspsychologie fassen, nur im Bereich der Schichten: Leitidee, aktuelles Bewußtsein und latentes, sowie Erinnerung sind. Hier liegt der große Schnitt zwischen Bewußtem und Unbewußtem, von dem aus die neue Psychologie ihren Anfang nahm. Und dennoch müssen wir weiter sagen, daß dieser Schnitt, diese Grenze überschätzt worden ist. Es gibt auch unbewußte E. W. V., zum mindesten gibt es unbemerkte. Sie haben nicht mehr streng den Charakter des Wissenden, aber zweifelsohne liegen im Unbewußten genauso Vorstellungen, Wahrnehmungen und Erinnerungen. Wie läßt sich das erklären? Unser unmittelbarer Eindruck ist ja immer wieder der: Eine Empfindung muß gegeben sein, sonst ist sie keine Empfindung. Eigentlich gegeben aber ist sie nur durch das Bewußtsein. Wir haben uns damit geholfen, daß wir sagten: Es gibt ein seelisches Erleben, das wie das Bewußtsein arbeitet, aber nicht in der Form des Bewußtseins vor sich geht. Was ist der Charakter solchen Erlebens? Einfacher gesagt, es ist einfach der Vorgang der Verdichtung, Komplexbildung nennt es der Mediziner. Wenn etwa das Kind seine eigene Abhängigkeit erlebt, wenn es Schmerzen empfindet, obwohl es noch kein Bewußtsein hat, so bedeutet das, daß hier etwas aus dem dämmernden Dahinleben, das etwa der Säugling hat, heraustritt, sich fixiert. Noch nicht im Bewußtsein, denn der Säugling zum mindesten hat ja noch kein Bewußtsein. Aber trotzdem verdichtet sich so etwas. Und das ist der Grundvorgang, der auch den späteren Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen zugrunde liegt. Dieses Heraustreten aus dem Strom der Erlebnisse. Erlebnis ist nichts anderes als ein Stillstehen, ein Festwerden, später dann ein Sich-besinnen. Wollen wir von unbewußten Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen sprechen, so können wir es nur in diesem Sinn. Aber da müssen wir es auch. Fortwährend, in dem Moment, wo das menschliche Lebewesen geboren wird, hat es Erlebnisse, die noch nicht gestaltet sind, aber haften. In allem Ernst hat die medizinische Psychologie behauptet, daß der Geburtsvorgang ein sogenanntes Trauma erzeugt. D.h. aber, daß sich schon bei diesem ersten Vorgang ein Komplex bildet, der bestehen bleibt und haftet. Das ist natürlich kein Erlebnis, das ist aber auch nicht eine bloße Schädigung des Nervensystems, bei einer schweren Geburt etwa. Aber es ist eine Art seelischer Knotenpunkt, der später dann der Anlaß zu seelischen Bildungen werden kann. Ich gehe hier nicht auf die Tatsachen ein, die dafür sprechen, daß es tatsächlich so etwas wie ein Geburtstrauma gibt. Vollends klar aber wird die Sache, wenn Sie an die Fälle denken, wo ein abgesunkenes Erlebnis weiterlebt, als Krankheit erscheint. Da liegt die Sache doch so: Dieses Erlebnis wurde durch das Bewußtsein nicht bewältigt, aber es blieb Erlebnis, es verlor deswegen, weil das Bewußtsein keine Gestalt dafür fand, nicht den Charakter des Fixierten, scharf Umrissenen, Eindrucksvollen und vor allem nicht den Charakter des Bleibenden.

Nun, das ist der Charakter des Erlebens überhaupt. Erleben heißt zunächst nichts anderes, als daß sich etwas eindrückt, fixiert, scharf umreißt und damit Bestand, seelischen Bestand gewinnt. Von hier aus erscheint dann jenes bewußte seelische Leben der Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen nur als Spezialfall. Und das entspricht auch der wirklichen Entwicklung. Das Seelische fixiert schon lange, ehe es bewußt inne wird.

Man hat in einer neueren Entwicklung der Experimentalpsychologie, die vor allem durch den Namen Krüger gekennzeichnet wurde, die Untersuchung der Gefühle aufgenommen. Sie können heute schon in Lehrbüchern der Psychologie neben Empfindung, Wahrnehmung und Vorstellung die Gefühle, und zwar die elementaren Gefühle, als Grundvorgang behandelt lesen. Ich habe das nicht getan, möchte es jetzt auch nicht nachholen.

Denn das Gefühl ist etwas prinzipiell anderes als W. und V. Aufschluß darüber, was eigentlich die Gefühle sind, können wir auch von der Experimentalpsychologie nicht erwarten. Denn sie kann nur Aufschluß über die bewußten Gefühle geben. Das aber sind schon von ursprünglichen, elementaren Gefühlen weit entfernte Vorgänge.

Aber wenn Sie daran denken, daß die Individualpsychologie als Grundlage ihrer Psychologie die seelische Spannung: Minderwertigkeitsgefühl und Leitidee bestimmt hat, so sehen Sie plötzlich, daß hier der Antagonismus zwischen Fühlen und Wissen, zwischen Idee und Gefühl liegt. Und blicken wir auf die seelische Wirklichkeit, so stimmt das. Es trifft zu. Die Leitidee ist etwas Bewußtes, das andere ist Gefühl. Aber was ist eigentlich Gefühl? Nun, das Gefühl steht, wie auch die Experimentalpsychologie richtig gesehen hat, dem Empfinden sehr nahe. Es ist sozusagen eine andere Seite des Empfindens als die, die zum Ausdruck kommt, wenn wir von Empfindung sprechen. Die Empfindung wird die Grundlage der Wahrnehmung und Vorstellung. Dieser Teil der Empfindung, der nämlich, der nur die Reizantwort darstellt, vergeht, sobald die Empfindung abgeklungen ist, dann bleibt eventuell eine Wahrnehmung und eine Vorstellung. Aber das sind Bewußtseinsdaten. Es bleibt aber noch etwas anderes, das eben ist das Gefühl. Aber dies ist kein Bewußtseinsdatum, sondern hier kommt nun das zum Ausdruck, was wir dauernd meinen, wenn wir von Fixieren, Sich-verfestigen und Heraustreten sprechen. Im Gefühl erscheint das Sich-fixieren eines Seelischen. Und insofern kann man sagen, daß die ursprünglichste und erste Form des Seelischen Gefühle sind.

Und versuchen wir nun noch einmal, uns zu fragen, wie eigentlich die Dreiteilung der Experimentalpsychologie in dieses Schichtenschema paßt, so ergibt sich dies: In den Schichten des Bewußtseins aller Arten herrscht das Leben der Vorstellungen, Erinnerungen und Wahrnehmungen als Gegebenheiten bewußter Art. Im Unbewußten gibt es Vorstellungen, Empfindungen und Wahrnehmungen auch, aber als Gefühle. Hier sind sie nicht bewußt gegeben, sie sind nur gefühlt. Als solche sind sie aber nicht weniger fest. Und es hat durchaus seinen Sinn, wenn man sagt, die ganze neuere und neueste Entwicklung der Psychologie geht auf die Untersuchung der Gefühle, ist im Gegensatz

zur Bewußtseinspsychologie Gefühlspsychologie, insofern eben die Gefühle das eigentliche zentrale des Unbewußten sind, insofern wir fühlen, ehe wir wissen.

Aber leider kann ich es hier nur bei Andeutungen belassen. Nur dies sei noch als Quasiergebnis hingestellt. Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen durchdringen die Schichten des Oberbewußtseins, im Unterbewußtsein lebt das Fühlen und die Gefühle.

Nun aber möchte ich weitergehen, und zwar will ich in den zwei Stunden, die mir noch bleiben, das Bild abrunden. Ich will die Ausdruckspsychologie behandeln. Diese Psychologie erwuchs aus dem Verstehen des Ausdruckslebens. Eine Darstellung dieser Tatsachen wäre an sich auch der natürlichste Zugang. Dazu aber fehlt mir die Zeit. Und außerdem befürchte ich sowieso, daß Ihnen der Zusammenhang verlorengehen könnte.

So möchte ich Sie von einer anderen Seite in die Ausdruckspsychologie hineinführen. Eine Seite, die eng an das zuletzt Behandelte anschließt.

Blicken Sie noch einmal auf dieses Schichtenschema. Zweifelsohne ist damit nun die Totalität des Seelischen, soweit es eigene Gestaltung ist, getroffen, aber die Wirksamkeit des Seelischen geht doch weiter. Sie geht eben ins Körperliche hinein. Es war ja nicht zuletzt der Ausgangspunkt dieser neueren Psychologie, daß sie einfach neue Zusammenhänge zwischen Körperlichem und Seelischem entdeckte, wie sich eben in den Vorgängen der psychogenen Krankheit und anderen zeigte. Aber gleichzeitig hat man auch einen anderen Zusammenhang von Seele und Körper gesehen, der immer schon untersucht wurde. Freilich wurde er eigentlich in etwas zweifelhaften Bezirken gepflegt, Chiromantie, also Handlesekunst, dann Physiognomik der verschiedensten Schattierungen. Und immer war es so, daß neben verblüffenden und überraschenden Einsichten ein merkwürdiges Versagen dieser Künste steht. Aber eins wurde immer wahrscheinlicher, daß zwischen den körperlichen Ausdrucksformen im engeren und weiteren Sinn und den seelischen ein Zusammenhang besteht. Das läßt sich vielfältig belegen.

Diese ganze Ornamentik unseres Körpers, von den groben Prägungszügen wie Körperbau, Gesichts- und Schädelform angefangen, bis zu den feinsten, etwa den Linien der Finger, sind offensichtlich höchst eigenartig, höchst individuell. Sie wissen ja, daß es zwei gleiche Fingerabdrücke nicht gibt. Aber nicht nur das, in diesem Aufbau des Körpers waltet ein eisernes Gesetz. Vielleicht ist Ihnen bekannt, daß amerikanische Verbrecher sich die Fingerspitzen operieren ließen, um also gewissermaßen neue Fingerabdrücke zu erzielen, die der Polizei nicht bekannt waren. Das ist mißlungen. Diese übertragene, also transplantierte Haut hat nach wenigen Monaten schon dieselben Linien entwickelt, so daß die Fingerabdrücke wieder richtig wurden.

Vollends aber deutlich und psychologisch interessant wurden diese Phänomene durch die Graphologie. Auch das ist eine alte Wissenschaft, die immer am Rande der Psychologie stand. Heute ist sie allgemein anerkannt. Das ist die Leistung und das Verdienst von Ludwig Klages. Auch hier kann ich auf Details natürlich nicht eingehen. Nur so viel sei gesagt: Es ist zweifelsohne so, daß der Charakter eines Menschen sich in

seiner Handschrift ausdrückt. Aber mehr als das, es ist auch so, daß das augenblickliche Befinden, die augenblickliche seelische Struktur sich in der Schrift ausdrückt. Wenn also jemand seine Schrift verstellt, so wird es einem geschickten Graphologen immer gelingen, das zu entdecken. Ferner, wenn jemand einen Brief schreibt, dessen Inhalt gelogen ist, so wird das ein geschickter Graphologe ohne Zweifel sehen. Was bedeutet das? Nichts anderes als dies: Dieser höchst komplizierte körperliche Vorgang ist ein getreues und augenblickliches Bild des jeweiligen seelischen Zustandes.

Nun erweitern wir das Problem. Das also ist eine Form des Zusammenhangs von Seelischem und Körperlichem, den wir bisher überhaupt noch nicht gewürdigt haben. Ausdruck eines seelischen Geschehens. Damit meinen wir im alltäglichen Sprachgebrauch, beispielsweise beim Schreiben, daß wir bewußte Inhalte durch die Schrift ausdrücken, Gedanken formulieren usw. Ausdruck hat aber noch einen zweiten Sinn. Wir drücken nicht nur das aus, was wir denken, sondern wir drücken, ob wir wollen oder nicht, auch das aus, was wir nicht denken, das, was wir unbewußt sind. Und das ist der psychologisch neue wegweisende Tatbestand.

Ich muß noch etwas weiter ausgreifen. Blicken wir wiederum auf das Schema der Schichtung. Hier ist nur das Psychische behandelt, nicht das Körperliche. Zweifelsohne besteht ein Zusammenhang zwischen Körperlichem und Psychischem. Also hinter und unter diesen Schichten müssen wir die Schicht des Körperlichen ansetzen. Was ist das bisherige Ergebnis? Nun, in einem Wort gesagt, die nervöse Steuerung. Wer die Hand an der nervösen Steuerung hat, beherrscht das Körperliche. Das gilt in jedem Sinn. Die Schicht, die augenblicklich die nervöse Steuerung beherrscht, stellt die eigentliche Persönlichkeit dar.

Einundvierzigste Vorlesung

Ich möchte zunächst eine Reihe von Literaturangaben machen. Es könnte immerhin sein, daß der eine oder andere von Ihnen die Dinge genauer kennenlernen will. Leider muß ich diese Literaturangaben von vornherein einschränken. Es gibt heute kein wirklich umfassendes Lehrbuch und keine wirklich umfassende Darstellung der Psychologie. Sie können das Ganze der Psychologie, so wie ich es etwa hier entwickelt habe, nirgends nachlesen, wenigstens eben nicht in einer zusammenhängenden Darstellung. Wohl haben wir für einzelne Gebiete Gesamtdarstellungen. So für die experimentelle Psychologie das schon hin und wieder genannte "Lehrbuch der experimentellen Psychologie" von J. Fröbes. Das ist die zur Zeit beste Darstellung der experimentellen Psychologie, die auch wirklich auf Vollständigkeit Anspruch erheben kann. Aber diese Darstellung ist eben streng vom experimentalpsychologischen Standpunkt aus gedacht. Wenngleich sie so vollständig ist, daß alle Autoren genannt werden, keine wichtige Untersuchung ausgelassen ist, so bringt es doch eben dieser Standpunkt mit sich, daß nun Erscheinungen des Seelischen, die eigentlich erst von anderen Standpunkten begriffen werden können, schlecht wegkommen. Das gilt also insbesondere natürlich für die höheren seelischen Funktionen. Ein viel gebrauchtes kleines Handbuch der Psychologie ist das von August Messer "Psychologie" in der 5. Auflage 1934. Es ist nicht leicht, darüber zu urteilen. Ohne Zweifel ist diese Darstellung geschickt, sie ist - ein weiterer Vorzug - nicht auf die Experimentalpsychologie beschränkt. Trotzdem kann ich diese Darstellung nur begrenzt empfehlen. So flüssig sie geschrieben ist, so sehr sie ein umfassendes Bild zu geben bemüht ist, im wesentlichen ist die Arbeit doch kompilatorisch. Sie baut keine Psychologie auf, weder werden die Ergebnisse der Psychologie richtig deutlich noch auch die Probleme. Wenn man jedoch zu einer kleineren Darstellung greifen will, dann empfehle ich den Abriß der "Psychologie" von Ebbinghaus-Bühler oder "Die Psychologie" von Aloys Müller. Auch das sind einseitig experimentalpsychologische Darstellungen, aber die Einseitigkeit ist besser als eine Darstellung, die die Grenzen verwischt. Das als Literaturhinweise zur Experimentalpsychologie.

Zur Typenpsychologie verweise ich ebenfalls zuerst auf die umfassenden Darstellungen, z.B. die kleine von Rohrer: "Kleine Einführung in die Charakterkunde". Dieses kleine Büchlein gibt eine Übersicht. Die größere Darstellung von Helwig leidet an demselben Mangel, an dem Messers "Psychologie" leidet: Zusammenstellung ohne tiefere Verarbeitung. Ausgezeichnet ist die Arbeit von Pfahler: System der Typenlehren.

Nun kommt das schwierigste Kapitel, eine Literaturangabe für jenes Thema der Psychologie zu geben, das ich im dritten Teil dieser Vorlesung behandelt habe. Da kann

ich Sie überhaupt nur auf Einzelarbeiten verweisen. Zunächst die Arbeit von Geiger "Fragment des Unbewußten und die psychische Realität", erschienen im Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung, Bd. IV, 1921. Dort finden Sie eine kurze, aber ausgezeichnete Kritik der Experimentalpsychologie und zugleich eigentlich in knappen Zügen die Ausgangspunkte der daraus entstandenen und entstehenden neueren Psychologie. Charakteristisch für diese neuere Psychologie sind aber nun verschiedene Ansätze, z.B. der Ansatz der medizinischen Psychologie. Hier ist das Beste, freilich in der Form eines Nachschlagewerks geschrieben, "Das Handbuch der medizinischen Psychologie", 1930 im Verlag Thieme. Leipzig, erschienen. Ich empfehle weiter: Medizinische Psychologie von Paul Schilder, 1924. Diese ist sehr schwer, vor allem deswegen, weil sie sehr konzentriert geschrieben ist, aber ausgezeichnet. Wenn man Fröbes und Schilder zusammennimmt, so kann man aus diesen beiden Büchern wirklich eine Übersicht über die heutige Psychologie bekommen. Einen weiteren Ansatz gibt die biologische Psychologie. Da empfehle ich zur Einführung: Aufbau des Charakters von Hoffmann. Endlich möchte ich noch auf die "Allgemeine Psychopathologie" von Karl Jaspers verweisen, weil alle Fragen der medizinischen Psychologie ja immer wieder auch die Psychiatrie streifen. Die "Allgemeine Psychopathologie" von Jaspers ist ein Lehrbuch der Psychiatrie, das den psychologischen Gesichtspunkt in den Vordergrund stellt.

Nun Literatur zu einzelnen Problemen und einzelnen Richtungen. Für die Psychoanalyse: Fritz Künkel: "Einführung in die Charakterkunde". Problem des Leib-Seele-Zusammenhangs: Becher: "Einführung in die Philosophie". Dort wird das Problem des Leib-Seele-Zusammenhangs im Rahmen der experimentalpsychologischen Theorien besprochen. Als Ergänzung dazu empfehle ich: Heyer: "Das körperlich-seelische Zusammenwirken in den Lebensvorgängen", 1925. Weiter von Prinzhorn: "Leib-Seele-Einheit", 1927.

In all diesen Werken finden Sie nun weitere Literatur angegeben. Ich möchte Sie hier nicht mit der Masse der Literatur erdrücken, möchte lieber zum Abschluß dieser Literaturangaben aus den genannten Büchern wieder die herausgreifen, die für diejenigen, die dieses Kolleg gehört haben, weiterführend sind. Da zunächst natürlich Fröbes und Schilder als Gesamtdarstellungen und das Handbuch der medizinischen Psychologie zum Nachschlagen. Dann aber möchte ich auf den Heyer verweisen (eben zitiert), das ist eine kleine Arbeit. Auf den Geiger, weil er eine gute Kritik der Experimentalpsychologie gibt und zugleich neue Wege weist. Auf mein Buch "Die Lehre vom Charakter", das eine Reihe von Problemen behandelt, die ich immer wieder angeschnitten habe. Und insbesondere möchte ich dann noch auf das Buch von Klages verweisen: "Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck". Hier kommt es darauf an, daß Sie die neueste Auflage nehmen, also die fünfte, die ein völlig neues Buch geworden ist und im vorigen Jahr erschienen ist.

Nun möchte ich im Thema fortfahren. Ich habe in der letzten Stunde ein Bild vom Aufbau des Psychischen gegeben, von dem, was ich Schichtenaufbau des

Psychischen nenne. Nachdem ich diese Schichtung im einzelnen durchgesprochen habe, und zwar eben mit besonderer Berücksichtigung dessen, was in der neueren Entwicklung der Psychologie sich ergeben hat, erwähnte ich noch diese dritte Richtung der neueren Psychologie, die Ausdruckspsychologie. Und zwar unter diesem Gesichtswinkel: Wir stießen beim Schichtenproblem wieder auf die Frage, die ja auch am Anfang der Vorlesung als eine der ersten auftauchte, Zusammenhang von Leib und Seele. Ich gab da als ein Gesamtergebnis der neueren Forschungen folgendes an: Zwischen eigentlich körperlichem Geschehen und eigentlich seelischem Geschehen steht die nervöse Steuerung. Sie ist es, die den Gesamtorganismus leitet. Wer die Hand an diesem Steuer hat, führt die Gesamtpersönlichkeit.

Dann ging ich unmittelbar zur Beschreibung von Ausdrucksphänomenen über und brachte deren zwei. Das eine: Im Schriftbild drückt sich die Persönlichkeit aus. Hier ist ganz klar, was Ausdruck ist: Psychisches drückt sich im Körperlichen aus. Bewußt und unbewußt Seelisches erscheint in der Gestaltung des Schriftbildes. Und das könnte es natürlich nicht, wenn es sich nicht in den Körperbewegungen, nämlich in den Schreibbewegungen auch ausdrückte. Schwieriger ist dieses erste Phänomen zu begreifen, dieses Phänomen nämlich, daß jeder von uns und jeder Mensch überhaupt eine einmalige, unwiederholbare Linienführung in der Haut hat. Im Fingerabdruckverfahren ist das praktisch ausgewertet worden. Hier haben wir natürlich noch nicht das Recht zu sagen, daß ein Seelisches sich im Körperlichen ausdrückt, jedenfalls wissen wir noch nicht den Weg, um aus den Linien der Fingerkuppen etwas Seelisches zu erkennen. Soweit man versucht hat, aus den Handlinien den Charakter und das Schicksal zu erkennen, kann man die Ergebnisse nicht eine Wissenschaft nennen.

Aber wenn wir auch diese Frage noch nicht entscheiden können, ob sich in den Handlinien oder gar den Linien der Fingerkuppen Psychisches ausdrückt und erkennen läßt, eins können wir gewiß sagen: Jeder Körper hat als Körper eine einmalige Struktur, eine einzigartige Form, was allgemein Körperbau, Kopfform, Gesichtsschnitt, Bewegungshabitus usw. angeht. Nun, und diese Körperform ist wohl in irgend einer Weise mit dem Psychischen der betreffenden Person verbunden. Abgesehen davon, daß wir den Körper als mechanischen Ablauf betrachten können, können wir ihn als Ausdruck betrachten, und zwar als Ausdruck für Seelisches. Genauso können wir umgekehrt Seelisches in vielen Fällen als Ausdruck für den Körper betrachten. Es ist eine Art von Resonanzverhältnis zwischen dem Psychischen und dem Physischen. Physisches drückt sich im Psychischen aus, vor allem aber Psychisches im Physischen. Das eigentlich ist die Grundlage, das Grundaxiom der Ausdruckspsychologie. Dieser Zusammenhang ist nun sehr interessant. Klages hat ihn einmal so gefaßt:

W

B

P

Jede beliebige Willkürbewegung drückt ungewollt die Persönlichkeit des Wolenden aus. Und natürlich ist klar: Nicht nur die Willkürbewegung drückt die

Persönlichkeit des Wollenden aus, sondern selbstverständlich auch die unwillkürliche Bewegung, die gerade, die vor allem. Der Empfänger einer schreckhaften Nachricht drückt unmittelbar in seinem Gesicht diesen Schrecken aus. Wenn wir einen Schlag fürchten, so drücken wir unmittelbar mit einer abwehrenden Handbewegung die Angst aus. Diese Bewegungen sind nicht eigentlich gewollt, sie gehen ohne unser Zutun vor sich, sie haben eine gewisse Ähnlichkeit mit Reflexbewegungen, aber in ihnen erscheint doch ein Psychisches. Und das Merkwürdige ist dies: Hier geht offensichtlich vom unbewußten Gefühlserlebnis eine Handlung aus, die in erster Linie Ausdrucksbewegung ist. Nun, das hat man von jeher gewußt. Das Neue in der Ausdruckspsychologie ist nur dies: Auch die willkürliche Bewegung drückt etwas aus, auch hier erscheint ein Psychisches. Es erscheint ein Unbewußtes und ein Bewußtes. Bewußt wird in der Schrift beispielsweise ein Gedankengang ausgedrückt, unbewußt die ganze Persönlichkeit.

Ich weise nochmals auf das Problem des Schichtenaufbaus hin. Gerade hierfür ist diese Entdeckung äußerst schwerwiegend. Ja, sie gibt einen vollkommen neuen Aspekt. Bisher hörten wir in der medizinischen Psychologie nur vom Verdrängen und Kompensieren, also davon, daß eine Schicht des Psychischen auf eine andere wirkt. Das Bewußtsein verdrängt etwas ins Unbewußte, das Unbewußte oder das Bewußte ersetzt eine ausfallende Leistung aus einer anderen Schicht. Hier aber sehen wir das Zusammenwirken zweier Schichten des Psychischen im Ausdruck. Sowohl Bewußtes wie Unbewußtes drückt sich in der Schreibe Bewegung aus.

Indem man nun diesen Dingen nachging, hat sich die Wissenschaft der Ausdruckskunde entwickelt, vornehmlich in einigen Spezialdisziplinen, z.B. der Graphologie, der Physiognomik, der Sprache, der Bewegung usw. Diese Wissenschaften gingen ursprünglich rein deskriptiv vor. Bestimmte Ausdrucksmerkmale untersuchte man auf ihren seelischen Gehalt. Besonders ist die Graphologie hierin bedeutsam geworden. Um Ihnen wenigstens ein Beispiel dafür zu geben, wie und was gedeutet wird:

Die beiden vorherrschenden Schriftsysteme in Europa, die lateinische und deutsche Schrift, bilden ihre Buchstaben der Hauptsache nach durch Beuge- und Streckbewegungen. Anders ausgedrückt: durch Geraden und Rundungen. Dafür aber geben sie verschiedene Vorschriften, z.B. wird das deutsche *i* spitzwinklig, das lateinische *i* rundwinklig geschrieben. Nun setzt sich aber in jeder entwickelten Schrift alsbald ein Eigenrhythmus durch. Das bedeutet, es wiegt entweder Spitzbindung oder Rundbindung vor. Die Rundbindung zerfällt wieder in zwei Grundformen, die Arkaden- und Girlandenbindung. Nun, das ist z.B. eins der Merkmale, die der Graphologe wahrnimmt und die in einem ganz bestimmten Sinn Seelisches bedeuten. Eine andere Merkmalsgruppe ist die Lage der Schrift. Noch eins sei hinzugefügt: Keines dieser Merkmale ist nun für sich allein entscheidend. So gingen die älteren Graphologen vor, der heutige Graphologe weiß, daß jedes dieser Merkmale im Zusammenhang mit anderen steht, sich ergänzt oder gebrochen wird. Das sind einige Merkmale, aber deren gibt es viele:

Teigigkeit, Druckstärke der Schrift in allen Variationen, Größe, Abstände, Eigenwilligkeit usw.

Also: Seelisches drückt sich im Körperlichen aus. Aber welches Seelische? Offenbar das Gesamtseelische. Und zwar ist dies das Aufschlußreiche. Es drückt sich ein seelischer Eigenpuls aus. Das ist eine nun heute von allen Seiten bestätigte Tatsache, bestätigt einfach durch die Erfolge. Man kann an den Ausdrucksbildern das seelische Eigenwesen eines Menschen erkennen, deutlicher oft erkennen als es im Umgang erkennbar wird. Ja, immer wieder geht es dem Graphologen so, daß er - wenn er einen Menschen kennenlernt - in der Handschrift Züge findet, die absolut nicht zu dem Bild passen, das er sich aufgrund seines unmittelbaren Eindrucks von ihm macht. In der Mehrzahl der Fälle aber bewahrheitet sich eben dann das graphologische Urteil. Mir selbst ist es so gegangen, daß ich einmal einen Menschen kennenlernte, der einen absolut ausgeglichenen, überlegenen und ruhigen Eindruck machte, dessen Schrift aber ein vollständiges Chaos war und Merkmale einer kommenden Geistesverwirrung trug. Das, was sich in der Schrift zeigte, hat sich Jahre später bestätigt. Für mich ist die Bestätigung umso eindrucksvoller, als das gerade ein Fall war, wo ich der Graphologie aufs äußerste mißtraute.

Nun, kehren wir zu dem psychischen Grundphänomen zurück. Was besagt das über den leib-seelischen Zusammenhang, wenn wir auf unser bisheriges Ergebnis blicken? Die Zwischenschicht der nervösen Steuerung ist es, die den Verkehr von Psychischem und Körperlichem vermittelt, sie ist es, die es erlaubt, daß willentliche Handlungen durchgeführt werden, sie ist es aber auch, die unbewußte Handlungen ermöglicht. Beispiel der Posthypnose, Beispiel des Schlafwandlers. Hier überall regiert das Unbewußte die nervöse Steuerung und damit die Handlungen. Diese nervöse Steuerung arbeitet weiter, wenn das Bewußtsein aussetzt, z.B. im Schlaf. Die Stoffwechselprozesse, die Atemtätigkeit, das alles geht weiter, obwohl das Bewußtsein die Prozesse nicht regelt. Aber was ist die nervöse Steuerung? Offenbar ein Vorgang, der teils psychisch, teils körperlich ist. Körperlich ist er insoweit, als der reine Nervenvorgang als solcher körperlich ist und die Nerven körperliche Gebilde. Psychisch ist er, da er unmittelbar das Organ für die Sinnestätigkeit und die Motorik des Körpers darstellt. Das Organ also, das Eindrücke aufnimmt und Ausdruck verleiht. Durch die Nerven werden mir Wahrnehmungen gegeben, wiederum durch die Nerven veranlasse ich die Tätigkeit eines Gliedes. Soweit der Befund der experimentellen Psychologie und der medizinischen Psychologie. In der medizinischen Psychologie wird dieser Befund dahingehend erweitert, daß erkannt wurde: Diese Nerventätigkeit ist nicht nur den direkten Bewußtseinsinflüssen untertan, sondern auch indirekten, unbewußten Einflüssen. Für die Bewußtseinspsychologie im strengen Sinn lag die Sache doch so: Der Körper ist zum Teil durch das Bewußtsein beeinflussbar, zum andern Teil ist er, wie Descartes sagte, ein Automat, der von selbst läuft. Aber das Vonselbstlaufen dieses Automaten hat nichts mehr mit Seelischem zu tun. Die Atemtätigkeit etwa ist ein solcher automatischer Vorgang. Auf

all diesen Gebieten aber hat die medizinische Psychologie entdeckt, daß auch hier ein Psychisches wirkt, das Unbewußte. Wenn Sie die Kurve der Atemtätigkeit eines Schlafenden zeichnen, sie nachher mit dem vergleichen, was er geträumt hat, so sehen Sie sofort, wie bei angstvollen Träumen die Atemkurve schwach und flach wird, wie sie bei Schreck stockend und heftig wird, wie sie bei angenehmen Träumen tief und gleichmäßig wird. Wir wissen heute, daß es verschiedene Arten zu atmen gibt, die weitgehend psychisch bedingt sind. Wir kennen Atemkrankheiten, z.B. die Aerophagie, wörtlich: das Luft fressen. Solche Menschen verschlucken Luft und können davon Magenbeschwerden haben. Das ist nichts anderes als eine Störung der Atemtätigkeit durch psychische Vorgänge.

Nun, all diese Vorgänge erhalten von der Ausdruckspsychologie aus ein neues Gesicht, denn sie sind für diese Psychologie Ausdrucksvorgänge. D.h. aber, daß sie nicht so sehr auf ihren Wirkzusammenhang betrachtet werden, also nicht daraufhin, wie Psychisches, unbewußt Psychisches auf Körperliches wirkt. Sondern die Ausdruckspsychologie ist zu einer viel breiteren Annahme gekommen, der nämlich der Doppelpolarität von Eindruck und Ausdruck. Jedes körperliche Geschehen ist seelisch, insofern es erlitten wird. Das bedeutet, es ist Eindruck. Also alles, was wir erleben als Innen- oder Aussenvorgang, als Wahrnehmungsakt oder als Trieberleben, wobei Erleben natürlich keineswegs bewußt zu sein braucht. Ja, wir können ruhig sagen, alles was wir leben ist gleichzeitig Eindruck. Und jeder solcher Eindruck strebt unmittelbar nach einem Ausdruck. Blitzschnell sehen wir das, wenn wir unvermutet etwas Überraschendes sehen, sofort prägt sich dieser Eindruck auf unserem Gesicht aus. Das heißt, ebenso unmittelbar wie der Eindruck geschah, antwortete die Seele mit einem Ausdruck. Je stärker nun der Eindruck, desto stärker auch der Ausdruck. Vieles, was sich eindrückt, wird ebenso schnell in der Ausdruckssphäre abgetan, aber anderes bleibt und haftet, und indem es das tut, erscheint eine längere, zeitlich dauernde Ausdruckserscheinung bis zur beharrenden und festgefahrenen Ausdruckserscheinung. An einem ganz einfachen Beispiel: Der Mensch, der sein Leben lang schwere Lasten trägt, wird schließlich und endlich, auch wenn er unbeschwert geht, die gebückte und krumme Haltung dessen haben, der Lasten trägt.

Der ganze Nachdruck liegt also darauf, daß jedes körperliche Geschehen schon seine seelische Komponente hat. Zunächst eine rein passive, die des Eindrucks, auf die aber dann die andere, die aktive, die des Ausdrucks, antwortet. Merkwürdig, wie von dieser Auffassung aus sich nun die alte Empfindungslehre der Psychologie verwandelt. Empfindungen, so hat die Experimentalpsychologie gesagt, sind Reaktionen auf Reize. Die Ausdruckspsychologie sagt: Empfindungen sind nichts anderes als die seelischen Begleiterscheinungen körperlicher Vorgänge. Das aber ist nicht eigentlich parallelistisch gemeint, so etwa, daß seelischer und körperlicher Vorgang getrennt nebeneinander laufen. Der körperliche Vorgang ist vielmehr immer auch seelischer. Und nun weiter: Diese Empfindungen, lehrt die Experimentalpsychologie, können zu Wahrnehmungen

und Vorstellungen verarbeitet werden. Das Ich ist es, das sie weiterverarbeitet. Die Ausdruckspsychologie würde sagen: Die Empfindung muß als Eindruck sich ausdrücken. Sie kann das, indem sie sich in Gedanken niederschlägt, aber sie kann auch unmittelbar wiederum ein körperliches Geschehen erzeugen. Sie wird dies sogar in den meisten Fällen tun. Das heißt, auf die Empfindung als Eindruck erscheint gleichzeitig mit ihr der Ausdruck.

Das also ist der Grundkern dieser Psychologie. Jedes Erleben ist Erleiden und Wirken, ist Eindruck und Ausdruck, ist, körperlich gesehen, aktive und passive Wirkung, seelisch gesehen Empfindung und Antrieb.

Zweiundvierzigste Vorlesung

Man muß sich nun klar machen, daß man mit diesem Ansatz, wonach also jeder seelische Eindruck unmittelbar einen körperlichen Ausdruck erzeugen kann, zunächst einmal einen Ansatz gewonnen hat, der nun wirklich seelisches Geschehen nicht mehr auf Bewußtes beschränkt. Man muß sich weiter klar machen, daß das sogenannte Unbewußte, das wir ja eigentlich nur negativ bestimmen konnten, von dieser Auffassung aus einen positiven Sinn bekommt. Wenn es so wäre, daß jedem Eindruck ein Ausdruck entspricht, wobei der Eindruck seelisches Geschehen und der Ausdruck körperliches ist, dann können wir schlechthin sagen, jedes Lebensgeschehen hat zwei Seiten, eine seelische und eine körperliche. Ich zitierte ja schon in der letzten Stunde den Satz von Klages: Der Leib ist die Erscheinung der Seele, die Seele der Sinn des Leibes. Dieser Satz stammt von den Ergebnissen der Ausdruckspsychologie, sie tragen ihn. Schämt sich jemand und errötet er, so ist die Scham der seelische Eindruck, das Erröten der körperliche Ausdruck. Dieser Vorgang kann bewußt werden, d.h. die rein seelische Seite dieser Sache kann mir wissend gegeben sein. Aber sie ist eng mit einer unbewußten verknüpft, nämlich dem mechanisch automatischen Erröten. Ausdrucks Geschehen ist also zum großen Teil körperlich unbewußtes Geschehen.

Ja, wir können von hier aus verallgemeinern und sagen: Die Grundlage alles seelischen Geschehens ist die ursprüngliche Polarität von Eindruck und Ausdruck. Von hier aus können wir nun wieder zu einer Definition des Seelischen kommen. Seele ist die Eindruckseite des Lebendigen. Seelisches Geschehen, so sagten wir früher schon, finden wir überall dort, wo Lebendiges ist. Die Ausdruckspsychologie ergänzt diesen Satz und fügt hinzu: Seelisches Geschehen erscheint als Eindruck und Ausdruck. Wenn also, um ein Beispiel aus der Tierpsychologie zu geben, Schjelderup Ebbe 11 typische Laute der Henne unterschieden hat, nämlich Legelaut, Rhythmuslaut, Hennenkrähen, starker Warnungslaut, Girren, Schrei, Drohlaut, zwei Nestlaute, Glucken, Lockruf, kleiner Schrei und entsprechend 12 Laute des Hahns, so bedeutet das: All diese Schreie sind Ausdrücke seelischen Geschehens. Das seelische Geschehen selbst ist nur die Eindruckseite dieser Vorgänge.

Soweit nun also die Polarität von Eindruck und Ausdruck als Grundansatz der Ausdruckspsychologie.

Gehen wir nun zu einem zweiten Kapitel über. In diesem hat die Ausdruckspsychologie eine neue Auffassung der seelischen Arbeit überhaupt entwickelt. Grenzen wir das einmal ab. Wir sehen es am besten, wenn wir auf die Auffassungen blicken, wie sie aus der Typenpsychologie und Experimentalpsychologie herausgewachsen sind. Die

seelische Arbeit in der Auffassung der Typenpsychologie ist die Prägung, jene Prägung, die dem Leben eine eigentümliche Konstanz gibt. Das wesentliche der seelischen Arbeit in der experimentellen Psychologie ist die in den verschiedenen Stufen des Empfindens, Wahrnehmens und Vorstellens bis zum Bewußtsein sich vollziehende Arbeit des Erfassens. Hat die Typenpsychologie immer wieder Seele als Prägung untersucht, so hat die Experimentalpsychologie immer wieder Seele als erfassenden Vorgang begriffen. Und entsprechend den verschiedenen Auffassungen dieser seelischen Arbeit wurde nun auch die aktive Seite des Seelischen anders bestimmt. Die Typenpsychologie untersucht, wie das Verhalten eines Menschen aus seiner Prägung verständlich wird, wie die typische Prägung sein Verhalten bestimmt. Die Experimentalpsychologie untersucht die aktive Seite des Seelenlebens in den Vorgängen, und zwar den aktiven Vorgängen des Lebens, die aufgrund des Erfassens der Welt geschehen. So z.B. die Willensvorgänge, die bewußte Handlung, alle jene Vorgänge, bei denen also aktiv das seelische Leben beteiligt ist, indem es zielgebend und steuernd wirkt. Und die medizinische Psychologie hat dann die Überlegungen der Experimentalpsychologie ergänzt. Sie zeigte neue Seiten des Seelischen, das Verdrängen und Kompensieren, sie stieß gleichzeitig auf das Unbewußte.

Dagegen ist nun die Arbeit der Ausdruckspsychologie von vornherein durch eine andere Einstellung gekennzeichnet. Jene scharfe Trennung zwischen aktivem und passivem seelischen Leben gibt es eigentlich nicht. Die ist vor allem für die Experimentalpsychologie charakteristisch. Etwas anderes ist das seelische Leben als passives, siehe die passive Seite im Empfinden, Wahrnehmen und Vorstellen, etwas anderes ist dann die aktive Seite, wie sie im Handeln erscheint. Und ebenso besteht eine scharfe Trennung in der Typenpsychologie. Der Typ als Gestalt, als Prägung, passive Prägung durch innere Anlagen oder äußere Einflüsse und der Typ dann als aktives Verhalten. Für die Ausdruckspsychologie aber geht beides Hand in Hand, untrennbar eigentlich im Praktischen, trennbar nur im Theoretischen. Machen Sie sich das nochmals klar an dem Schema des Wesensausdrucks. Die passive Seite des Seelischen ist der Eindruck, die aktive der Ausdruck, beide aber gehören zusammen wie Vorderseite und Hinterseite.

Stellen wir aber nun die Frage etwas anders: Wie kommt es denn, daß ein seelischer Vorgang Einfluß auf das körperliche Geschehen gewinnt? Das eigentlich ist für die Experimentalpsychologie, für die Typenpsychologie und die medizinische Psychologie die schwierigste Frage. Die Typenpsychologie begnügt sich damit, daß sie sagt: Es ist nun einfach der Typus, der das Verhalten bestimmt. Die Experimentalpsychologie hat gerade, um das zu erklären, schwierige Analysen und Theorien durchführen und aufstellen müssen. Bedenken Sie nur, wie kompliziert in der Experimentalpsychologie die Analyse des Vorgangs einer einfachen Körperbewegung erscheint. Ich hebe beispielsweise den Arm. Zu diesem Zweck muß ich ein kinästhetisches Bild der Armbewegung haben. Das muß irgend einmal passiv in mir entstanden sein und verfestigt sein, dann rufe ich es, dann veranlaßt dieses Bild über die motorischen Nerven hinweg die

Bewegung selbst. Und noch ist durch all diese Überlegungen nicht die Frage beantwortet, woher kommt dem Seelischen die Energie, solch eine Bewegung zu veranlassen. Ja, eigentlich hat sich damit die Psychologie gar nicht beschäftigt. Sie nahm das als eine Tatsache an, daß es seelische Energie gibt, die von der körperlichen unterschieden ist. Bis dann die medizinische Psychologie auf diese Frage stieß. Was ist eigentlich jene seelische Energie, die sich im Verdrängen und Kompensieren zeigt? Und da ist Ihnen ja wohl allen die rohe und einfache Antwort bekannt: Alle seelische Energie ist umgesetzte Triebenergie. Es sind letzten Endes biologische Triebe, die auch das Unbewußte und das Bewußte steuern, insbesondere das Unbewußte. Was wir an Wünschen, Gedanken, Vorstellungen haben, das kommt aus den vitalen Zielen der Selbsterhaltung, Arterhaltung und den diesen zugeordneten Trieben. Dieses ganze komplizierte Feld der Seele und ihrer Erscheinungen, das alles sind nur Umsetzungen, Derivate, Sublimierungen - so heißt der eigens dafür gebildete Ausdruck - der Triebenergien. Ganz eigentümlich ist, daß hier in der medizinischen Psychologie wieder jenes alte Bild auftaucht, das schon Descartes hatte. Descartes sagte ja: Der Körper und seine Leidenschaften können durch die Seele gebändigt werden, wie der stärkste Hund durch die Peitsche. So ähnlich hat die medizinische Psychologie gesagt. Das seelische Geschehen sitzt auf dem körperlichen, wie der Reiter auf dem Pferd. Dieser Reiter bewegt sich nicht durch seine Eigenkraft, sondern durch die Kraft des Tieres, aber er kann dieser anderen Kraft der Triebe seinen Willen aufzwingen, wie der Reiter dem Pferd.

Diesen Zusammenhang hat die Ausdruckspsychologie neu begriffen und sie konnte ihn neu begreifen. Die Grundlage dazu läßt sich in ein paar Sätzen geben. Wenn alles seelische Leben primär Eindruck ist, der zum Ausdruck drängt, dann bedeutet das, daß jeder Eindruck ein Antriebserlebnis ist. Achten Sie wohl auf das Wort Antriebserlebnis und verwechseln Sie es nicht mit dem, was die medizinische Psychologie etwa Triebe nennt. Der Trieb, so lehrt uns die medizinische Psychologie und die Biologie, ist ein körperliches Geschehen, das selbständig und automatisch abläuft, das kommt und geht, aber immer wieder aufs neue erwacht. Das Antriebserlebnis, so lehrt die Ausdruckspsychologie, ist durchaus nichts Körperliches - zunächst nicht -, sondern etwas Seelisches, nämlich Eindruck. Jeder Eindruck aber ist sofort auch Antrieb, indem er zum Ausdruck drängt. Denn das Eindruckserlebnis, der Eindrucksvorgang hat zwei Seiten: Empfindung und Schauung. Die Empfindung ist Erlebnis des Widerstandes, die Schauung ist Aufnahme von Bildern. Wobei übrigens für die Ausdruckspsychologie darin der wesentliche Unterschied zwischen tierischem und menschlichem Seelenleben liegt. Beim Menschen leitet das Schauen das Empfinden, beim Tier wird das Schauen vom Empfinden geführt.

Vergegenwärtigen wir uns das ganz konkret. Wenn ich etwa das Eindruckserlebnis des Hungers habe, so hat es diese beiden Komponenten. Die Empfindung als Widerstandserlebnis ist das schmerzhafteste, das treibende Moment des Hungers, gleichzeitig aber damit verbunden erscheint als Schauung die Vorstellung, das Bild von Nahrung.

Das insgesamt aber ist ein Antriebserlebnis, das unmittelbar zum Ausdruck drängt. Sein Ausdruck ist zunächst einmal das körperliche Geschehen, das den Vorgang des Hungers widerspiegelt. In vielfacher Weise kann das natürlich geschehen. Denken Sie an die Stoffwechselfvorgänge, denken Sie an die Speichelerzeugung. Ausdruck ist weiter dann die physiognomische Erscheinung des Hungers. Der Hungernde blickt also auf einen Essenden mit Gier. Ausdruck ist dann weiter aber und erst in letzter Linie vielleicht die Handlung, die der Nahrungssuche dient. Ausdruck ist schließlich und endlich der Vorgang, der der Befriedigung dieses Bedürfnisses dient. Das alles sind Ausdrucksvarianten ein und desselben Eindrucksgeschehens. Oder, um ein anderes Beispiel zu geben: Morgan, dessen Buch "Instinkt und Erfahrung" sich weitgehend mit Ausdrucksphänomenen befaßt, erzählt und faßt eine Reihe von Beobachtungen schließlich in einer Beobachtung an einer jungen Ente zusammen, die, kaum zwei Wochen alt, verfolgt wurde. Diese Enten tauchten erst und schwammen, schließlich floh eine von ihnen zum Ufer. Dort war zwischen dem grünen Ufer eine Fläche, bedeckt mit weißen Steinen, verdunkelt durch Moos und Morast. Da verschwand die junge Ente. Man fand sie nicht, sie hatte sich totgestellt. Als der Verfolger nun an ihr vorbei war, erhob sie sich und flog wieder weg. Nun, dieser ganz einfache Vorgang zeigt folgendes: Zweifelsohne ein einziger Affekt, der der Angst und vier verschiedene Erscheinungsformen dieser Angst: Schwimmen, Tauchen, Verstecken und Fliegen. Wir können es aber auch so ausdrücken: Ein einziges Antriebserlebnis und vier verschiedene Ausdruckswirkungen, ein einziger Grundeindruck, der aber vier verschiedene Ausdrücke hat. Gehen wir nun auf dieses Schema zurück: Das Eindruckserlebnis besteht aus Widerstandsempfindung. In diesem Fall ist das der Teil der Angst, der einfach den Lebenswiderstand gegen das Verfolgtwerden darstellt und dann die Schauung, die sich nun in den verschiedenen Tätigkeiten der Flucht und des Verbergens auswirkt.

Das Ausdrucksgesetz: Jede ausdrückende Körperbewegung verwirklicht das Antriebserlebnis des in ihr ausgedrückten Gefühls.

Das Ausdrucksgesetz, zweite Fassung: Der Ausdruck verwirklicht nach Stärke, Dauer und Richtungenfolge die Gestalt einer seelischen Regung.



Prof. Dr. Robert Heifz

Eigenhändiger Lebenslauf von Robert Heiß (ca 1938?)

Ich wurde am 22.1.03 in München als Sohn katholischer Eltern geboren, habe das humanistische Gymnasium besucht und als Externer mein Abitur gemacht. Ich war im Jahr 1920 ein halbes Jahr beim Freikorps und der Reichswehr. Ich studierte dann an den Universitäten Heidelberg, Kiel, Marburg und Göttingen. Dort habe ich mit einer Arbeit über "Die Philosophie der Logik und das negative Urteil" bei Prof. Geiger promoviert. Ich ging dann nach Köln, wo ich 1928 habilitiert wurde. Im Jahre 1936 wurde ich zum n.b.a.o. ernannt. Mein Lehrauftrag ist für Psychologie und Charakterkunde.

Mein wissenschaftlicher Ausgangspunkt waren soziologische und logische Probleme. Aus diesem Fragenkreis stammt meine Dissertation. Längere Zeit habe ich Logistik getrieben und meine Habilitationsschrift ist der Auseinandersetzung mit logistischen Problemen gewidmet. Insbesondere hat mich auch die Geschichte der Logik interessiert.

Nach Abschluß des Buches "Logik des Widerspruchs" traten für mich die logischen und erkenntnistheoretischen Probleme zurück. In dieser Zeit begann ich, mich mit charakterologischen Problemen zu beschäftigen und das Ergebnis ist "Die Lehre vom Charakter".

Seit etwa 3 Jahren hat sich mein Interesse für logische Probleme und Geschichte der logischen Probleme in ein allgemeineres geschichtliches Interesse verwandelt. Aus diesem Arbeitskreis liegt eine größere Abhandlung "Formalismus und Antiformalismus in der neueren Philosophie" vor. Dieser Aufsatz soll der erste Teil einer größeren Arbeit sein. Aus demselben Arbeitsgebiet ist die Abhandlung über den "Aristotelismus in der alten Universität Köln".

Gerne würde ich versuchen, eine Kulturgeschichte der Philosophie, zu der ein Entwurf vorliegt, fertig zu stellen. Indessen ist dieser Entwurf von etwa 100 Seiten ungenügend und bedarf einer neuen Bearbeitung.

Daten zum Lebenslauf

- 22.1.1903 geboren in München
Postsekretär Robert Heiß (+1916) und Eugenie Heiß (+1918)
Volksschule in Bamberg, Progymnasium in Pasing, Internat in München
- 1922 Abitur am humanistischen Theresien-Gymnasium München
- 1922-1926 Studium der Philosophie, Nationalökonomie und Soziologie, als Werkstudent in Heidelberg, Kiel, Marburg und Göttingen
- 26.2.1926 Promotion Dr.phil. in Göttingen (Referent Prof. Dr. Theodor Geiger).
Fortsetzung des Studiums in Köln als Stipendiat der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft
- 1.1.1928- nicht-etatmäßiger Assistent, Philosophische Fakultät der Universität Köln
- 1.10.1929
- 23.7.1928 Habilitation in Köln, Privatdozent für Philosophie
- 1.10.1929- wissenschaftlicher Assistent am Philosophischen Seminar der Universität Köln
- 8.2.1933 Köln
- 8.2.1933 Lehrauftrag für Logik und Logistik
- 26.7.1934 Erweiterung des Lehrauftrags um Wissenschaftslehre
- 20.4.1936 Ernennung zum nichtbeamteten a.o. Professor für Philosophie und Erweiterung des Lehrauftrags für Psychologie und Charakterforschung
- 23.3.1938 Kommissarischer Leiter des Psychologischen Instituts
WS 38/39 Leiter des Instituts für experimentelle Psychologie
- 28.10.1938 beamteter a.pl. Professor für Philosophie
- 18.9.1939- Heerespsychologe, Luftwaffenpsychologe, stellvertr. Leiter einer Eignungsprüfstelle, Referent im Eignungsprüfwesen
- 25.3.1942
- 1.9.1942 vertretungsweise Wahrnehmung des Lehrstuhls für Philosophie und Psychologie an der Universität Freiburg i.Br. (Planstelle von Prof. Honecker)
- 1.4.1943 Ernennung zum o. Professor
- 9.4.1943 Vorsitzender des Prüfungsausschusses
- 22.1.1944 Zustimmung des Berliner Ministeriums, da vorbereitende Maßnahmen bereits eingeleitet waren bzw. in den Berufungsverhandlungen die Zusage erfolgt war, zur Einrichtung des Instituts für Psychologie und Charakterologie an der Universität Freiburg und Ernennung von Prof. Heiß zum Leiter des Instituts
- 1946 Dekan der Philosophischen Fakultät; Senatsbeauftragter für Wohnungsfragen; Ruf auf einen Lehrstuhl für Philosophie, Universität Köln (abgesagt)
- 1947 Mitglied des Akademischen Senats

- 1956 Ruf auf einen Lehrstuhl für Psychologie, Freie Universität Berlin (abgesagt)
1960 Ruf auf den neuen Lehrstuhl für Psychologie, Universität Gießen (abgesagt)
1960/1962 Wunsch der Philosophischen Fakultät, Heiß möge den Lehrstuhl Philosophie I (Nachfolge Heidegger) übernehmen
31.3.1971 Entbindung von amtlichen Verpflichtungen und Emeritierung
21.2.1974 gestorben in Freiburg i.Br.

Herausgeber bzw. Mitherausgeber:

Zeitschrift für Diagnostische Psychologie und Persönlichkeitsforschung 1953-1958

Psychologische Forschung 1955-1967

Diagnostica 1959-1974

Mitarbeit an der DFG-Denkschrift

Ärztliche Psychotherapie und Psychosomatische Medizin (1964)

In der Selbstverwaltung der Universität:

Mitglied der Budget-Kommission, Mitglied der Baukommission, Beauftragter für das Fachschaftshaus der Universität auf dem Schauinsland

Aus der Vorgeschichte und Geschichte des Instituts*)

- vor 1887 Vorlesungen zur Psychologie einschließlich Psychophysik und experimenteller Psychologie durch Wilhelm Windelband und Alois Riehl
- 1887 Habilitation von Hugo Münsterberg für Philosophie. Vorlesungen über "Psychologie", "Psychologie mit Einschluß der Socialpsychologie", "Hypnotismus", Experimentalpsychologische Arbeiten für Anfänger und für Fortgeschrittene
- 1889 Zuschuß des Ministeriums von 200 Mark jährlich für das in der Wohnung Münsterbergs gegründete "Psychophysische Laboratorium"
- 1891 Habilitation von Heinrich Rickert für Philosophie
- 1897 Wechsel Münsterbergs (seit 1892 Extraordinarius) an die Harvard University
- 1897 Habilitation von Jonas Cohn für Philosophie. Vorlesungen über "Psychologie", "Das jugendliche Seelenleben", "Psychologie und Wirtschaft", Einführung in die experimentelle Psychologie mit Demonstrationen, Psychologische Arbeiten.
- ab 1903 Direktor des Psychologischen Laboratoriums: Rickert; Assistent: Cohn
- 1911 Beschluß der Philosophischen Fakultät, "Experimentelle Psychologie" als Prüfungsfach zuzulassen, um Dissertationen zu ermöglichen
- 1913 von Rickert initiierte "Erklärung von Dozenten der Philosophie in Deutschland gegen die Besetzung Philosophischer Lehrstühle mit Vertretern der experimentellen Psychologie"
- ab 1916 Direktor des Psychologischen Laboratoriums: Edmund Husserl
- ab 1920 Mitdirektor: Cohn (seit 1919 Extraordinarius für Philosophie und Pädagogik)
- 1922 Habilitation von Georg Stieler für Philosophie. Vorlesungen "Psychologie der Masse", "Gefühle und Affekte", Übung zur Kinder- und Jugendpsychologie
- ab 1928 Direktoren des Psychologischen Laboratoriums: Martin Heidegger und Jonas Cohn
- 1933 Cohn während des Rektorats Heideggers zwangsweise in den Ruhestand versetzt, Emigration nach England
- 1934 Stieler Nachfolger Cohns als a.o. Professor für Philosophie und Erziehungswissenschaft. Ernennung Stielers zum persönlichen Ordinarius und zum Leiter des Psychologischen Laboratoriums, dessen Aversum mit dem der Pädagogischen Bibliothek 1936 zum Seminar für Philosophie und Erziehungswissenschaft zusammengefaßt wird
- 1.4.1941 Prüfungsordnung für Studierende der Psychologie (Erlaß vom 16.6.1941)

- 18.7.1941 Antrag der Philosophischen Fakultät an das Rektorat auf Einrichtung eines Instituts für Psychologie
- 5.8.1941 Antrag der Universität an das Ministerium, den zweiten Lehrstuhl für Philosophie (Konkordatslehrstuhl) in einen "Lehrstuhl für Philosophie und Psychologie" umzuwandeln, da die Universität an einem Psychologischen Lehrstuhl stark interessiert sei. Da der Lehrstuhlinhaber Martin Honecker, der an dieser Aufgabe interessiert war, im Oktober 1941 plötzlich starb, wurde in der Fakultät an Stieler gedacht
- 12.5.1942 Das Kultusministerium in Karlsruhe teilt die Genehmigung des Prüfungsausschusses für Diplom-Psychologen mit
- 1943 erste Diplom-Vorprüfung
- 22.1.1944 Einrichtung des Instituts für Psychologie und Charakterologie. Direktor: Heiß
- 1945 erste Diplom-Hauptprüfung
- 1961 Umzug des Instituts von der Alten Universität in den wiederaufgebauten Peterhof
- 1967 Umbenennung des "Instituts für Psychologie und Charakterologie" in "Psychologisches Institut"

*) Daten aufgrund von Institutsakten, Universitäts- und Fakultäts-Archiv, siehe auch die unveröffentlichten Diplomarbeiten:

- Schmitt, H. (1988) Die Entwicklung der Psychologie an der Universität Freiburg von 1880 bis 1920.
- Unger, H.-E. (1989) Über die Geschichte der Psychologie als eigenständige Wissenschaft an der Universität Freiburg von ca 1920 bis ca 1945 mit einem Schwerpunkt 1933-1945
- Schönrock, R. (in Vorber.) Geschichte des Freiburger Psychologischen Instituts III. Der Zeitraum von 1941-1971.

Die Schriften von Robert Heiß

Vorbemerkung: Alle Erläuterungen und Zusätze sind in [] gesetzt. Es wurden auch die Rezensionen, Vorworte zu Büchern anderer Autoren und Beiträge zu Tageszeitungen aufgenommen. Die Bibliographie ist nach den Anfangsbuchstaben der Artikel geordnet, wobei unbestimmte Artikel nicht berücksichtigt wurden. In einem Anhang sind Rundfunkvortrage sowie Laudationes zum 60. und 70. Geburtstag und Nachrufe zusammengestellt.

1926

1. Die Philosophie der Logik und die Negation. Diss. phil., Göttingen. Zugleich erschienen in Archiv für die gesamte Psychologie, 56, 463-538.

1928

2. Max Scheler [Nachruf]. Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung (Berlin), 57, 598-600.
3. Der Mechanismus der Paradoxien und das Gesetz der Paradoxienbildung. Philosophischer Anzeiger, 2, 403-433.
4. Soziologische Strukturen in der Musik. Neue Musikzeitung (Stuttgart), 49, 141-150.
5. Zur Lage der Philosophie. Zeitwende (München), 4, 360-367.

1929

6. Das Gesetz der negativen Selbstbezüglichkeit. Habil.-Schrift, Köln [ungedruckt].
7. [R] K. Mannheim: Ideologie und Utopie. Bonn: Friedrich Cohen, 1929. Kölner Vierteljahressheft für Soziologie, 8, 240-243.
8. Der radikale junge Mensch. Die Erziehung (Leipzig), 4, 381-390.

1931

9. Zur Einführung in Nicolai Hartmanns Philosophie. Philosophie und Schule (Berlin), 3, 78-84.

1932

10. Logik des Widerspruchs. Berlin: Walter De Gruyter & Co., 128 S.

1933

11. 12. Deutscher Philosophentag [Tagungsbericht]. Neues Magdeburger Tageblatt vom 3. Oktober 1933.

12. Eugen Dühning.[Vortrag am 14. Januar 1933 vor dem Mikrophon des Westdeutschen Rundfunks von Privatdozent Dr. Heiss, Köln]. Die Blindenwelt (Berlin), 21, 36-41.
13. Marx' Revolutionsbegriff. [Der in der ersten Märzhälfte gesetzte Aufsatz im Umfang von 42 Seiten sollte erscheinen in Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 69, wurde dann aber im Zusammenhang mit dem schon damals drohenden Verbot der Zeitschrift, deren letztes Heft (69/6) im September-Oktober 1933 erschienen ist, von der Redaktion zurückgezogen. Vgl. Nr.38 eine Arbeit, die das Thema wieder aufgreift].
14. 12. Tagung der Deutschen Philosophischen Gesellschaft in Magdeburg vom 2. - 5. Oktober 1933 [Tagungsbericht]. Jahrbuch wissenschaftlicher Jugendbildung (Leipzig), 9, 567-570.

1935

15. Das Verhältnis von Theorie und Praxis bei Hegel. Blätter für Deutsche Philosophie, 9, 75-84.

1936

16. Die Lehre vom Charakter. Berlin: Walter de Gruyter, 273 S., [2. erw. Aufl. 1949, VII, 240 S.]
17. Sören Kierkegaards Bild vom Menschen. Blätter für Deutsche Philosophie, 10, 225-239.

1937

18. Bericht über die Aussprache am 23. September [im Rahmen der 13. Tagung der Deutschen Philosophischen Gesellschaft 1937]. Blätter für Deutsche Philosophie, 10, 430-440.

1938

19. Der Aristotelismus in der Artistenfakultät der alten Universität Köln. In H. Graven (Hrsg.), Festschrift zur Erinnerung an die Gründung der alten Universität Köln im Jahre 1938 (S.288-315). Köln: Kurt Schroeder.
20. Aristotelismus und Scholastik. Sonderbeilage der Kölnischen Zeitung vom 24. Juni 1938 zur 550-Jahrfeier der Universität Köln.
21. Formalismus und Antiformalismus in der neueren Philosophie. Blätter für Deutsche Philosophie, 11, 379-411.
22. Der Geist der alten Kölner Universität. Kölnische Volkszeitung vom 23. Juni 1938.

1939

23. La filosofia existencial [Übers. Heinz Müller]. Ensayos y Estudios (Berlin), 1, 75-110.

24. Stichworte "Abano, Pietro d'", S.10; "Abbildtheorie", S.13; "Ach, Narziß", S.78; "Alain (=Emile Chartier)", S.228*; "Albertus Magnus", S.244 f.; "Allgemeingültigkeit", S.304 f.*; "Amerikanische Philosophie", S.388 f.*; "Andler, Charles", S.439; "Apollinisch", S.554. In: Der Große Brockhaus. 15. Aufl. (2., völlig Neubearb. Ausgabe in 20 Bdn.) Erster Band A-Ast. Leipzig: Brockhaus. [Diese neun Artikel, von R. H. teils neu verfaßt, teils (bezeichnet durch *) nach älteren Auflagen ergänzt und verbessert, erschienen ohne Nennung des Vf.]

1941

25. Zur Charakterologie. Wissenschaftliche Berichte und Erfahrungen aus dem Personal-Eignungsprüfwesen der Luftwaffe, Heft 2, 3-16.

1942

26. Die Gewißheit des Philosophen. Nicolai Hartmann zum 60. Geburtstag. Frankfurter Zeitung vom 20. Februar 1942.
27. Nicolai Hartmann [Übers. Heinz Müller]. Ensayos y Estudios (Berlin), 4, 3-9.
28. Philosophie als Universalwissenschaft. Blätter für Deutsche Philosophie, 16, 68-100.

1943

29. Die Deutung der Handschrift. Hamburg: Goverts, 313 S. [vgl. Nr. 112]
30. Wissenschaftliche Menschenkunde. Frankfurter Zeitung vom 28. April 1943.

1948

31. Der Gang des Geistes. Eine Geschichte des neuzeitlichen Denkens. Bern: Francke, 391 S. (Sammlung Dalp Bd.61) - 2. Aufl. 1959
32. Möglichkeiten und Grenzen der Graphologie. Schweizer Rundschau, 48, 698-705.
33. Person als Prozeß. Kongreßbericht des Berufsverbands deutscher Psychologen, Bonn, 1947 (Bd.2, S.11-25). Hamburg: H.H.Nölke. [vgl. Nachdruck in der Festschrift hg. von Groffmann & Wewetzer (1968) S. 17-37]
34. Ratschläge für das Studium. In: Freiburger Hochschulführer 1948/49. Freiburg i. Br.: Zähringer Verlag, 130-136. Mit kleinen Veränderungen übernommen vom Studienführer der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br. Freiburg i. Br.: Eberhard Albert 1957, 19-22; 2. erw. Aufl. 1958, 19-22; 3. erw. Aufl. 1961, 19-22.

1949

35. Auslese und Prüfung. In: Gutachten der Universität Freiburg i.Br. zur Reform der Höheren Schule (S.11-14). Freiburg i. Br.: Gedruckt bei R. Goldschagg
36. Der dialektische Schluß. Philosophische Studien, 1, 164-183.
37. Hegel und Marx. Symposium, 1, 169-206. Auch gesondert erschienen: Hegel und Marx. Freiburg i. Br.: Karl Alber, 1953, 38 S.

38. Die Idee der Revolution bei Marx und im Marxismus. Archiv für Rechts-und Sozialphilosophie, 38, 1-24.
39. Eine Kultur kann nicht ohne Geist leben [Leitartikel. Zum Beginn der zweiten Hälfte des Jahrhunderts.]. Badisches Tagblatt, Silvesterausgabe.
40. Psychologismus, Psychologie und Hermeneutik. In C. Astrada u.a. (Hrsg.), Martin Heideggers Einfluß auf die Wissenschaften. Festschrift für Martin Heidegger zum 60.Geburtstag (S.22-36). Bern: Francke.
41. Psychologie und Testmethodik. Mitteilungen des Kantonalen Amtes für berufliche Ausbildung. (Bern), Nr.4, 4-10.

1950

42. Die diagnostischen Verfahren in der Psychologie (1.Teil).Psychologische Rundschau, 1, 266-275 [vgl. Nr.46].
43. Nicolai Hartmann. Die Tat (Bern) vom 17. Oktober 1950.
44. mit H. Hiltmann. Der psychologisch-diagnostische Wert von Farbreaktionen. Schweizerische Zeitschrift für Psychologie und ihre Anwendungen, 9, 441-462.

1951

45. Antwort [zu der Diskussionsbemerkung von W. H. Müller] "Zum Artikel >Robert Heiss, Die diagnostischen Verfahren in der Psychologie<, Heft1/5". Psychologische Rundschau, 2, 113-114.
46. Die diagnostischen Verfahren in der Psychologie (2., 3. und 4. Teil). Psychologische Rundschau, 2, 9-19, 63-75, und 128-136 [vgl.Nr.42].
47. mit H. Hiltmann (Hrsg.). Der Farbpyramidentest nach Max Pfister. Bern: Huber, 158 S. [vgl. Nr. 120]
48. mit H. Becker, K. Groffmann und O. Spreen. Der XIII. Internationale Kongreß für Psychologen in Stockholm. Die Neue Zeitung vom 11./12. August 1951.
49. Psychologie als Beruf. Deutsche Universtätszeitung, 6, 10-12.

1952

50. Der Farbpyramidentest. Psychologische Rundschau, 3, 1-11.
51. Nicolai Hartmann. In H. Heimsoeth u. R. Heiß (Hrsg.), Nicolai Hartmann. Der Denker und sein Werk (S.15-28). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 312 S.
52. Stichworte "Diagnose, psychologische", Bd. 1 Sp. 755-757; "Gutachten, Gutachter", Bd. II Sp. 555-556; "Klages, Ludwig", Bd. II Sp. 1215-1216; "Test", Bd. IV Sp. 583-586; "Graphologie" [mit H. Becker], Bd. II Sp. 486-489. In: Lexikon der Pädagogik. Freiburg i. Br.: Herder. 4 Bde. 1952-1955.

1953

53. [R] N. Tinbergen: Instinktlehre. Berlin: Parey, 1952. Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie, 1, 137-144.
54. Psychische Verlaufsgestalten [Autoreferat]. Bericht über den 17. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie, Göttingen, 1948 (S.32-34). Göttingen: Hofgrefe.
55. mit H. Karl und K. H. Wewetzer. Statistik und Psychologie. Psychologische Rundschau, 4, 159-164.

1954

56. Diagnostik der Persönlichkeit und Persönlichkeitstheorie. Zeitschrift für Diagnostische Psychologie und Persönlichkeitsforschung, 2, 1-12.
57. mit G. Grünewald. Graphologische Studien. Zur Analyse desgraphologischen Tatbestandes. Zürich: Rascher, 119 S.
58. Die Handschrift eines Trinkers im graphologischen Blindurteil. Zeitschrift für Diagnostische Psychologie und Persönlichkeitsforschung, 2, 233-247.
59. Möglichkeiten und Grenzen der diagnostischen Psychologie [Referat gehalten beim Kongreß der Gesellschaft Deutscher Neurologen und Psychiater, München, 1953]. Zentralblatt für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, 128, 351-352.
60. Möglichkeiten und Grenzen einer Diagnostik der Persönlichkeit durch projektive Methoden. In: Vorträge der 4. Lindauer Psychotherapiewoche, 1953 (S.22-39). Stuttgart: Thieme.
61. Zum Vorgang der Projektion. Diskussionsbemerkung zum Aufsatz von H. R. Teirich: Ein Fall von Zoophilie. Zeitschrift für Diagnostische Psychologie und Persönlichkeitsforschung, 2, 154-155.
62. Zur Theorie der Persönlichkeit [Autoreferat]. Bericht über den 19. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie, Köln, 1953 (S.158-159). Göttingen: Hogrefe.
63. Die Zuverlässigkeit der Graphologie. Ausdruckskunde, 1, 2-4.

1955

64. Mitteilungen über einen Versuch mit der Handschrift des 28jährigen Adolf Hitler. Zeitschrift für Diagnostische Psychologie und Persönlichkeitsforschung, 3, 254-262.
65. Psychodiagnostik und Psychotherapie. Psyche, 8, 663-677.
66. Psychohygiene und diagnostische Psychologie. In M. Pfister- Ammende (Hrsg.), Geistige Hygiene. Forschung und Praxis (S.459-476). Basel: Schwabe.
67. mit I. Honsberg und H. Karl. Vorläufige Mitteilung über die Verwendung von "häßlichen Pyramiden" im Farbpyramiden-Test. Zeitschrift für Diagnostische Psychologie und Persönlichkeitsforschung, 3, 106-124.

1956

68. Allgemeine Tiefenpsychologie. Bern: Huber. 371S.- 2. erw. Aufl., 1964, 371 S. (Zugleich in Enzyklopädie der Psychologie in Einzeldarstellungen. Bd.8; auch erschienen als Lizenzausgabe Fischer Taschenbuch Verlag. Frankfurt am Main, 1984)
69. Das Bild des Menschen in der Psychologie. Freiburger Dies Universitatis (Freiburg i. Br.), 4, 61-82.
70. Grundlagenkritik der tiefenpsychologischen Aspekte. Bericht über den 20. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie, Berlin, 1955 (S.39-49). Göttingen: Hofgrefe.
71. Ludwig Klages (1872-1956). Eine Würdigung. Zeitschrift für Diagnostische Psychologie und Persönlichkeitsforschung, 4, 215-217.
72. mit H. Becker, H. Hiltmann und I. Honsberg. Über psychische Wirkungen eines neuartigen Psychotonikums. Die Medizinische, Jg.1956, 260-262.
73. Was ist Psychologie? Psychotherapie, 1, 5-20.
74. [R] W. v. Siebenthal: Die Wissenschaft vom Traum. Berlin: Springer, 1953. Zeitschrift für Diagnostische Psychologie und Persönlichkeitsforschung, 4, 196-198.

1958

75. (Hrsg.). Enzyklopädie der Psychologie in Einzeldarstellungen (Bd.1-8). Bern: Huber.
76. Das Studium der Psychologie. In: Studienführer der Albert- Ludwigs-Universität Freiburg i. Br. (2. erw. Aufl., S. 117-119). Freiburg i. Br.: Eberhard Albert. Mit kleinen Abweichungen abgedruckt in der 3. erw. Aufl., 1961, S. 106-109.
77. Geschichte und Bedeutung der Testverfahren. In E. Franzen (Hrsg.), Darmstädter Gespräche 1958 "Ist der Mensch meßbar?" (S.126-136). Darmstadt: Neue Darmstädter Verlagsanstalt.

1959

78. Institut für Psychologie und Charakterologie [Antwort auf die Anfrage vom 16.2.1959 an die Lehrstuhlinhaber im Fache Psychologie zur Frage einer konfessionell bestimmten Psychologie]. In Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft Baden Württemberg (Hrsg.), Wissenschaft konfessionell bestimmt? Zur Neuordnung der Lehrerbildung in Baden Württemberg (S.23). o.O.
79. Wesen und Formen der Dialektik. Köln: Kiepenheuer & Witsch. 191 S.

1960

80. Hypnoseschriften. CIBA-Zeitschrift, 9, 3273-3274.
81. Krankheit und Handschrift. CIBA-Zeitschrift, 9, 3261-3272. Auch erschienen in Praxis der Psychiatrischen Neurologie, 4, 77-83.
82. Kurze Einführung in die graphologische Diagnostik. CIBA- Zeitschrift, 9, 3242-3245.

83. Porträt eines Freundes. In: Carl Linfert. Glückwünsche seiner Freunde zum 60. Geburtstag (S.7-15). Köln: Kiepenheuer & Witsch.
84. Über psychische Farbwirkungen. *Studium Generale*, 13, 379-391.
85. Zum Begriff der Intelligenz. *Diagnostica*, 6, 3-11. Hinweis in Bericht über den 22. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie, Heidelberg, 1959. Göttingen: Hofgreffe, 132.

1961

86. Die Dialektik bei Hegel und Marx. Bremen: Angelsachsen-Verlag, 24 S.
87. Die Zeit des Menschen und die Zeit überhaupt. *Freiburger Dies Universitatis* (Freiburg i. Br.), 8, 117-131. Gekürzte Fassung in *Universitas* (Stuttgart), 1962, 17, 509-521.

1962

88. Die Bedeutung der nicht-krankhaften Bewußtseinsstörungen und der seelischen Ausnahmestände für die Zurechnungsfähigkeit aus der Sicht des Psychologen. In G. Blau und E. Müller-Luckmann (Hrsg.), *Gerichtliche Psychologie* (S.223-243). Neuwied: Luchterhand.
89. Der Einzelne, die Masse und die Geschichte. *Freiburger Dies Universitatis* (Freiburg i. Br.), 9, 117-131.
90. mit H. Hartmann. Zur psychologischen Bedeutsamkeit der optischen Inversion. *Diagnostica*, 8, 23-38.

1963

91. Eröffnungsansprache zum V. Internationalen Rorschach-Kongreß, Freiburg i.Br. 5. - 9.8.1961. *Rorschachiana*, 8, 5-7 (=Schweizerische Zeitschrift für Psychologie und ihre Anwendungen, Beiheft 45).
92. Die großen Dialektiker des 19.Jahrhunderts: Hegel, Kierkegaard, Marx. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 437 S., 2. erw. Aufl., 1966, 437 S.
93. Die Verzauberung der Angst. *Merkur*, 17, 502-505.
94. Das Studium der Psychologie. In J. Fletschinger (Hrsg.), *Studienführer der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br.* (4. neubearbeitete Aufl., S. 107-110). Freiburg i. Br.: Eberhard Albert. - 5. neubearbeitete Aufl., 1966, S.107-110, 6. neubearbeitete Aufl., 1968, S.107-110.
95. Wort, Begriff und Bild. In C. Caselmann, P. Heimann, R. Heiß und A. O. Schorb (Hrsg.), *Bild und Begriff* (S.11-30). München: Juventa.

1964

96. mit K. W. Schaie. *Colour and personality. A manual for the color pyramid test.* Bern: Huber, 295 S.

97. mit A. Görres. Denkschrift zur Lage der ärztlichen Psychotherapie und der psychosomatischen Medizin. Wiesbaden: Franz Steiner Verlag, 129 S.
98. Ist Philosophie heute noch möglich? Der Monat, 16, 38-47.
99. mit K. J. Groffmann (Hrsg.), Ludwig Klages. Die Handschrift des Menschen [mit einer Einleitung von R. Heiss, S 7-20] München: Deutscher-Taschenbuch-Verlag, 191 S.
100. Die Magie des Nichts. Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 4. April 1964.
101. Der Philosoph und die Wissenschaft (Zum 75. Geburtstag von Wilhelm Szilasi). Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 18. Januar 1964.
102. (Hrsg.). Psychologische Diagnostik. (=Handbuch der Psychologie in 12 Bänden, Bd.6, 1. und 2. unveränderte Aufl.). Göttingen: Hofgreffe, 1058 S. - 3. unveränderte Aufl., 1971.
103. Psychologische Diagnostik. Einführung und Überblick. In:Handbuch der Psychologie in 12 Bänden, Bd.6, (S.3-16).
104. Technik, Methodik und Problematik des Gutachtens. In: Handbuch der Psychologie in 12 Bänden, Bd.6, (S.975-995).
105. Über den Begriff des Verhaltens und das Modell der Persönlichkeit in der diagnostischen Psychologie. In: Handbuch der Psychologie in 12 Bänden, Bd.6, (S.960-974).

1965

106. Die Bildung von Modellen in der Psychologie. In K. Eyferth und F. P. Hardesty (Hrsg.), Forderungen an die Psychologie (S.22-36). Bern: Huber.
107. (Hrsg.). Das Gesetz in den Wissenschaften (=Freiburger Dies Universitatis, 12, 1964/65). Freiburg i. Br. : Schulz, 131 S.
108. Das Gesetz und die Wischenschaften. In: Das Gesetz in den Wissenschaften (S.123-131). Freiburg i. Br.: Schulz.
109. Hochschulnot und Hochschulreform. Merkur, 14, 137-150.
110. Inleiding tot Ludwig Klages.[Übers. J. J. Wittenberg] Acta Graphologica, 16, 12-23.
111. Über psychologische Methoden der Menschenerkenntnis. In: Hessische Hochschulwochen für staatswissenschaftliche Fortbildung (S.90-102). Bad Homburg: Verlag Dr. Max Gehlen.

1966

112. mit I. Strauch. Die Deutung der Handschrift (3. völlig umgearbeitete und erweiterte Auflage). Hamburg: Claassen, 248 S., Beiheft mit Schriftbeispielen, 48 S.
113. Nichts Halbes und nichts Ganzes. Die Welt vom 16.Juli 1966.

1967

114. Deuten und Messen. Freiburger Dies Universitatis, 14, 7-21

1968

115. Die Universität. In K. Brem (Hrsg.), Pädagogische Psychologie der Bildungsinstitutionen (Bd II). Die Unterrichtsinstitutionen (S. 484-495). München: E. Reinhardt Verlag.

1969

116. Utopie und Leiden. Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 1. Februar 1969.
117. Das Verhalten im Konflikt. In A. Mitscherlich (Hrsg.), Das beschädigte Leben (S.33-42). Grenzach: Hoffmann La-Roche.

1971

118. mit J. Fahrenberg & R. Seus. Eine Studie zur Prüfung der psychodynamischen Wirkung von Dihydroergotoxin. Arzneimittelforschung (Drug Research), 21, 797-800.

1973

119. Utopie und Revolution. München: R. Piper & Co, 156 S.

1975 (posthum)

120. mit P. Halder (Hrsg.) und D. Höger (Mitarbeiter). Der Farbpyramidentest (2. völlig neubearbeitete Auflage). Bern: Huber, 148 S.

Festschriften, Würdigungen und Nachrufe

1. Hiltmann, H. & Vonessen, F. (Hrsg.). (1963). Dialektik und Dynamik der Person. Festschrift für Robert Heiß zum 60. Geburtstag. Kiepenheuer & Witsch, 314 S.
2. Groffmann, K.J. & Wewetzer, K.H. (Hrsg.). (1968). Person als Prozeß. Festschrift zum 65. Geburtstag von Robert Heiß. Bern: Huber, 242 S.
3. Fahrenberg, J. & Halder, P. (1973, 22. Januar). Person als Prozeß. Zum 70. Geburtstag von Professor Robert Heiß. Badische Zeitung, S. 18.
4. Halder, P. (1973). Prof. Dr. Robert Heiß 70 Jahre. Freiburger Universitätsblätter, 12 (40), 13-15.
5. [o. Autor]. (1973, 23. Januar). Ein Philosoph und Psychologe. Zum 70. Geburtstag von Robert Heiß. Frankfurter Allgemeine Zeitung. S. 2.
6. Fahrenberg, J. (1975). Nachruf für Robert Heiß. Psychologische Rundschau", 26 (1), 64-66.
7. Groffmann, K.J. (1974, 28. Februar). Prozeß und Wechsel. Zum Tod von Robert Heiß. Badische Zeitung. [o.S.].
8. Linfert, C. (o.J.). Mehr als ein Philosoph. [o.Q.].
9. Lockowandt, O. (1974). Abschied von Robert Heiß. Zeitschrift für Menschenkunde, 38, 281-290.
10. Wewetzer, K.H. (1974, 28. Februar). Ein Bahnbrecher der modernen Psychologie. Zum Tode von Robert Heiß. Frankfurter Allgemeine Zeitung. S. 20.
11. Wewetzer, K.H. (1974). Robert Heiß zum Gedenken. Freiburger Universitätsblätter, 13 (44), 12-14.

